


CHRISTO ET ECCLESIAE SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV. ANG.
VE RI TAS
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

\#

Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands.

Zerstreute Blätter,

wiederum gesammelt

von

A. F. C. Vilmar.

Erster Theil:

Politisches und Sociales.



Frankfurt a/M. und Erlangen.
Verlag von Heyder & Zimmer
1858.

Vorwort.

Die Aufsätze, welche hier gesammelt erscheinen, bildeten ursprünglich einen Theil von dem Inhalt eines kleinen periodischen Blattes, „der hessische Volksfreund", welches von mir mit dem Anfang der Revolution von 1848 begründet wurde und bis in das Jahr 1853 fortgesetzt worden ist. Gerichtet war dieses Blatt gegen die geistigen Grundlagen jener Revolution, und in dem engern hessischen Kreiße, für welchen es bestimt war, vielleicht nicht ganz ohne Erfolg gerichtet. Da nun von manchen Gesinnungsgenoßen und Mitkämpfern wiederholt der Wunsch ausgesprochen wurde, dasjenige aus jenen längst zerstreuten Blättern aufbewahrt und zusammengestellt zu sehen, was am meisten geeignet scheinen konnte, jene geistigen Grundlagen der Revolution von 1848 bis 1850 zu charakterisieren, so habe ich mich der Erfüllung dieses Wunsches nicht entziehen wollen. Der Kampf ist ja noch heute um dieselben Lebensgrundlagen vorhanden, wie in jenen drei Jahren, und hat kaum einige Formen und einige Personen gewechselt. Der Haß gegen geistige Vorzüge und geistige Bedeutendheit, der Haß gegen den Besitz, der Haß gegen das Recht sind heute noch genau so vorhanden,

wie in jener Zeit, und der Haß gegen kirchliches Bekenntnis und kirchliche Erfarung ist, wo nicht schärfer, doch weit offenbarer und meist auch weit erfolgreicher, als damals, freilich schon darum, weil zur Zeit das Feld der Kirche das einzige ist, auf welchem sich der Haß gegen den lebendigen Gott, der auch in dem Haß gegen Besitz und Recht liegt, in voller Gefahrlosigkeit und mit dem Gefühl der Sicherheit, welches von der Gewalt verliehen wird, aussprechen kann. Auf der andern Seite ist die Sorglosigkeit und Genußsucht, das rücksichtslose Ausbeuten des Besitzes als solchen, das Vertrauen auf materielle Mittel und die Verschmähung der geistigen Mittel, vor allem diejenigen geistigen Mittel, welche allein im Stande sind, die Revolution in ihren Principien zu besiegen, jetzt nicht allein in eben solchem Umfang und in eben solcher Stärke, wie bis zum Jahre 1848, sondern in unvergleichbar größerem Umfange und in weit größerer Stärke vorhanden, und zwar vorhanden eben bei denjenigen, gegen welche die Revolution von 1848 zunächst gerichtet war. Wie Wenige begreifen es, und wie höchst ungern hören es diejenigen, welche in jener Revolution noch einmal gerettet wurden, daß der Kampf wider den Umsturz von 1848 — 1850 nur von der Kraft des warhaftigen Gottes und der Kraft des lebendigen Christus des Weltherschers seine Kraft empfangen hat, und daß nur diejenigen gesiegt haben, welche in dem Glauben an den lebendigen Gott und an den Gekreuzigten und Auferstandenen fest gewurzelt waren durch das Bekenntnis und die Erfarung der Kirche. —

Freilich können diejenigen, welche so gekämpft und so gesiegt haben, sich auch nimmermehr dazu herbeilaßen, die Wiederherstellung der äußern Ruhe als Besiegung der Revolution anzuerkennen, die Gewalt als solche — vielleicht sogar im Gegensatz gegen Christus und Seine Kirche — zu adorieren, oder den Ausbruch einer abermaligen Revolution für unmöglich zu erklären.

Sind die Principien der Revolution noch vorhanden, wie damals, so mögen auch diese wieder zusammengesuchten Blätter den damals geführten Kampf gegen jene Principien fortsetzen, und so viel zum Siege beitragen, wie viel ihnen der barmherzige Gott gewährt.

Geschrieben sind die kleinen Stücke unter dem Eindrucke der unmittelbarsten Gegenwart, und ich habe die Färbung, welche sie damit empfiengen, jetzt nicht verwischen wollen, ja ich habe an manchen Stellen nicht einmal die besondern Beziehungen auf mein engeres Vaterland und auf die Gestalt, welche die Revolution in Westdeutschland trug, tilgen mögen. Noch weit weniger mochte ich an dem Tone und der Sprache der für ein sehr gemischtes Publicum — ich wünschte sagen zu können: für das Volk — bestimt gewesenen Aufsätze etwas ändern, oder diese etwa von dem Wiederabdruck ausschließen, um so weniger, weil die Wiederherausgabe gerade einiger der „populärsten" Stücke ausdrücklich gewünscht worden war.

Erreichen diese Blätter bei den Einverstandenen und bei denen, welche ein offenes Ohr und Herz besitzen, so viel, daß Jene sich in die Zeit der Kämpfe zurückversetzen und die geistigen Kräfte, von welchen

sie damals bewegt wurden, in sich von neuem lebendig machen, Diese aber zu dem Bewustsein gelangen, daß in jenen Jahren etwas Großes erlebt worden ist und wie es erlebt worden ist — daß in jenen Jahren ein wesentliches Stück der Culturgeschichte unseres Volkes sich entfaltet hat, so haben diese Blätter ihren Zweck erreicht und den Titel, unter welchem sie von neuem, und zwar in einen größeren Leserkreiß, hinausgesendet werden, gerechtfertigt.

Marburg, am 23. Merz 1858.

A. F. C. Vilmar.

Inhalt.

I.

Politisches und Sociales.

Ist die Welt fortgeschritten?

(1848)

Es war in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren Sitte geworden, von einer „Partei des Fortschritts" zu reden, und in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren hatte sich dieser Ausdruck zu einem allgemeinen Stichwort umgebildet, so allgemein und so unbestimmt, daß diejenigen, welche sich doch auch zu der älteren Partei „des Fortschritts" rechneten, fast nicht mehr wußten, ob sie noch mit gutem deutschem Gewißen sich dazu rechnen durften. Das fieng in den zwanziger Jahren damit an, daß die Lobpreisung und so zu sagen die Vergötterung Napoleons und nachher, zumal seit 1830, die Lobpreisung der Franzosen Mode wurde. Ein Fortschritt zu den Franzosen und mit den Franzosen aber war allerdings für die kein Fortschritt, welche in der Verherrlichung Napoleons nur den allerkläglichsten Rückschritt zur deutschen Knechtschaft und eine schwere Verirrung gesehen hatten. Indes dabei blieb es nicht. Bald sollte es auch für Fortschritt gelten, sich der deutschen Eigentümlichkeit zu entkleiden und sich das Gewand

des allgemeinen Weltbürgertums anzulegen, bald vom Christentum abzufallen, mit oder ohne Beibehaltung des Namens der Christen u. s. w. Zuletzt wurde alles Neue oder für neu Gehaltene, wurde jedes Gelüste und jeder frevelhafte Kitzel, insbesondere aber die Ablegung der Empfindung des Gehorsams, der Dankbarkeit und Bescheidenheit, der Treue und Ehrbarkeit, unbesehens unter dem Namen des Fortschritts begriffen. Mit dieser Art des Fortschritts konnte niemand, der nicht von gänzlicher Verblendung befallen war, zusammengehen. Dagegen fehlte in dem neuen Fortschritt dasjenige anfangs fast ganz, und zuletzt ganz und gar, was der alte Fortschritt gewollt hatte: die Wiedergeburt Deutschlands zu einem einigen und mächtigen Reiche. Der Rückschritt, den die diplomatischen Künste und die alten Beamtenzöpfe von 1815 bis 1830 veranlaßt hatten, war so mächtig gewesen, daß bei den Bewegungen von 1830 auch den allerentschiedensten und feurigsten Fortschrittsmännern von damals dieser Gedanke nicht mehr geläufig war, ja ganz fremd geworden zu sein schien. Wenigstens weiß der Schreiber dieser Zeilen Manche zu nennen, welche damals, gleichsam beseßen von dem herrschenden Verfaßungs- oder Landtagsfieber, den Gedanken an die Einheit Deutschlands unumwunden und mit harten Worten als hochverräterisch verwarfen. — Heut ist es allerdings beßer geworden, und das, was vor dreißig Jahren Fortschritt hieß, heißt es heute auch, wenigstens hauptsächlich und zunächst wieder. Das ist also allerdings ein Fortschritt, nur kein neuer und unerhörter, denn der Gedanke ist doch etwa fünf und dreißig bis

vierzig Jahre alt, und ob der Gedanke in den Köpfen und Herzen der Mehrzahl der heut zu Tage Handelnden so rein, so groß und so heilig vorhanden sei, wie in den Herzen der Männer von 1813 und der damaligen Jugend, das möchte noch sehr in Frage stehen. Der Schreiber dieser Zeilen hat wenigstens noch immer etwas von dem ruhigen Stolze in sich, den er als Knabe aus seinen geographischen und geschichtlichen Schulbüchern (damals bestand das alte deutsche Reich noch, in seinen letzten Augenblicken) vom deutschen Kaiser und vom deutschen Reiche eingesogen hat, und mit diesem ruhigen Stolze wollten ihm schon die, wenn auch noch so schönen, Träumereien der Studentenzeit bis 1819 nicht recht, damit will ihm noch weniger die Unsicherheit und Unruhe der heutigen deutschen Welt stimmen und sich vereinbaren. — Aber die Gedanken von fünf und dreißig und vierzig Jahren sind Thaten geworden, und das ist allerdings ein Fortschritt, und zwar ein großer. Aber noch mehr: es sieht danach aus, als ob jetzt ein Feind, welcher schon 1815—1819 im Verborgenen gohr und wühlte, und der dem deutschen Reiche, wäre es damals zu Stande gekommen, den empfindlichsten Schaden zugefügt haben würde, weil er nicht von vorn herein hätte zu Boden gekämpft werden können: der tolle, ziellose, im Notfall mörderische Freiheitsschwindel, gleich im Beginn sich ausscheiden und von Innen heraus bekämpft und besiegt werden sollte. Jetzt hat dieser tolle, zerstörerische Freiheitsschwindel bestimte Gestalten und Namen angenommen: Republik und Communismus, so daß man

ihn, was vor dreißig Jahren nicht möglich gewesen wäre, greifen, binden und bewältigen kann. Das wäre ein weiterer, oder vielmehr eigentlich der rechte Fortschritt. Kommt es dazu, dann, aber auch erst alsdann, wollen wir freudig bekennen: Ja, die Welt ist fortgeschritten!

Wir haben hierbei, wie leicht zu sehen ist, die deutsche Welt im Auge gehabt; von den übrigen Völkern oder gar der ganzen Menschheit ist nicht die Rede gewesen. Dazu gehören ganz andere und viel höhere Standpunkte. Nur die Franzosen laße man uns unter die Rubrik: „politischer Fortschritt" aus, denn die sind seit nun sechzig Jahren im Kreiße herumgelaufen. Kreißlauf aber ist kein Fortschritt.

Von Gottes Gnaden.
(1848)

In den letzten Zeiten, zumal seit der Berliner Unglücksnacht vom 18.—19. März, ist von gar Vielen mit lautem, gleichsam triumphierenden Stimmen verkündigt werden: nun habe doch das alte Königtum, das Königtum von Gottes Gnaden, ein Ende für immer! Daß das alte Königtum, so wie es sich in den letzten Jahrzehnden, ja wol schon seit zwei bis drei Jahrhunderten ausgebildet hatte, ein Ende genommen habe, das glauben wir auch; die Trennung des Herschers vom Volke, wie sie zuletzt bestand, die auf einer je mehr und mehr zunehmenden Scheidung

der Stände beruhet, einer Scheidung des Adelstandes und Beamtenstandes, des Militärstandes und Gelehrtenstandes unter sich und von dem Bürger und Bauer bis herab zu dem Taglöhner, die, wie wir gesehen haben und noch täglich vor Augen sehen, schon zu einer wahrhaften Spaltung geworden war — diese Trennung des Herschers vom Volke hat aufgehört. Daß die Regenten, abgesondert durch jene zahlreichen Klassen und Kasten, nicht allein hoch über dem Volke, sondern auch beinahe ganz außerhalb des Volkes, seiner Anschauungen und Stimmungen, seiner Richtungen und Wünsche stehen, daß sie herschen, ohne von dem lebendigen Mitgefühl und der herzlichen Zustimmung des Volkes getragen zu sein, daß sie regieren eigentlich nur durch das Papier und auf dem Papier, oder wie man spricht „nur so von oben herunter,“ das hat aufgehört. Die Meinung, als sei alle Klugheit und Einsicht, alle Weisheit und wol gar alle Fähigkeit in jene Kreiße und Klassen und Kasten gebannt, und es könne überall nichts Rechtes, am wenigsten etwas Gutes zu Stande kommen, was nicht von oben her angeordnet und befohlen werde, — diese Alleinweisheit und Alleinklugheit, die wir jedenfalls eine Ueberhebung nennen müßen, und welche oft genug nicht allein als Willkür erschien, sondern auch wirklich Willkür war, diese Alleinweisheit, welche verlangte, daß ein für allemal in dem angegebenen Tone genau eingestimmt werden müße, wenn man für einen aufrichtigen Freund der Ordnung und Gesetzlichkeit gehalten werden wollte, und jede freie Regung, selbst

wenn sie im besten Dienste des Herschers war, niederhielt und unterdrückte, diese Alleinweisheit hat für immer aufgehört. Und damit hat auch ein Ende genommen die aparte Weisheit der Feinen und Gescheiten, die sich in besondere Kreiße zusammenthaten, und zu der Weisheit, die von außen her sich kund that, hochmütig die Nase rümpften. Wer heute nicht mit seiner Weisheit auf den offenen Markt der Welt zu treten wagt oder treten mag und kann, mit dem ist es aus. Aufgehört hat aber auch das Herschen aus einer dem Königtum ausschließlich innewohnenden und zugehörigen Macht, die alles kann was sie will, eben weil sie Macht ist, die für sich als Macht, und nichts anderes, Anerkennung und Gehorsam, ja wol gar unbedingten und blinden Gehorsam, selbst in göttlichen Dingen, fordert, und sich höchstens auf das weibliche Recht, den Besitz und das Erbe (wiewol dieß letztere allerdings nicht ganz weltlicher Natur ist) beruft und stützt, auch dieses Herschen hat aufgehört.

Aber ist damit das Königtum von Gottes Gnaden auch zu Ende? — Wenn man unter dem Königtum von Gottes Gnaden eine Herschaft der Despotie und Tyrannei oder eine Regierung der reinen Willkür, oder die Art der Herschaft meint, wie wir sie eben geschildert haben, und die man wol das „absolute,“ oder etwas milder das „souveräne“ Königtum genannt hat, so wäre es freilich mit dem Königtum von Gottes Gnaden auch zu Ende. Doch daß man eben diese Dinge, Willkürherschaft und die sogenannte Souveränetät, zumal in der Gestalt, in der sie in den

letzten Jahrzehnden auftrat, mit dem Königtum von Gottes Gnaden für einerlei hielt und wol noch hält, das eben ist ein großer Irrtum. Ein Gott der Willkür und der bloßen Gewalt und Macht ist wol der Gott der Muhamedaner, aber nicht der Christenvölker und Christenkönige Gott. Der Gott an den wir glauben, ist ein Gott nicht allein überhaupt der Liebe, sondern ein Gott des Erbarmens, an welches die Herscher wie die Beherschten, die Könige wie die Völker in ganz gleicher Weise gewiesen sind. Und das eben ist es, was die Vorfahren unserer jetzigen Könige und Fürsten in rechter christlicher Demut aussprachen, als sie sich „von Gottes Gnaden" zu schreiben anfiengen. Es sollte dieser Ausdruck ein notwendiges Gegengewicht gegen die, damals allgemein anerkannte weltliche Macht und Herrlichkeit, aber nichts weniger als ein Verstärkungsmittel derselben sein.

Die Macht der Herscher und Regenten hängt nicht von ihrer Geburt, nicht von ihrem Besitz, auch nicht von den Constitutionen und von der Macht der Völker, sondern einzig und allein von Gott ab, und wer so etwas thut, wie unser weiland König Hieronymus von Westphalen, der sich „von Gottes Gnaden und durch die Constitution" König von Westphalen nannte, der will seine Macht neben Gott auch auf weltliche Dinge gründen. Diese weltlichen Dinge aber bläst der Sturm Gottes in einem Augenblicke weg, wie ein Kartenhaus. Ehe die Herscher sich als Herscher fühlen, müßen sie sich als Diener, nämlich als Diener Gottes fühlen, der ihnen ihre Macht, um sie liebevoll und

kräftig zu gebrauchen, als ein freies Geschenk ohne ihr persönliches Verdienst und, Gott gegenüber, ohne ihr persönliches Recht, gegeben hat und es ihnen eben so wieder nehmen kann. Diese Wahrheit hat in den letzten Zeiten der allmächtige Gott mit lauter Stimme, gleich Donnerschlägen, gepredigt und Er fährt noch fort sie zu predigen. Darum glauben wir gar nicht, daß das Königtum von Gottes Gnaden ein Ende genommen habe, wir glauben vielmehr, daß es jetzt erst anfange oder vielmehr wieder anfange, nachdem es lange Zeit halb oder mehr als halb, oder hin und wieder auch ganz ist vergeßen worden. Alle diejenigen Personen, welche Gott auf die Throne berufen hat, werden jetzt einsehen — wenigstens hoffen wir dieß zuversichtlich von denen, welche auf Deutschlands Thronen sitzen — daß es zum Bestande des Königtums und der Throne nicht auf die Macht und auf die Regierungskunst und die diplomatische Weisheit, überhaupt nicht auf das, was man heut zu Tage „das System" nennt (unsere Vorfahren vor zweihundert Jahren nannten es Ratio Status, und haben schon damals, als es eben aufkam, unter bittern Klagen dagegen gekämpft), auch nicht einmal auf besondere Talente und Gaben, oder auf gewisse Gesinnungen „monarchische" oder „liberale", ankomme, sondern allein auf die Gesinnung im Ganzen und Großen; und die stehet allein in dem Bewußtsein, nur von Gottes Gnaden auf dem Throne zu sitzen. Wir hoffen, damit wir es geradezu aussprechen, auf eine wesentliche Aenderung der Gesinnung derer, welche auf

den Thronen sitzen, und derer, welche die Könige und Fürsten in Zukunft zu beraten berufen sind, ja der ganzen Beamtenwelt von Oben bis Unten; wir hoffen diese Aenderung nicht allein zur Ehre, sondern auch zur Rettung der deutschen Throne, an die wir unabänderlich den politischen Bestand, die Macht und Bedeutung, ja die Existenz Deutschlands geknüpft sehen. Von dieser Aenderung der Gesinnung glauben wir, so weit wir zu sehen vermögen, den künftigen Bestand der Throne und die Zukunft Deutschlands abhängig; darum also hängt Deutschlands Zukunft nach unserer Meinung, von nichts anderm ab, als von dem Königtum von Gottes Gnaden.

Dazu gehört denn, um vorerst noch ganz von der Wiederkehr einer innern und vollen christlichen Gesinnung auf die Throne und in die Beamtenwelt zu schweigen, vor allen andern Dingen, daß das bisherige Selbstvertrauen, das Vertrauen auf die eigene Macht, Einsicht und Fähigkeit einem freien Vertrauen auf die regierten Völker und Stämme, an welche ein Regent aus Gottes Gnaden gerade so gut gewiesen ist, wie die Regierten an den Regierenden, Platz mache. Wir haben es oft beklagen müßen, daß viele Stimmen, und auch solche, welche doch sonst eine gesunde christliche Erkenntnis kund gaben, immer nur von dem Vertrauen welches die Untertanen dem Könige schuldig seien, aber fast nie von dem Vertrauen, welches auch umgekehrt stattfinden müße, redeten, dagegen, mitunter auf eine nicht gewinnende und wie wir gemeint haben, nicht einmal christliche Weise nur von

dem Rechte der Könige sprachen, ja gewissermaßen darauf pochten. Und sie pochten darauf nicht etwa den erklärten Wühlern und Zerstörern gegenüber — das läßt sich noch immer sehr wol rechtfertigen, sondern auch den christlich gesinnten Untertanen gegenüber, an die sie ihre Rede eben richteten. Sollen wir nach einigen Erfahrungen, die wir selbst gemacht haben, urteilen, so müßen wir glauben, sie haben nicht anders reden dürfen. Aber dann um so schlimmer! Gottes Gnade schließt notwendig gegenseitiges Vertrauen ein.

Es schließt noch mehr ein, es schließt auch Vergeben und Vergeßen ein, und daß das Vergeben und Vergeßen bisher gerade an den Stätten, wo man sich als nur von Gottes Gnaden stehend fühlen mußte, nicht gehörig, oft gar nicht stattgefunden hat, das haben wir bitter zu beklagen gehabt und hat uns gar oft nicht allein unmutig gemacht, sondern auch mit schweren Sorgen über die Dauer des innern Friedens und den Bestaud der Dinge überhaupt erfüllt. Freilich, wo immer vom Rechte, und wieder vom Rechte und nur vom Rechte die Rede ist, da findet Vergeben und Vergeßen keine Stätte. Wir glauben gern, daß auf den Thronen diese Christenpflicht etwas schwerer werden mag, als auf dem ebenen Boden des bürgerlichen Lebens, aber wir müßen dabei bleiben, wo sie nicht geübt wird, da ist kein Königtum aus Gottes Gnaden. In unsern Tagen ist nun zur Uebung derselben reichlich Gelegenheit; wird sie geübt, so sind

wir der festen Ueberzeugung, daß die Throne eben von Gottes Gnaden fester stehen werden als jemals.

Eben so, wie das alte ausschließliche Selbstvertrauen einem gegenseitigen Vertrauen, das alte Pochen auf das Recht dem Wolwollen, der Milde und der Vergebung Raum machen muß, so muß auch die bisherige Starrheit in der Ansicht, diese Herbigkeit, die keinen Widerspruch, die sogar keinen geistigen Verkehr, keine offene Verhandlung und kein eingehendes Besprechen der Dinge von unten her zuließ, einer aufrichtigen Verständigung weichen. Wir wißen es alle, wie diese Starrheit, die oft zur feindseligen Hartnäckigkeit wurde, einen so sehr übeln Eindruck gemacht hat — nicht allein in Hessen, was wir nicht einmal vorzugsweise im Auge haben, sondern eben so gut in Preußen wie in Baiern — hier so, dort anders, die Sache blieb dieselbe. Daß auf der Ordnung, zumal der dienstlichen, amtlichen, oder gar der göttlichen Ordnung mit Festigkeit beharrt werden müße, das versteht sich von selbst, aber davon ist auch nicht die Rede; diese Starrheit zeigte sich überall im bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben, in den Besprechungen öffentlicher Angelegenheiten so wie in den Ständeversamlungen. Der Monarch aber von Gottes Gnaden geht jeder einzelnen Erscheinung und jedem einzelnen Zustand im Leben seines Volkes treulich nach und liebevoll auf sie ein; er sucht sie zu verstehen und sie sich selbst anzueignen, damit er dem Einzelnen in seiner Gegenrede wieder verständlich werde; er sucht zu gewinnen und nicht von vorn herein abzuschrek-

ken und durch Absprechen zurückzuscheuchen. Und so sollen es in des Monarchen Namen alle seine Diener machen. Das liebevolle Eingehen auf die einzelnen Personen und das Gewinnen durch Liebe ist die Ordnung der göttlichen Gnade, und das Recht zu schrekken und zu strafen besteht gar nicht auf Erden, ohne daß diese Gnadenordnung daneben zugleich besteht und in Wirksamkeit ist.

Wir meinen also, das Königtum von Gottes Gnaden habe in den letzten Zeiten eben nicht recht bestanden, und statt daß es durch die eingetretene Aenderung der Dinge ganz zerstört sein solle, werde es nicht allein fortbestehen, sondern in dieser Zeit und nach dieser Zeit erst recht wieder zur Geltung kommen.

Unvermeidliche Folgen.
(1848)

Manche von den Theilnehmern an den Begebenheiten vom 24. Februar bis zum 20. Merz in Frankreich und Deutschland, und manche welche diese Ereignisse herbeigewünscht hatten und als sie eintraten mit hoher Freude begrüßten, mögen sich wol eingebildet haben, es werde nur das verhaßte politische System gestürzt werden, sonst aber im gewöhnlichen Leben alles ganz so bleiben, wie es bisher war, auch wol noch ein wenig beßer werden: mehr Lebenslust,

mehr Heiterkeit, mehr Vergnügen, auch mehr Reichtum und — Luxus werde sich einfinden. Daß dem nicht so sein werde, konnten ihnen freilich die Einsichtigen voraus sagen, aber man würde damit vor acht Wochen oder gar vor einem Vierteljahre nicht gehört worden sein. Jetzt zeigen sich die unvermeidlichen Folgen der plötzlich eingetretenen Umwälzung — aber immer begreifen Viele nicht, daß das unvermeidliche Folgen sind, und daß, wer die Ursache will und annimmt, auch die Folgen wollen und annehmen muß. Aus Paris haben sich schon längst alle Reichen, welche sich entfernen konnten, entfernt, und diejenigen welche dort geblieben sind, ziehen sich zurück und beschränken sich auf das Allernotdürftigste: der Verdienst so vieler Fabriken, Handwerker und Arbeiter, der noch vor einem Jahre überreichlich war, hat fast ganz, hin und wieder ganz und gar aufgehört. In Wien fängt es an, eben so zu gehen, und in Berlin ist es verhältnismäßig schon gerade so, wie in Paris. Wer wegziehen kann, zieht weg oder ist schon fort; diejenigen, welche früher die größten und glänzendsten Logis bewohnten, schränken sich auf ein paar Zimmer ein; große Gesellschaften werden fast gar nicht mehr gegeben: aller Verkehr und Erwerb, der auf Luxus beruhete und von den Reichen herkam, ist im Stillstehen begriffen; Besitzer der größten Werkstätten haben es für dieß Frühjahr ganz aufgegeben, Einkäufe an Rohstoffen zu machen, Meister welche vor einem Jahre mit zehn bis zwanzig Gesellen arbeiteten, haben deren jetzt zwei oder drei. Darüber aber kann man

sich nicht wundern. Denn wo es unruhig hergehet, wo eine Volksversamlung über die andere ausgerufen und abgehalten, wo in den Versamlungen selbst unaufhörlich gegen die Reichen declamiert und gepredigt, unaufhörlich zum Umsturz der bisherigen bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse aufgefordert wird, wo heute dieser morgen jener Auflauf Statt findet, so daß man am Morgen nicht weiß, was der Abend bringen mag — da hält es nur derjenige aus, welcher durch die Notwendigkeit, sei es die seines Geschäftes oder seines amtlichen Berufes festgehalten wird. Unruhe und Unsicherheit der Zustände hält niemand lange aus, diejenigen aber, welche vermöge ihrer Stellung die Wahl ihres Aufenthaltes haben, welche ihres Reichtums froh werden und denselben dadurch, daß sie Andern reichlichen Verdienst zu genießen geben, selbst genießen wollen, gar nicht. Damit der Reichtum wirklich nützlich werden könne, dazu ist Friede, Ruhe, und wenigstens gesetzliche Ordnung schlechterdings erforderlich. Wollen also die Fabrikinhaber, Handwerker und Arbeiter in Paris, Wien und Berlin, daß der alte reichliche Verdienst wiederkehre, so müßen sie zuerst darauf denken, wie sie volle gesetzliche Ordnung und in deren Gefolge bürgerliche Ruhe und gesicherten Frieden wiederherstellen. Der Weg aber, welcher von einer Anzahl Berliner Bürger eingeschlagen worden ist, um die Wolhabenden und mit ihnen den früheren Verdienst wieder herbeizubringen, ist der verkehrteste der sich denken läßt. Sie fordern nämlich in der Vossischen Zeitung alle dieje-

nigen, welche seit dem 18. Merz aus Berlin fortgezogen sind, auf, „binnen vier Wochen zurückzukehren, widrigenfalls sie die Ausbleibenden mit Namen und Charakter öffentlich bekannt machen, auch bei etwaiger späterer Rückkehr sämmtlicher Ehrenrechte der Berliner Bewohner für verlustig erklären, namentlich aber weder in die Berliner Bürgerwehr noch sonst in ein bewaffnetes Corps zulaßen würden.“ Diese Aufforderung ist nun vollends einer Ausweisung, wenigstens einer Verscheuchung für immer gleich. In diesem Falle helfen Drohungen nichts, sondern nur Aenderung der Zustände kann helfen, und diese hängt eben von denen ab, welche diese Aufforderung erlaßen haben. Am verkehrtesten ist es aber, daß sie diese Aufforderung mit den Worten schließen: „Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns.“ Das könnten gerade die Reichen, die von Berlin weggezogen sind, zu eben diesen Auffordernden sagen: Ihr seid zwar nicht unmittelbar und geradezu gegen uns gewesen, aber doch auch nicht mit uns, so daß ihr die Unruhen, Aufläufe und Gefahren von uns fern hättet halten können; da ihr das nicht gekonnt habt, so seid ihr wider uns! — Mit den Bürgern, welche Gesetz und Ordnung handhaben und den Aufruhr samt dem Aufruhrprediger nicht aufkommen laßen, werden die Reichen schon von selbst gern sein, aber mit den Unzuverläßigen, Mutlosen, Zweideutigen, und nun vollens mit den Herausfordernden und Trotzenden können sie nicht sein. —

Republik und Communismus.
(1848)

Die gegenwärtige Zeit hat sich so gestaltet, daß die beiden Dinge, welche in der Ueberschrift genannt sind, als ein und dasselbe Ding gefaßt werden müßen; wer heute im ganzen Ernste ein Republikaner sein will, der muß notwendig auch Communist sein. Verstand man sonst unter einer Republik nur eine Staatsverfaßung, in welcher alle und jede Staatsrechte vollkommen gleich vertheilt waren, so versteht man jetzt darunter zugleich eine Gesellschaftsverfaßung, in welcher neben den Staatsrechten auch der Besitz und das Vermögen vollkommen gleich vertheilt sein sollen. Die heutige Republik will nicht allein eine ganz gleiche Beteiligung an dem was man den Staat nennt, sondern auch eine ganz gleiche Beteiligung an dem Vermögen und dem Besitz, welchen die gesammten Staatsbürger inne haben — eine Güterteilung, eine Gütergemeinschaft einführen. Daß dieß der eigentliche Sinn, der wahre Inhalt und Zweck auch der letzten französischen Revolution vom 24. Februar d. J. sei, war aus dem ganzen Verlauf der Dinge, welche dieser Revolution seit Jahren vorausgegangen sind, mit vollkommener Sicherheit gleich bei dem Eintritt dieser Revolution zu schließen; aber die ersten Proclamationen der provisorischen Regierung sagten es auch sehr verständlich, und Louis Blanc, ein Mitglied dieser Regierung, zeigte es durch seine sofortige Berufung des sogenannten Arbeiterparlaments, welches sich fort=

während, wenigstens bis zur Eröffnung der National-versammlung, im Palast Luxemburg in Paris versammelte — immer freilich nur, um Reden zu hören und zu halten und Vorschläge zu machen, deren Unausführbarkeit die Arbeiter selbst meist schon am folgenden Tage einsahen. Indes darauf hinaus will man mit vollem Ernste; die zahlreichen Clubs in Paris sprachen sich schon im Merz durch eine von allen ihren Präsidenten unterzeichnete Proclamation dahin aus: „Die Republik wäre eine Lüge, wenn sie bloß „eine Regierungsform durch eine andere ersetzte. Es „ist nicht genug, die Worte zu ändern, die Sachen „müßen anders werden. Eine Republik ist die Emancipation der Arbeit, sie ist das Ende ihrer Ausbeu„tung; die Arbeit muß vom Capital befreit werden. „Es gibt keine Freiheit für den, welchem es an Brod „mangelt. Die Existenz des Volks darf nicht länger „von dem Schrecken abhängen, der die Capitalisten „überkommt, auch nicht von der Tücke, mit der sie „ihre Schätze verbergen.“ Eben so zeigte es sich schon, vor, und mehr noch nach dem Aufruhr in Berlin vom 18. Merz, daß es dort, nächst den Polen, einer Republik, nnd zwar einer communistischen Republik gegolten habe und fortwährend gelte. Gleich nach jenen Vorgängen wurde eine große Volksversammlung abgehalten, welche es als ihren Hauptgrundsatz aussprach, daß sie sich um alles, was Verfaßung in Deutschland und Preußen, was Reichstag in Frankfurt, vereinigter Landtag und Reichstag in Berlin heiße, ganz und gar nicht kümmern wolle, dagegen aber

einen Minister der öffentlichen Arbeiten, Erziehung der Kinder auf Staatskosten, Versorgung invalider Arbeiter, eine „wolfeile“ Regierung und zu diesem Zwecke insbesondere Verminderung des stehenden Heeres verlange. In diesem Tone geht es in Paris und Berlin auch noch bis auf den heutigen Tag fort: eine geordnete Staatsverfaßung, und wenn es auch wirklich eine Republik wäre, ist diesen Leuten ganz und gar nicht recht, so daß die Communisten in Paris, sobald sie sahen, daß die Nationalversammlung nicht auf ihre Thorheiten und Frevel eingehen wolle, den gräulichen Angriff vom 15. Mai auf sie machten. Es hieß wieder, wie man es seit 1831 von Ludwig Philipp gesagt hatte: „die ganze Revolution sei eine Täuschung gewesen.“ In demselben Sinne können wir aber unsere Republikaner an allen andern Orten, in Bamberg und Frankfurt, in Marburg und Cöln alle Tage reden hören, wenn wir wollen. Die Hauptsumme ihrer Rede ist: Alle sollen in ganz gleicher Weise frei sein; frei aber kann nur der sein, welcher nicht vom zufälligen Erwerbe abhängt, wer nicht Not leidet, wer nicht arm ist; also: Die Armut muß aufhören.

Das lautet nun recht schön, und ist auf eine Weltverbeßerung angelegt, die seit sechstausend Jahren noch nicht ihres Gleichen gehabt hat (wie sie auch selbst sagen). Die Frage ist nur die: wie machen wir es, um die Armut wegzuschaffen?

Da gibt es nun Einige, und deren ist bis dahin noch die Mehrzahl, die von keiner andern Armut et-

was wißen, als von der Armut der Fabrikarbeiter in den großen Fabrikstädten. Sie sind selbst nie aus diesen Städten wie Paris, Lyon u. dgl. herausgekommen, und denken sich also die ganze Welt wie eine einzige große Fabrikstadt; wie es in den kleinen Städten, ja wie es in dem Kleinverkehr überhaupt, und vollends wie es auf dem Lande bei dem Ackerbau, der Viehzucht, dem ländlichen Gewerbe und ländlichen Tagelohn aussieht, das wißen sie gar nicht. Ihre Pläne passen daher auch nur auf diese größern Städte, auf die großen Fabrikanlagen, und das allerdings oft gar große, aber doch auch oft selbstverschuldete Elend der Arbeiter in diesen Fabriken; höchstens, daß sie sich noch mit der Lage der Gesellen in den großen Handwerker-Werkstätten beschäftigen.

Diese Fabrikarbeiter und etwa einen Theil der Handwerksgesellen nennen sie nun schlechtweg „Arbeiter“, gleich als wenn sonst niemand in der Welt arbeitete, und setzen dieselben dem „Bürger“ entgegen, während doch gerade der Bürger in Frankreich wie in Deutschland eben so gut, und meistentheils noch unter weit größerer Sorge um das Auskommen, mithin auch mit größerer Anstrengung arbeitet, als der „Arbeiter“. Oder sie nennen sie auch „Proletarier“, das heißt, solche Leute, welche fortwährend Kinder in die Welt setzen, ohne daß sie Mittel hätten und wüßten, dieselben zu ernähren und zu erziehen. Den Arbeitern oder Proletariern gegenüber stellen sie nun, wie gesagt, die Bürger, oder auch ganz allgemein die Besitzenden. Nach dem Maßstab, den

diese Weltverbeßerer anlegen, sind nun schon die bei weitem meisten Taglöhner auf den Dörfern und sogar in den Städten, selbst in den großen Städten Deutschlands nicht „Arbeiter" und „Proletarier", sondern „Bürger" und „Besitzende", geschweige denn die ärmeren Bürger, die ein kleines Geschäftchen treiben, die Kleinkrämer oder Höker, die Schiffer, die zahlreichen in den Gewölben und Magazinen der großen Kaufleute beschäftigten Diener, die Kleinbauern oder Kühbauern auf den Dörfern u. s. w. Diese gehören allesammt nicht zu den „Arbeitern" und „Proletariern", sondern darunter sind, wie gesagt, nur die Fabrikarbeiter, die Handwerksgesellen zum Theil, sodann die Eckensteher in den großen Städten und überhaupt diejenigen begriffen, welche gar kein Geschäft für sich haben und treiben, meist auch freilich nicht haben und treiben wollen. Das Elend dieser Leute malen sie nun mit den allerschwärzesten Farben aus, und stellen es noch viel ärger und schrecklicher dar, als es ohnehin schon ist, freilich darum so ist, weil diese Arbeiter sich angewöhnt haben, alles, wie man spricht, mit unter die Decke zu nehmen, und die Kunst des Haushaltens und Sparens nicht gelernt haben, auch wol nicht lernen mögen.

Wenn sie diesen geholfen hätten, meinen sie der ganzen Welt geholfen zu haben, gleich als wenn etwa Paris und Lyon ganz Frankreich oder ganz Europa oder gar die ganze Welt wäre; „Arbeiter" bedeutet ihnen nur „Pariser Fabrikarbeiter." Solcher Fabrikarbeiter aber finden sich in Frankreich an den großen

Industrieplätzen Paris, Lyon, Rouen und einigen andern alles in allem etwa 500,000; von ihrer Hände Arbeit aber leben in Frankreich in den kleineren Städten und auf dem Lande zusammen etwa zwölf bis fünfzehn Millionen; wie kann das, was vielleicht auf jene 500,000 passen mag, auf diese fünfzehn Millionen passen, welche zerstreut, mit ganz verschiedenen Arbeiten beschäftigt, gar nicht oder wenig von Fabriken und Fabrikherren unabhängig, überhaupt in ganz und gar andern Verhältnissen leben? Wer diese Dinge unter einander mengen will, der macht — Kohl, und eben mit diesem Spitznamen nennt man in Paris auch den Herrn Louis Blanc, dessen ganzer Kopf von diesem Gemengsel voll ist: er heißt gemeinhin nur chou blanc (weißer Kohl). Und daß dieses Zusammenwerfen der kleinen Zahl von Fabrikarbeitern mit der vier und zwanzig bis dreißig mal größeren Anzahl sonstiger Arbeiter in Frankreich reiner Unsinn sei, das hat dem Herrn „Weißkohl" schon ein Franzose selbst gesagt, der bekannte Abbe Lamennais, der doch mit seinen Gedanken sonst auch ziemlich im Schlaraffenlande zu Hause ist. Noch toller wäre eine solche Mengerei in Deutschland; da macht die Zahl der Fabrikarbeiter kaum den vierhundertsten Theil der übrigen Menschen aus, welche von ihrer Hände Arbeit leben. Ist das in Frankreich einmal Kohl, so ist es in Deutschland zehnmal Kohl.

Aber laßen wir auch diese Mengerei, laßen wir die fünfzehn Millionen weg; wie soll nun den 500,000 geholfen werden? Diejenigen, welche die Sache gleich

beim Kopfe anfaßen, sagen kurzweg: die Arbeit darf künftig nicht mehr vom Capital abhängen; die Arbeiter sind es eben, welche arbeiten, welche die Arbeiten schaffen, ihnen gebürt also aller Vorteil von ihrer Arbeit ganz und ungeschmälert. Das heißt also ungefähr so viel: ich habe ein Grundstück, auf welchem Lehm gegraben werden kann. Also lege ich eine Lehmgrube und Lehmsteinfabrication an, und stelle dafür fünfzig Arbeiter an, von denen die einen zehn den Lehm hacken, die andern zehn ihn bereiten, die dritten zehn oder zwanzig die Steine formen u. s. w. So wie ich diese Lehmgrube eröffne und die Leute anstelle, gehört nun aller Verdienst der Lehmgrube nicht mir, dem bisher das Grundstück gehörte, bewahre! einzig und allein den funfzig Arbeitern, und diese theilen sich in den Gewinn ganz gleich, so daß der Lehmhacker so viel bekommt, wie der Former. Wird es aber ja recht billig gemacht, so bekomme ich, dem das Capital, die Lehmgrube, gehört, auch eine Portion des Gewinnes; diese wird mir aber von den Arbeitern nach Mehrheit der Stimmen zugewiesen. Die etwas Billigeren wollen zwar fünf bis zehn Procent des Gewinnes für den Eigentümer zugestehen; in der Regel aber bekommt derselbe nicht mehr als ein Arbeiter. Das heißt die Arbeit vom Capital unabhängig machen.

Dabei verliere ich ja aber gerade dadurch, daß ich mein Eigentum zur Lehmgrube eröffne, und den Leuten aus gutem Willen Arbeit verschaffe, mein Eigentum? — Freilich! das eben ist es, du hast ja gar kein Eigentum, insofern du es nicht durch Arbeiten

nutzbar machst; läßest du es aber nutzbar machen, so gehört es eben denen, die es nutzbar machen. Es gibt überhaupt kein Eigentum; Eigentum haben ist gerade so gut wie einen Diebstal begehen; Eigentum ist nur für den vorhanden, der mit seinen Händen arbeitet. Und das gilt von allen andern Geschäften, auch von solchen, wozu Verstand, Einsicht und Erfindungsgabe gehört, was zum Betreiben einer Lehmgrube noch eben nicht nötig ist: der Verdienst des mit Glück auf neue Erfindungen sinnenden Tuchfabrikanten gehört nicht ihm, sondern seinen Arbeitern, den Spinnern, Walkern, Rauheren, Scherern; der geschickte Sattler, Schuhmacher, Schneider ist nicht für sich und zu seinem Nutzen geschickt in neuen Handwerksvorteilen und neuen Moden, sondern allein für seine Gesellen und zu deren Nutzen; Erfindungen und Entdeckungen gehören gar nicht für den, der sie macht, sondern für den, der sie nicht macht; davon eben kommt aller Neid und Haß in der Welt, daß jeder von seinen Erfindungen allein, wenigstens zunächst, für sich Gebrauch machen, daß er es beßer machen will in seinem Geschäft und Gewerbe als sein Nebenmann im Geschäft; wer beßere Schuhe verfertigt als der Nachbar, oder beßere Wecke backt, als der Andere, so daß mehr bei ihm gekauft wird, daß er also mehr Gesellen halten, mehr Einkäufe machen, ein größeres Geschäft einrichten kann, als der Andere, der ist ein Verräter und Verbrecher an der „allgemeinen Brüderlichkeit“; das „Monopol des Genies“, d. h. der Vorzug, etwas leichter lernen und beßer betreiben,

Erfindungen und Entdeckungen machen zu können, und die Concurrenz müßen aufhören. Einer soll gerade so viel wißen, erfinden, verstehen, lernen, verdienen, gewinnen und genießen, als der Andere, eher gibt es keine Freiheit. Darum ist denn natürlich auch kein Unterschied zwischen geschickten und ungeschickten, flinken und langsamen, ja nicht einmal zwischen fleißigen und trägen Arbeitern und Gesellen: einer wird genau so bezalt, wie der andere. Das heißt denn: Organisation der Arbeit, und dies Wort ist der Haupttrumpf, den Louis Blanc unaufhörlich ausspielt.

Lieber Leser, du glaubst wol, damit erzählte ich dir lauter Münchhausische Lügen, Spuk und Schnurren. Ich wollte selbst, ich könnte mich mit all diesem hirnverbrannten Zeug für einen Schnurrpfeifer und Extra-Lügner ausgeben; aber leider bin ich es nicht. Alles dieß ist schon seit acht bis zehn Jahren, zum Theil aber auch schon seit viel längerer Zeit, in mehreren englischen, vielen französischen und einigen deutschen Büchern zu lesen gewesen; daß das Eigentum ein Diebstal sei, hat der noch lebende Franzose Proudhon ausgesprochen, (dieser Satz ist das eigentliche Wahrzeichen der Communisten) und das übrige ist in den Reden des vorhergenannten Herrn „Weißkohl" im Arbeiterparlament unzählige Male vorgekommen. Gegen den letzten Satz, daß ein Arbeiter, unangesehen seine Geschicklichkeit, seine Betriebsamkeit, seinen Fleiß, genau so viel haben müße, wie der andere, auf den sich Louis Blanc viel zu Gute that, ist übrigens auch von dem Arbeiterparlament heftiger und ziemlich allgemeiner Wi-

derspruch erhoben worden: eine solche Einrichtung, meinte man mit Recht, sei „das Grab des Fleißes“, ja der Arbeit überhaupt. Nur diejenigen widersprachen nicht, welche statt zu arbeiten, es bequemer fanden, jeden Morgen sich einen Freiheitsbaum zu holen, ihn auf irgend einem öffentlichen Platze aufzupflanzen, ihn mit Hunderten von dreifarbigen Bändern, wozu sie das Geld bettelten oder erpreßten, auszuputzen, dann Wein oder das Geld dazu in den umliegenden Häusern zu fordern oder zu betteln, Vormittags zu trinken und um den Freiheitsbaum herum zu tanzen, Nachmittags zu tanzen und sich zu betrinken, Abends in den Straßen herumzuziehen und zu jubeln, sich dazu die Fenster der Straßenbewohner illuminieren zu laßen oder sie einzuwerfen. Diese widersprachen nicht, denn ihr Geld mußte ihnen ja doch werden. Und es wurde ihnen; wenigstens haben sie es so, wie eben erzählt wurde, in Paris vom 25. Februar an sechs Wochen lang auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen getrieben.

Wie aber wird es denn nun mit den Fabrikherren und den Handwerksmeistern, wenn alles für die Arbeiter und Gesellen ist, was erarbeitet und verdient wird? Wann und wie wird man denn Meister und bekommt seinen eigenen Heerd? Ja, lieber Freund, der du so fragst, du hast das Ding noch nicht recht verstanden; das Meisterwerden laß dir fortan vergehen! Die Sache ist ja eben darauf angelegt, daß jeder nur Geselle sein und sein ganzes Leben lang Geselle bleiben soll; es soll ja eben nur Arbeiter, Handarbeiter geben und nichts weiter. G e m e i n s c h a f t l i c h e Werkstätten

soll es geben, und nur diese; keine Meisterwerkstätten mehr. Der eigene Heerd, der doch nach dem guten deutschen Reim Goldes wert ist, soll nichts mehr gelten; es soll keinen eigenen Heerd mehr geben. Du möchtest es aber gern „zu etwas bringen“? Ja, das laß dir vollends vergehen, denn diese ganze Einrichtung, die man den Socialismus nennt, und die nur eine besondere Art des Communismus ist, ist eben darauf angelegt, daß es niemand zu etwas bringen soll. Es soll ja gleich von vorn herein jeder Arbeiter so viel haben, wie er möglicherweise überhaupt nur erhalten kann, aber mehr bekommt er auch sein Lebtag nicht. Wer führt denn nun aber das Geschäft? Das können doch nicht wieder alle zusammen thun? Doch! zum Theil wenigstens. Wer heute angemeßen und zugeschnitten hat, der macht morgen Knopflöcher, wer heute den Ofen fegt und heizt, der wirkt morgen an der Beut aus, und umgekehrt; die Geschäftsführung wechselt nach der Wahl, die durch Mehrzahl der Stimmen bewirkt wird, ab. Das mag eine saubere Ordnung geben! sagst du, und ich glaubs auch. Aber, fragst du endlich weiter, am Ende muß doch eine Rechnung gestellt und das Ganze so verwaltet werden, daß etwas dabei herauskommt; das kann doch nun und nimmermehr durch die Arbeiter selbst geschehen? Darauf haben die Socialisten eine Menge gar verschiedener und gar wunderlicher Antworten gegeben; Herr „Weißkohl“ weiß auch hierfür Kohl: der Staat, sagt er, übernimmt alle diese gemeinschaftlichen Werkstätten. In jeder Stadt oder in jedem Bezirke einer großen Stadt

ist nur eine Bäckerei, eine Schneiderei, eine Schuhmacherei, und der Staat, die Republik, führt die besondern Rechnungen und die allgemeine Rechnung: alle Handwerker und Fabrikarbeiter sind in der Zukunft Staatsdiener; nun gibt es Bäckerdirectoren, Schneiderdirectoren, Schusterdirectoren, so wie es jetzt Obergerichtsdirectoren, Regierungsdirectoren, Kammerdirectoren gibt, und über ihnen allen steht dann der Arbeiterminister. Da ist denn alles durch genaues polizeiliches Aufpassen genau geregelt: so und so viel Röcke und Hosen, so und so viel Schuhe und Stiefel müßen des Tags produciert werden, und jeder Rock und jede Hose wird dann mit Bemerkung dessen, der sie gemacht, in das Protokoll des Schneiderdirectors eingetragen, der Preis und Verkauf dabei bemerkt und die Auszüge aus diesen Protokollen werden monatlich an den Arbeiterminister eingeschickt. Den Erlös bekommt der Einzelne nicht in die Hand, sondern die Staatskasse, und aus dieser wird ihm, nachdem alles richtig vertheilt ist, sein Theilchen ausbezahlt; er selbst hat keine Preise zu bestimmen, keine Forderungen zu machen, keine Zahlungen zu empfangen — das thut alles der Staat. Dem Arbeiter wird seine Arbeit und sein Verdienst ganz genau bezeichnet, in ein eigenes Buch, so eine Art von Gesindebuch, eingetragen. Die Communisten nennen es „das Commerzbuch". Ja der Arbeiter soll seinen Verdienst eigentlich gar nicht in baarem Geld bekommen, denn nach der Meinung vieler Socialisten und Communisten ist das Geld auch nur eine Art Eigentum, also ein Diebstal, der an der Arbeit

begangen wird: für deine geschneiderte Hose bekommst du Brod und Wecke in Natur, oder Fleisch, Gemüse und Bier, oder Schuhe, und wenn es mit dem Geschäft gut geht, darfst du auch an den „Genüßen" Theil nehmen, die gleichfalls alle ihre Preise haben und alle sorgfältig registriert werden, d. h. du kannst ein Schnäpschen trinken, oder ein Glas Wein, wenns beliebt, kannst deine Cigarre rauchen, oder auch eine Viertelstunde oder eine halbe auf dem gemeinschaftlichen Gäulchen spazieren reiten, welches sich deine Schneiderwerkstatt auf Staatskosten hält. Aber ja nur so viel, wie in deinem „Commerzbuch" steht, darfst du „genießen", und nicht ein Haar mehr! Du möchtest wol gern zwei halbe Schöppchen trinken, aber in deinem Commerzbuch, worin „Arbeit oder Verdienst" und „Genüße" genau verzeichnet sind, steht, daß deine Arbeit dir nur Anspruch auf ein halbes Schöppchen gebe, also vor dem zweiten wisch du dir nur immer den Mund! du kriegsts nicht, denn es steht nicht im „Commerzbuch"! Mit dieser Gegenrechnung der Arbeiten und Genüße haben die Schneider- und Schuhmacherdirectoren und hat das Arbeiterministerium dann vollauf zu thun und es gibt ein neues großes Heer von Staatsdienern.

Du meinst, lieber Leser, da gehe es ja gerade her wie im Zuchthaus und bei den Eisengefangenen auf Mariaschloß, Ziegenhain und Marburg! Sieh, das meine ich auch, und das meinen alle vernünftigen Leute mit uns Zweien, und ins Zuchthaus wollen wir alle beide nicht. Wir sind so schon zufrieden, daß wir des

ängstlichen Aufpassens der Polizei ein wenig los sind — und nun gar so eine Polizei, die zehnmal ärger wäre, als die bisherige! Das fehlte noch! Aber zu den vernünftigen Leuten hat auch die Socialisten und Communisten noch niemand gerechnet, als sie sich selbst. Die im Kloster Haina und Kloster Hofheim sagen auch, sie wären allein die vernünftigen Leute; alle andern wollens ihnen nicht glauben.

Manche dieser sehr vernünftigen Leute fangen es zwar ein wenig sauberer an, und wollen, wie sie sagen, „nicht gleich gar zu weit gehen", aber ihr Grundsatz bleibt darum derselbe: das Eigentum soll nichts gelten, und können sie es nicht gleich abschaffen, so wollen sie wenigstens alles dazu thun, daß es den Leuten so schwer wie möglich gemacht wird, Eigentum zu erwerben und es zu etwas zu bringen. So hat einer von ihnen richtig gesagt: Nein, die Arbeit, die Händearbeit, thuts nicht allein in den Fabriken; es gehört dazu auch Talent und Fleiß, und drittens Capital, Geld; der Gewinn der Fabriken muß also nach einer genauen Rechnung unter die Arbeiter, die Erfinder und die Capitalisten getheilt werden. Aber worauf steht diese „genaue Rechnung"? Der wievielte Theil des Gewinns soll den Arbeitern, der wievielte dem Talent, der wievielte dem Capital zu Gute kommen? Den ersten ein Sechstel, dem andern ein Drittel, dem Dritten die Hälfte oder jedem der Drei das Drittel? oder wie? Darauf ist Herr Victor Considerant, denn so heißt dieser Projectmacher, bis auf diesen Tag die Antwort schuldig geblieben; er sucht nämlich noch

immer nach dem rechten Rechenmeister. Der ist aber schwer zu finden, denn Herr Considerant will eine „genaue, eine ganz genaue, eine vollkommen genaue" Rechnung, und die hat ihm kein Rechenmeister machen können, weil Herr Considerant ihm den Ansatz nicht sagt; und den kann er nicht sagen, weil — er ihn selbst nicht weiß. Zumal plagt ihn das bei seinem Ansatze, wie er es mit den Kranken, Schwachen, Kindern und Greisen halten solle? ob die mit in die Rechnung zu bringen oder heraus zu laßen seien? Doch steckt eben in dieser Frage immer noch einige Menschlichkeit — es wird doch noch an die Kranken und Schwachen gedacht, obschon allerdings auch Victor Considerant gleich den übrigen Socialisten und Communisten sagt: die Kranken, Schwachen und Greise hätten gar kein Recht auf das Ernährtwerden. Die übrigen Communisten denken an die Greise und Schwachen gar nicht — und da würde es also gehen, wie man den Zigeunern nachsagt, daß sie die Alten todtschlügen.

Wieder Andere meinen, es wäre schon genug, (aber das sei auch notwendig, um Gerechtigkeit zu üben und der Armut ein Ende zu machen!) wenn man die Fabrikarbeiter nicht auf Lohn setze, wie bisher, wodurch der Arbeiter ganz in die Willkür des Fabrikherrn gestellt, die Arbeit durchaus nur vom Capital abhängig gemacht werde, sondern wenn man sie mit billigen Procenten am Gesamtgewinnste Theil nehmen laße; rentiere z. B. die Fabrik fünf Procent des Anlage- und Betriebscapitals, so bekämen die Arbeiter zwei Procent, bringe sie sieben und ein halb Procent,

so würden ihnen drei Procent zu Theil u. dgl. Dann würden die Arbeiter an dem Bestehen und dem Aufschwunge der Fabriken, als freie selbständige Menschen größeres Interesse haben, und so würden sich die Fabriken selbst beßer dabei stehen. Aber auch das ist viel leichter gesagt, als ausgeführt; wo es indes ausführbar ist, da hat man eine solche Betheiligung der Arbeiter an größeren Unternehmungen längst eintreten laßen, und hat nicht nötig gehabt, die umstürzende Weisheit der Socialisten und Communisten dazu abzuwarten. Ausführbar aber ist das nur bei ganz einfachen Unternehmungen, wo die Production und der Gewinn einem Jeden klar vor Augen liegt. So ist es seit vielen hundert Jahren auf sehr vielen Schäfereien eingeführt, daß der Schäfer ein gewisses Procent an den fallenden Schaflämmern erhält, und sich eine eigene Heerde Schafe bis zu einer gewissen Anzahl halten darf, worin der größte und beste Theil seines Lohns besteht. So ist, um ein anderes Beispiel zu brauchen, in Hessen an der Fulda und Werra auf den größeren Gütern gleichfalls seit vielen Menschenaltern der Zehntschnitt eingeführt und die Zehntschnitter und Zehntdrescher, welche anstatt des Tagelohns je nach besonderen Umständen und örtlichen Verhältnissen die zehnte, elfte, dreizehnte oder vierzehnte Garbe und Metze bekommen, stehen sich recht gut dabei. Aber was bei der Schäferei, bei dem Schneiden und Dreschen und ähnlichen einfachen, meist ländlichen Unternehmungen angeht, das geht in den sehr zusammengesetzten Fabriken nicht an. Sollen die Arbeiter hier

auf Procente gestellt sein, so müßen sie auch an der gesamten Verwaltung und Berechnung der Anstalt so Theil nehmen wie der Schäfer in der Schäferei, wie der Zehntschnitter am Schneiden und der Zehntdrescher am Dreschen. Sie müßten z. B. in einer Tuchfabrik um den Ankauf der Wolle und der Wollsorten, um den Bau der Maschinen, um die Beschaffenheit der Farbe, ja sogar um Verkauf und Vertrieb des Tuches gefragt werden oder wenigstens wißen. Verstehen sie das? können sie das nur verstehen? Und wenn sie es verstünden, das sollte eine schöne Beratung werden! Darüber gienge im besten Falle die beste und meiste Zeit verloren, und die Zeit ist, wie Jeder weiß, bei solchen Unternehmungen gerade das allerkostbarste. Schon dieser beispielsweise angeführte Umstand beweist, daß eine solche Art, den Arbeitern zur „Theilnahme am Capital" zu verhelfen, nichts weiter als Hirngespinst und Unsinn ist; vieler anderer Dinge, die unfehlbar den gänzlichen Ruin aller Fabriken herbeiführen müßten, zu geschweigen.

Noch Andere, die immerhin auch wenigstens einstweilen die Handwerke so fortbestehen laßen wollen, wie sie jetzt bestehen, gehen darauf aus, die größeren Werkstätten so stark zu beschränken wie nur möglich. Bisher hat man es als einen Zustand der Wolhabenheit und als eine Ehre für die Stadt betrachtet, wenn einige große Handwerksmeister mit einer großen Anzahl Gesellen bestünden, und als einen Zustand der Armut, des Unglücks und der Schmach, wenn es viel kleine Handwerksmeister mit einem oder gar keinem Gesellen gäbe, die untereinander sich das Brod nehmen und beneiden,

von denen keiner etwas hat noch zu etwas kommt, die im Alter keine beßere Aussicht haben, als auf das Bürgerspital zu St. Jacob oder St. Johannes, oder gar auf das Sondersiechenhaus, und deren Kinder vollends dem Bettel anheimfallen. Zudem hat man bisher gemeint, große Handwerksmeister mit einer zahlreich besetzten Werkstatt wären und würden nur die, die etwas Rechtschaffenes gelernt hätten nnd ihr Geschäft solid und schwunghaft betrieben, man hat also auch gemeint, daß diesen rechten Meistern vor den andern, die nur so obenhin pfuschen, die entweder gar nicht wandern, oder auf der Wanderschaft nichts lernen, die geschwind heiraten nnd einen Haushalt anfangen, ohne zu wißen womit? die leichtsinnig in den Tag hinein leben ohne sparen zu wollen, denen an der Solidität der Arbeit, an dem Zulauf der Kunden und der Zahl tüchtiger Gesellen nichts liegt — daß den größern Meistern vor diesen durch eigne Schuld gering und klein gebliebenen der Vorzug und Begünstigung in der Gewerbsteuer und dergleichen gebüre. Aber unsere neuen Gleichmacher meinen gerade das Umgekehrte: die tüchtigen Meister sollen verhindert werden, große Werkstätten zu haben, und dem Trägen, Ungeschickten und Lüderlichen soll Beihülfe gethan werden, daß er dem Geschickten, Fleißigen und Ordentlichen möglichst gleich stehe. Dazu gedenken sie nun allerlei Wege einzuschlagen, zum Beispiel folgenden. In dem kurhessischen Gewerbsteuergesetz vom 21. Juli 1840 ist angeordnet, daß für die ersten drei Gesellen je ein Drittel, für die weiteren Gesellen je die Hälfte des Steueransatzes der betreffenden

Abtheilung als Gewerbsteuer entrichtet werden soll. Das soll dahin, meinen sie, abgeändert werden, daß der, welcher einen Gesellen hat, 1 Silbergroschen (um das Beispiel aus der zweiten Abtheilung, für Marburg, zu nehmen), wer zwei Gesellen hat, zwei, wer drei hat, drei, wer dreißig Gesellen hat, dreißig Silbergroschen, und so weiter, für jeden einzelnen Gesellen Steueransatz bekommt. Das wäre geradezu einem Zwange gleich, so wenig Gesellen zu halten wie nur möglich, einem Zwange für die, welche etwas verstehen, sich auch so klein und gering einzurichten, wie die, die nichts verstehen, damit diese „doch auch zu leben haben". Es ist das ganz derselbe Grundsatz, wie der des Herrn Louis Blanc: alle Arbeiter sollen gleichen Lohn haben; auf Geschicklichkeit und Fleiß kommt es nicht an, nur darauf, daß Einer ein Arbeiter ist. Es ist ein offener Freibrief, ein Privilegium für die Unwißenheit, Ungeschicklichkeit und Trägheit. Konnten jetzt manche, auch sonst ganz tüchtige Meister vor den großen Meistern nicht aufkommen, künftig würden sie, wenn es nach diesen Vorschlägen gienge, vor der Masse der vielen kleinen Meister und vor der Tyrannei eines solchen Gewerbsteuergesetzes, wie es die Gleichmacher im Sinne haben, noch viel weniger ankommen.

Alle diese Sachen laßen sich nicht anders durchführen, als wo die Unvernunft herscht und die Leidenschaft, der Neid und Haß regiert, darum sind auch die Gleichmacher so ernstlich darauf bedacht, die Leidenschaften, den Neid und Haß gegen die, welche noch etwas haben und ihre Zustände bewahrt und gesichert

wißen wollen, Haß gegen alles Bestehende und namentlich gegen die bestehende Monarchie zu erregen; in der Republik, denken sie, soll die Unvernunft herschen. Wenn sie auch noch so schön und süß predigen: „die Intelligenz d. h. der Verstand uud die Einsicht, sollten durch sie, die Prediger der Gütergleichheit und der Republik, zur Herschaft gebracht werden“ so verstehen sie doch unter „Intelligenz“ nur ihre Meinung; was alle andern Menschen, die Ruhigen und Besonnenen zumal, meinen und für wahr halten, das ist ihnen alles „Dummheit“; die Herschaft dessen, was wir Andern bisher für Verstand gehalten haben, ist ihnen „Knechtschaft“; ihre „Brüderlichkeit und freie Menschlichkeit“ bedeutet gar nichts anderes als Gleichheit des Besitzes durch angethanen Zwang. Gerade ein solcher Socialismus, der gröbere wie der feinere, ist die allerärgste Despotie, viel schlimmer, als jemals ein König in Europa sie geübt hat, und nur der Pascha von Aegypten, der seine Fellahs (arabische Landbauern) auf Commando arbeiten und ihre Producte in den Staatsschatz abliefern, oder sie ihnen vielmehr durch Prügel auf die Fußsolen abprügeln läßt, kann sich rühmen mit unseren Socialisten gleichen Schritt zu halten. Die Prügel ihres ägyptischen Herrn Bruders würden sie uns gewis auch nicht schenken, so wie sie nur einmal ihre Art von Republik durchgesetzt hätten.

Doch wir haben bisher immer, genau genommen, nur die Socialisten, noch nicht die eigentlichen Communisten betrachtet. Die ersteren gehen der Sache noch nicht recht auf den Grund, oder wollen ihr vor

der Hand noch nicht recht auf den Grund gehen; sie sagen vorerst nur: die Armut muß aufhören, und denken dabei zunächst nur an die Fabrikarbeiter und allenfalls an die Handwerker, eigentlich nur an die Handwerksgesellen. Sie sind versteckte und halbe, oder wenigstens unvollständige Communisten. Die rechten Communisten (die übrigens wenn es auf die Pläne ankommt, wie sie ihren Communistenstaat in Zukunft einrichten wollen' zugleich auch Socialisten sind) setzen auch die andere Hälfte des Satzes hinzu; sie sagen nicht allein: die Armut muß aufhören, sondern auch: der Reichtum, ja der eigentümliche Besitz überhaupt, soll alsbald aufhören, und denken nicht bloß an die Fabrikarbeiter und Handwerker, sondern an alle Armen, an alle Dürftigen, aber auch an alle Unzufriedenen und Schreier, an alle Durchbringer und Liederlichen in Städten und auf dem Lande.

Alle, die jetzt etwas haben, so wollen die eigentlichen Communisten, sollen es alsbald´hergeben, damit es „die Armen" bekommen, und jeder gleichen Theil an dem Eigentum erhalte, welches durchaus keinem Einzelnen, sondern nur der Gesamtheit gehört, und in dessen Besitz sich der Einzelne nur durch Raub und Diebstal,b üerhaupt mit Unrecht, gesetzt hat. Das gilt von Handwerk und Fabrik nicht allein, auch nicht von baarem Geld, sondern auch von den Häusern und den Grundstücken. Es muß eine allgemeine Theilung vorgenommen, und damit „tausendjähriges Unrecht vergütet" werden. Wol den Besitzern und bisherigen Eigentümern, welche von dem Gefühl dieses Unrechts

so tief ergriffen werden, daß sie alsbald alles freiwillig hergeben, die Fürsten ihre Thronen und Kronen, ihre Paläste und Domänen, die Rothschilde ihre Millionen Goldstücke, die Adeligen ihre Pachthöfe, Schlößer und Gefälle, die Bürger ihre Häuser und Gärten, die Bauern ihre Güter. Wol ihnen, wenn dieß Gefühl so allgemein und so stark ist, daß die Besitzer voll Freudigkeit und Eifer selbst auf die Theilung dringen, in der Verzichtleistung wetteifern und der Last ihres Eigentums los zu werden sich freuen! Wol ihnen, wenn ein solcher „Enthusiasmus der Verzichte" über sie kommt! Dieser Ausdruck ist nämlich einer der Haupttrümpfe der rechten Communisten, und sie haben das Wort aus der ersten französischen Revolution (von 1789) geborgt, wo der französische Adel voll merkwürdiger Begeisterung, die man beinahe Trunkenheit nennen könnte, auf alles, was er hatte, Verzicht leistete, ja selbst auf die Abschaffung aller seiner Vorrechte drang. Geht es aber nicht gutwillig zu — gut! dann wird „das Volk sich sein Recht nehmen."

Diese Sprache ist gerade nicht neu; sie ist sonst schon oft, aber nur zwischen Zweien oder Dreien geführt worden, wie zum Beispiel in folgender Geschichte: „Haben Sie die Gnade, Mylord: Ihre Brieftasche!" sagte einst ein englischer — nun, Communisten nannte man sie damals noch nicht, aber doch mit einem eben so höflichen Namen, wie man heute die Communisten in ihrer Art nennt: Landstraßenmänner — also so sprach einst ein englischer Landstraßenmann zu einem reisenden großen Herrn, dessen Wagen er anhielt, und

spannte den Hahn am rechten Lauf seiner Doppelpistole. Der Lord reicht ihm seinen Geldbeutel mit etwa hundert Goldstücken, denn der „Enthusiasmus des Verzichts“ war noch nicht über ihn gekommen, war überhaupt damals noch nicht Mode. „Haben Eure Lordschaft die hohe Gnade: Ihre Brieftasche!“ fuhr der Landstraßenmann fort, wog die Börse mit der linken Hand, steckte sie ein und spannte den Hahn zum linken Lauf. Jetzt kam der „Enthusiasmus des Verzichts“ über den Lord, und er reichte dem Landstraßenmann seine Brieftasche, worin Wechsel für 10,000 Pfund Sterling waren. „Mylord, Ihr unterthäniger Diener beehrt sich, Ihnen eine glückliche Reise zu wünschen!“ damit ritt der Landstraßenmann seines Weges: er hatte nicht nötig gehabt, sich „sein Recht zu n e h m e n.“ Neu also ist diese Sprache nicht, nur daß in den alten, unaufgeklärten Zeiten, in denen es weder Preßfreiheit noch Redefreiheit, noch Versamlungsfreiheit, sondern an den Kreuzwegen hin und wieder Galgen (und nicht selten auch etwas daran) für die Landstraßenmänner gab, dieselbe nur im dunkeln Walde oder auf der einsamen Haide ganz in aller Stille zwischen Zweien und Dreien gepflogen wurde, heut zu Tage aber, in den Zeiten der Oeffentlichket und „freien Menschlichkeit“ sie in Büchern, Flugblättern und Zeitungen, in Volksversamlungen und Abends vom Fenster herab Jeder vernehmen kann, wer Lust dazu hat. Auch ist jetzt nicht eben mehr von Pistolen, sondern, dem Fortschritte der Zeit gemäß, von „Sensen, Büchsen und Kanonen“ die Rede, durch

welche der „Enthusiasmus der Verzichte" geweckt werden könne.

Daß es mit diesem „Rechtnehmen" übrigens vollkommen Ernst ist, das haben uns die Ereignisse in Paris vom 15. Mai hinreichend gezeigt. Da fand man bei dem verhafteten Revolutionär und Communisten Sobrier ganz fertig ausgearbeitete und gedruckte Decrete, die von den Umstürzern im Voraus abgefaßt waren, um, wenn sie den Sieg behielten, alsbald damit hervorzutreten, des Inhalts: die Kapitalisten und Rentenbesitzer sollten je nach dem Belaufe ihres Vermögens ein Fünfteil, ein Vierteil, ein Dritteil, und die Reichsten die Hälfte, unverzüglich abgeben „damit die Brüderlichkeit nicht ferner ein leeres Wort sei." Diese Vermögensberaubung nannte man Brudersteuer (impôt fraternel). Wer durch falsche Angaben seines Vermögens „das Volk" hintergeht, soll außer dem Gesetz (für vogelfrei) erklärt, und es soll sein ganzes Vermögen zum Vorteil der Armen confisciert werden. Doch war das eigentlich auch noch nicht das Rechte; als der Communist Barbes mit Beziehung auf diese Pläne während des Attentats auf die Nationalversamlung forderte, man solle den Reichen den Betrag von eintausend Millionen Franken „Brudersteuer" auflegen, riefen Viele aus den Clubs: „Du irrst dich, Bruder Barbes, du irrst dich! Du willst etwas anderes sagen, etwas Beßeres, viel Beßeres: zwei Stunden Plünderung!"

Diese Gütererteilung aber wollen die Communisten deshalb, damit, wie sie sagen, alsbald die Zufrieden-

heit eintrete, welche der Welt fehle. Zufrieden könne nur derjenige sein, welcher alles haben könne, was jeder Andere habe. Wir Deutsche, und zumal wir Deutsche, die wir im Christentum geboren und erzogen sind, haben bisher gemeint, der eigentliche Grund der Zufriedenheit liege in der Arbeitsamkeit und Genügsamkeit. Das meinen aber die Communisten gar nicht; sie wollen weder arbeiten noch sich genügen laßen: Gott gibt ihnen eben nicht genug, also nehmen sie sich, wonach ihnen gelüstet; haben sie ja doch geradezu die Bescheidenheit für ein Laster und die Dankbarkeit für ein Verbrechen erklärt. Sie wollen sichs wol sein laßen, und dieses Wolsein sich selbst verschaffen; dazu brauchen sie keinen Gott, keinen Fürsten, keine Obrigkeit, keine Ordnung, keine Gesetze — das alles ist ihnen hinderlich, und darum gehen sie mit aller Macht darauf aus, das Christentum zu zerstören. Es gibt keinen Gott im Himmel, sagen sie, nur einen Gott im Herzen: wir selbst sind uns unser Gott, wir regieren die Welt, und es gibt keine Sünde, als die, den Andern zu hindern, das zu nehmen und zu genießen, was der Dritte hat: das einzige Verbrechen ist das, „dem Volke sein Recht", d. h. die Gütertheilung, vorzuenthalten. Dieses Verbrechen aber begehen alle Fürsten, alle Obrigkeiten, alle Gesetzgeber, alle Beamten, alle Reichen, alle Besitzenden, also herunter mit ihnen allen! wir Communisten sind dazu berufen, dieses Verbrechen zu bestrafen. Gegen jedes Gesetz, welches von irgend einer Obrigkeit erlaßen wird, lehnen wir uns auf, wenn es nicht unsern Absichten dient! Das ist es, was diese

Leute **Republik** nennen. In **Frankreich** nennen sie es die **wahre Republik**, weil sie mit der Republik, welche dort vorhanden ist, noch lange nicht zufrieden sind.

Aber wenn du nun, lieber Leser, der du wahrscheinlich eben so gut ein Arbeiter bist, der es sich herzlich sauer muß werden laßen, wie der Schreiber des Volksfreundes, wenn du nun fragst, „Bruder Communist, warum bist du nicht zufrieden? was möchtest du gern haben, was der Andere hat, z. B. was ich habe?“ Dann antwortet dir der Bruder Communist, wenn er anders so ehrlich ist, wie sein Häuptling, der Schneidergeselle Weitling: ich will eine goldene Uhr haben und will alle Tage eine Flasche Champagner trinken; oder wenn er zu den Berliner rechten Communisten, wie sie sich selbst nennen (den Magistratspensionären, wie sie sonst genannt werden) gehört: ich will den ganzen Nachmittag Hazard spielen (Landsknecht, Schwarz und Rot, Roulette u. dgl.) und alle Abend an den Tanz gehen. Demnach müßte ich, der Schreiber des Volksfreundes, alsofort unter die Communisten gehn, denn eine goldene Uhr habe ich nicht und Champagner bekomme ich das ganze Jahr nicht zu sehen; Hazard habe ich all mein Lebtag nicht gespielt und habe als ich jung war, kaum alle Jahre einmal an den Tanz gehen können. Wie es mit Euch, liebe Leser, bestellt ist, weiß ich zwar nicht, indes dünkt mich wären die goldenen Uhren, die Champagnerflaschen und was sonst dahin gehört bei Euch doch auch nicht allzudick gesäet. Zufrieden sind wir auch nicht

recht, wenigstens wollen wir es nicht aus allen Zeiten unseres Lebens von uns gerühmt haben; also — was hindert uns, daß wir allesamt unter die Communisten gehen? — Eins hindert uns: wir haben die Ursache unserer Unzufriedenheit nicht allein, ja nicht einmal vorzugsweise oder zuerst in der Welt, sondern in unserm eigenen Herzen gesucht, und den Spruch nicht vergeßen: es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und läßet ihm genügen. Wer dieses Wort noch festhält, der wird nicht nur kein Communist, sondern der hört nicht einmal auf die Reden der Communisten. Verführerisch sind diese Reden nur für Solche, die es selbst schon längst nach Müßiggang und fremdem Gut gelüstet; diese schauen wol mit lüsternen Blicken hin, wenn so ein Communistenapostel (wie dieß ein bei uns sehr bekannter Volksheld, der auf Revolution reist und stark in Communismus macht, an einen namhaften Ort gethan hat) sich in Gegenwart derer die er zu verführen sucht, sich ein köstliches Frühstück auftragen läßt, es höchst behaglich verzehrt, und nun seine Communistenwerbung mit der Anrede beginnt: „Seht, Leute, seht deutsche „Männer, liebe Brüder und Freunde, solche Frühstücke „müßt Ihr über ein Jahr alle mit einander haben, „oder es wird nicht gut!“ Wir aber, denen nicht umsonst gesagt ist: Laß dich nicht gelüsten, wir verlangen solche Frühstücke nicht, wir wollen sie gar nicht, so wenig wie die Champagnerflaschen, die goldnen Uhren, die Hazardspiele und die allabendlichen Tänze.

Indes, laßt uns doch ein wenig näher zusehen,

ob es denn mit den guten Frühstücken, dem Champagner, den goldnen Uhren und dem goldnen Müßiggang wirklich so ganz seine Richtigkeit habe, wie die Gütertheiler das vorspiegeln. Gesetzt, es lebte in einer Mittelstadt ein verhältnißmäßig reicher Kapitalist, der an die 10,000 Thaler jährlich zu verzehren hätte; kann der seine Goldstücke eßen? oder sie als Röcke und Stiefel anziehen? oder darauf schlafen? oder sich darauf setzen, und darauf reiten und fahren? Er gibt sie aus, und verschafft dadurch denen, die sie empfangen, Verdienst und Unterhalt. Wir haben ein solches Beispiel aus der Wirklichkeit im Sinn; von diesem Kapitalisten lebten erstens seine Dienerschaft, zusammen neun Personen, von denen drei verheiratet waren, sodann etwa zwölf bis fünfzehn Handwerkerfamilien größtenteils, so wenigstens, daß sie durch die für diesen Mann übernommenen Arbeiten und Lieferungen in Wolstand kamen, sich Häuser, Gärten und Grundstücke ankauften, und wieder Andern Verdienst geben konnten, drei oder vier Kaufleute und Krämer jeder Art, und endlich eine nicht geringe Anzahl Taglöhnerfamilien, eine Zeitlang vielleicht zwanzig, so lange die Anlegung der Gärten und was dazu gehörte, dauerte; später doch immer sieben bis acht. Nun soll einmal die ganze Rente dieses Reichen unter die 500 Bewohner der Stadt getheilt werden; was trägt es einem Einzelnen davon jährlich? Zwanzig Thaler. Damit würden nicht einmal die Taglöhner zufrieden gewesen sein, denn die verdienten mehr. Die Uebrigen aber würden durch die Theilung nicht nur nichts gewonnen haben, sondern geradezu

verarmt sein. Wer soll denn auch noch kaufen und verkaufen, wer kann dann noch kaufen und verkaufen, wenn Keiner etwas mehr hat, als der Andere? Alle Handwerke, die nicht das Allernotdürftigste, die einfachsten Lebensmittel und die einfachste Kleidung verfertigen, und aller Verkehr und aller Handel, der über die Schwefelhölzer hinausgeht, vollends aber alles das, was man Kunst nennt, das alles hört bei dem Communismus notwendig für immer und gänzlich auf. Die Socialisten denken daran meist noch nicht recht, sondern meinen in ihrer blinden Thorheit, wenn sie nur ihre „Nationalwerkstätten" eingerichtet, wenn sie „die Arbeit organisiert", wenn sie „den Arbeitern geholfen" hätten, dann werde alles schon gehen, Verkehr und Handel, Luxus und große Bestellungeu auf schöne, theure Fabricate würden nach wie vor ihren Fortgang haben. Davon hat die Geschichte von Paris seit drei Monaten leider das gerade Gegenteil gelehrt. Die rechten Communisten aber sagen freilich: wie alles Eigentum aufhören muß, so muß auch das Geld, und damit notwendig alle Kaufmannschaft, aller Handel aufhören. Der Handel ist ein Hauptverbrechen an der Freiheit des Menschen: wie das Eigentum ein Diebstal ist, so ist der Handel ein Betrug.

Oder schlagen wir einmal ein Herrengut auseinander. Es mag etwa 400 Acker haben: darauf sitzt ein Pächter, welcher beiläufig 1200 Thlr. Pacht zahlt; der Herr des Gutes mit seiner Familie lebt davon, und verschafft dadurch vielen Menschen Lebensunterhalt, der Pächter mit seiner Familie lebt davon, und

gibt wieder gar Manchem einen schönen Verdienst, ein ganzes Dorf lebt davon, Wagner und Schmiede, Bauhandwerker und Taglöhner. Wir theilen es in zwanzig Fleckchen von 20 Acker jeden, und jeder Taglöhner erhält ein solches Läppchen. In guten Gegenden ist das freilich schon ein hübsches Besitztum, aber in mittelmäßigen oder gar schlechten ist es für die, die ein solches Wischchen erhalten, ein großes Unglück. Jetzt kann kein gehöriger Viehstand mehr gehalten werden, es kann keine zusammengreifende ökonomische Wirtschaft, kein eigentlicher Betrieb mehr Statt finden, das schlecht oder gar nicht gedüngte Land wird ausgesogen bei aller Arbeit, Mühe und Plage der Besteller, und an einen Verkauf von Früchten ist nicht mehr zu denken. Jeder zieht mit der sauersten Mühe nur so viel, als er mit den Seinigen wieder verzehrt. Schwerlich wird ein Zehntschnitter an der Werra mit einem solchen Zwanzigacker-Bäuerlein, er wird wol nicht einmal mit einem Kuhbauer im Beiderwandsgrund, der doch meist noch etwas mehr hat, tauschen wollen. Mit ihnen verarmen denn auch alle Handwerker, die sonst reichlichen Verdienst von dem Gutsherrn und seiner Familie, von dem Pächter und seiner Familie und von der Oekonomiewirtschaft selbst gehabt hatten. Nun haben wir, nicht etwa einen Reichen durch die Theilung seines Gutes arm, und dafür vierzig Arme reich oder doch wenigstens wolhabend gemacht, nein, wir haben zwanzig Pracherwirtschaften aufgestellt und andere zwanzig Wolstehende eben so dürftig und pracherig gemacht. Früherhin befanden sich alle wol — jetzt sind alle arm, und was mehr sagen will,

alle voll Not und Sorgen, voll Kummer und Niedergeschlagenheit. Das wäre die unfehlbare Folge des Gütertheilens, betreffe das nun Herrengüter oder Bauerngüter.

Diesem gütertheilenden Communismus haben schon seit längerer Zeit Viele, die eben keine Communisten sind, in guter Meinung, aber aus Unverstand, oder aus allzugroßer Weisheit, die hinter dem Büchertisch oder dem grünen Actentisch ausgeheckt wurde, Vorschub gethan. Denn was am Büchertisch und Actentisch ausgeheckt wird, das ist eben so wie das, was in vielen Volksversammlungen und Arbeitervereinen als „Volksreden“ in die Welt geschleudert wird, zwar für die Bücherhelden, die Actenhelden und die Volkshelden ungemeine Weisheit und wonnevolle Glückseligkeit, auf dem Bauernhofe aber, im grünen Walde und auf der grünen Wiese, hinter dem Düngwagen und Pfluge, oft nichts als Unverstand und Thorheit, nichts als Schaden und Unglück. Diese wolmeinenden Weisen haben gemeint, es wäre doch hart, wenn nur ein Sohn, der älteste, das ungetheilte Bauergut erhalte und die andern Söhne mit einem oft gar geringen Geldcapital abgefunden würden; das gäbe doch nur Neid, Haß, Streit und Zank unter den Geschwistern. Viel beßer sei es; wenn der Vater sein Gut unter die Söhne theile. Das ist gerade dieselbe Geschichte, von der wir so eben gesprochen haben. Ein Gut zu zwei Pflügen oder vier Pferden (ein Gut von vier Kerben, wie wir hier in Oberhessen sagen) mit etwa 100 Acker zerfällt nun in zwei Güter von je 50 Acker, wenn zwei Söhne vorhanden sind, hat jeder von diesen

wieder zwei Söhne, so giebts vier Güter von je 25 Acker, hat jeder von diesen vier Enkeln des ersten Besitzers wieder zwei Söhne, so — „ja halt! weiter gehts nicht! unter 25 Acker herab darf nicht getheilt werden!“ Ei warum denn nicht? es soll ja doch hart sein, wenn nicht alle Söhne einen gleichen Anteil an dem Gute bekommen? mit einem Male soll es nun nicht mehr hart sein, wenn nur Einer erbt und die andern abfindet, ja es soll sogar veboten werden, zu theilen. Da sind wir also wieder bei dem Anfange, und um kein Haar weiter gekommen. Doch leider nein! wir sind nicht mehr bei dem Anfange und sind wirklich weiter gekommen, aber wie? So, wie der Krebs geht. Derjenige Erbe, welcher das Gut von vier Kerben bekommt, kann seinen Geschwistern doch einen ordentlichen Thaler Geld herausgeben, womit sie, wenn sie ordentlich und fleißig sind, etwas Ordentliches anfangen können; aber der mit fünfzig Acker Land schon gar wenig, so daß sie nichts Rechtes mehr aufzustellen im Stande sind, und der mit den 25 Acker Land — ich fürchte da trägts nur ein paar Thaler oder Gulden, uud ehe wir es uns versehen, sind wir bei den Kreuzern und Hellern, ja wol gar bei dem Hungerleiden und Betteln. Wollt ihr also wißen, liebe Leser, wie es aussehen wird, wenn Euch der Communismus über eure Bauerngüter gerät, so vergleicht einmal die Gegenden in welchen die Bauerngüter nicht getheilt werden, an der Werra, an der Schwalm, im Ebsdorfer Grunde und sonst in Oberhessen mit solchen Gegenden, wo die Erbtheilung schon lange Zeiten her ausgeführt

worden ist. Die Plage und Rackerei der Kühbauern, worüber diese selbst und oft noch mehr die Herren hinter den Büchern und Acten, und meist mit Recht, so sehr klagen, kommt von nichts anderm, als daß diese allzukleinen Bauergütchen aus ehemaligen größern Gütern zerschlagen sind. Da könnt ihr wenigstens ein Abbild von dem sehen, was uns der Communismus über das ganze Land bringen wird: lauter kleine Gütchen mit lauter Dürftigkeit, Armut, Not und Sorge — ein armes Land!

Freilich denkt der Communismus und Socialismus da auch wieder zu helfen. Ob uns aber diese Hülfe wol gefallen würde? Da sollen große Gesamthäuser, große Gesamtscheunen, große Gesamtkeller, große Gesamtställe gebaut werden, in welchen alle diese kleinen Gutsbesitzer zusammen wohnen, zusammen ihre Früchte, ihr Heu und Grummet, ihre Kartoffeln und Rüben aufbewahren, zusammen ihre Kühe, ihre Schafe und Schweine einstellen. Etwa fünfundzwanzig kommen zusammen in in ein solches Haus (es hat in der Communistensprache einen solchen verzwickten krabatischen Namen, daß ihr ihn wol kaum aussprechen könnt: Phalansterium), fünfundzwanzig haben zusammen eine Scheuer, einen Keller, einen Stall. Da gibts also aus einem schönen großen Dorf von 75 Hofstätten einen Hof von drei Kasernen (denn weiter ist das Phalansterium nichts), in denen alles, Alt und Jung, Mann und Weib, Groß und Klein zusammen heckt und hockt und durcheinander lauft und krabbelt, wie die Ameisen, nur nicht so friedlich, wie die Ameisen. Denn sie werden nicht allein

durcheinander laufen, sondern auch untereinander sich raufen, und in einem solchen Gesamthause wird es auch an Gesamtprügeln nicht fehlen.

Aber in einem solchen Ding (ich mag den tollen Namen nicht noch zum drittenmal schreiben, der Schriftsetzer hat keine Lust ihn zu setzen, und die Leser nicht, ihn zu lesen) ist auch, wenn es nach der eigentlichen Absicht der Communisten geht, alles gemeinschaftlich: deine Kühe und Schweine gehören nicht dir, sondern der zusammenwohnenden Gesamtheit gemeinschaftlich; du ackerst, säest und erntest nicht für dich, sondern nur im Auftrage und zum Vorteil der Mitbewohner deines Gesamthauses; aus demselben, aus der großen Gesamtküche wirst du mit Frau und Kind auch verköstigt; kurz, es geht gerade so zu, wie in den gemeinschaftlichen Werkstätten der Communisten, gerade so, wie es jetzt bei uns nur in einem Hospital, in eiuem Arbeitshause oder Zuchthause zugeht. Mit eurer Freiheit ist es ein für allemal vorbei.

Aber auch das ist noch lange nicht alles. Gibt es kein Eigentum mehr, sondern nur Gütergemeinschaft, so gibt es auch kein Erbe mehr; du kannst deinen Kindern nichts hinterlaßen, arbeitest nicht für sie, sondern nur immer für die Gemeinschaft, und gesetzt auch, dir wäre eine Portion Land für deinen eigenen Gebrauch überlaßen worden, das wäre doch nur auf Lebenszeit. Nach deinem Tode wird eine neue Austheiluug durch die Republik vorgenommen, und deine Kinder mögen zusehen, wie sie bei der neuen Theilung zurecht kommen. Gibt es aber kein Erbe mehr, so gibt es

auch keine Familie mehr, deren Sorge dem Vater und der Mutter anvertraut ist, und so verlangen denn schon nicht allein die französischen, sondern auch die Berliner Communisten ganz ausdrücklich, es sollten alle Kinder auf Staatskosten erzogen werden. Nur in den ersten drei bis fünf Jahren bleiben sie bei der Mutter: der Vater geht sie gar nichts an. Das ist nun schon eine Wirtschaft, wie bei den Kälbern und Ferkeln, oder gar bei den Hunden. Und darauf sollen wir nach der Communisten Willen alles Ernstes und im buchstäblichen Verstande kommen. Gern spräche ich das Letzte, Entsetzlichste nicht aus, aber es folgt aus allem dem, was ich schon erzählt habe, ganz von selbst und ein Theil der Communisten, diejenigen die sich selbst die vollkommenen Gleichmacher (égalitaires parfaits) nennen und wirklich auch die rechten Communisten sind, hat es auf das Lauteste und Bestimteste ausgesprochen: gibt es kein Eigentum mehr, so gibt es kein Erbe mehr, gibt es kein Erbe mehr, so gibt es keine Familie mehr, gibt es keine Familie mehr, so gibt es auch keine Ehe mehr. Also: künftig soll die Ehe aufhören und Weibergemeinschaft eintreten.

So machen es die unvernünftigen Thiere; und die Communisten wollen doch behaupten: sie brächten uns „die freie Menschlichkeit“. Wer dieß Wort künftig einen Communisten, Republicaner und Revolutionsprediger wieder aussprechen hört, der denke an die bestialische Thierheit, die hinter dieser „freien Menschlichkeit“ steckt. Wir möchten gern sagen: Vergib ihnen,

sie wißen nicht was sie thun. Aber wir könnens nicht sagen, denn sie wißen es nur allzu gut.

So sieht es aus um die Republik und um den Communismus.

Das freie Wort, die freie Presse.

(1848)

Das sind Worte und Dinge, mit denen man schon lange her, aber zumal in den letzten Jahren ein gar wunderliches und oft gar lästerliches Gaukelspiel getrieben hat, und deren wahre Bedeutung und rechter Wert erst jetzt, wo so viele andere Dinge auch endlich ihr rechtes Gewicht auf der Wagschale des wirklichen Lebens erhalten, zu Tage kommen. Das Gaukelspiel wurde aber von zwei Seiten hergetrieben. Von der einen Seite wurde freies Wort und freie Presse geradezu nicht anders, als seien sie der Inbegriff aller politischen, ja aller bürgerlichen und geselligen Vollkommenheit, gepriesen; es lautete nicht anders, als wenn wir mit der Rede- und Druck-Freiheit alsbald mitten in das Land der goldenen Berge und fliegenden gebratenen Tauben einrücken würden. Wir haben sie nun etwa acht Wochen lang, die Wort- und Preßfreiheit, aber dem Gold sind wir darum gerade nicht näher gekommen, ja es soll sich seitdem hin und wieder ein wenig verloren haben, und

die Tauben nisten zwar heuer im Frühjahr wie alle Jahre, indes ob sie gebraten fliegen werden, bleibt immer noch die Frage; — ja wir wißen noch nicht so ganz recht, wer die ungebraten fliegenden Tauben eßen wird — wir oder die Franzosen. Daran ist nun freilich die Wort- und Preßfreiheit nicht Schuld, aber es hängt doch mit den Dingen zusammen, die uns Wort- und Preßfreiheit gebracht haben. Schlimmer war es, daß von derselben Seite, von der man diese Freiheiten so hoch pries, mitunter, ja leider nur zu oft, sich eine solche Leidenschaftlichkeit, eine solche innere Aufregung, ja Bitterkeit und Haß in dem Grade kund that, daß man sich vor diesen Freiheiten, wenn man sie auch sonst herbeiwünschte, beinahe gefürchtet hätte. Es ließ sich nicht anders an, als ob, so wie es einmal Preßfreiheit gebe, aller Unrat und Schmutz, der sich auf dem tiefsten Herzensgrunde eines Jeden von uns findet, mit einem Male herausgespült werden sollte, als ob — und so ließen sich manche Helden der Preßfreiheit selbstgefällig genug vernehmen — es mit dem Eintreten der Rede- und Preßfreiheit alsobald mit Königtum und bürgerlicher Ordnung, ja mit Gott und Gottesglauben und Gottesdienst, mit Christentum und Kirche für immer vorbei sein werde; wenigstens ließ es sich so an, als werde es nun an ein Klatschen, Verlästern, Verläumden, Schimpfen und Lügen gehen, wie es noch nie in der Welt gewesen sei. Davon haben sich denn auch im Anfange allerdings häßliche Proben gezeigt, indes haben wir unseres Ortes diese doch nicht höher anschlagen mögen, als wir den trüben Schaum an-

schlagen, der bei aufgeregten Wellen von der See an das Land gespült wird, und bis jetzt haben wir noch keine Ursache gehabt zu klagen, daß wir uns in dieser Meinung getäuscht hätten. Es wird sich ja der Strom der öffentlichen Aeußerungen je mehr und mehr abklären, und wenn er der Natur der Sache nach auch nicht immer ganz rein fließt — wer wird von menschlichen Dingen Vollkommenheit erwarten? — so sind wir gern zufrieden, wenn ihm, besonders aus den engeren Kanälen nicht zu viel Koth und Schlamm zugeführt wird. Wird unser deutsches Leben ein ernstes politisches Leben, so hat es keine Not: dann wird auch die Haltung der Presse schon ernst und würdig werden. Viel lauter als sonst gehts her, und wird es ferner hergehen, auch alsdann, wenn einmal einige Preßvergehen werden bestraft worden sein, was bis jetzt in der Unruhe und Verwirrung des Augenblicks nicht hat geschehen können. Zarten Ohren mag es immerhin auch wol zu laut hergehen, doch für zarte und empfindliche Ohren, wie sie die letzten Jahre erzeugt und gebildet hatten, ist unsere Zeit überhaupt nicht gemacht. Wer nichts hören kann, der kann auch nichts reden, und wer nichts reden kann, der kann auch nichts thun. Wir werden uns jetzt gewöhnen müßen gleich den Engländern, die schon längst daran gewöhnt sind, auf die gedruckten Angriffe oder meinerwegen auch Schmähungen gerade so viel und gerade so wenig zu geben, wie wir bisher auf die gesprochenen gaben, denen ja doch bekanntlich nicht nur kein Mensch entgeht, sondern die er auch seinen Ohren niemals hat

fern halten können, wenn er es auch gewollt hätte. — Aber dahin soll es allerdings mit unserer deutschen und hessischen Preßfreiheit niemals kommen, daß das Schimpfen und Schelten von beiden Seiten, von dem Angreifer und dem Angegriffenen, zur Regel wird, und noch weniger dahin, daß thätliche Rohheit sich an dem freien Worte vergreift. Das wäre eine Knechtschaft auf der einen und eine Tyrannei auf der andern Seite, die zehnmal ärger empfunden werden würde, als russisches und türkisches Knuten- und Stockregiment.

Durch jenes übermäßige, unbesonnene und oft warhaft frevelhafte Hetzen und Treiben nach der Rede- und Preßfreiheit hin aber hat man sich auf der andern Seite in eine Verirrung hinein treiben laßen, die wir zwar auch gern ein Gaukelspiel nennen möchten, die indes mehr, die ein schwerer politischer Fehler war, und an deren Folgen wir jetzt schwer leiden, vielleicht sogar in der Zukunft noch schwerer zu leiden haben werden. Man that von Seiten der Regierungen mit der Preßfreiheit so bedenklich und gefährlich, daß wenigstens die mehr Fernstehenden schlechterdings glauben mußten, es sei die Preß- und Redefreiheit mit öffentlicher Ordnung, und mit dem Bestehen des Königtums, ja mit dem Bestehen der Kirche völlig und ewig unvereinbar. Aber man that nicht allein so, daß es nur Fernstehende glauben mußten, nein, man glaubte es auf Seiten der Regierungen selbst, und machte es allen denen, welche aufrichtige Freunde des Königtums waren, zu einer Art von Pflicht, es auch zu glauben. Noch schlimmer war es, daß man von eben der-

selben Seite die Freiheit des öffentlichen Wortes in Rede und Presse auch für unverträglich mit der Kirche ausgab, gleich als wenn das Dasein der Kirche an das Vorhandensein gewisser weltlicher Mittel und Maßregeln gebunden wäre. Damit machte man es nun von oben her ganz unmöglich, für das Königtum und die bestehende Regierung, ja man machte es bis auf einen gewissen Grad unmöglich, für die Kirche zu wirken, und leider wollte man auch von oben her nicht auf freie, selbständige, unabhängige Weise dafür gewirkt haben. Der Schreiber des Volksfreundes könnte eine ganze Reihe solcher Dinge, die allein er in dieser Beziehung erfahren hat und die ihm widerfahren sind, aufzählen. Wenn aber nicht für die Einrichtungen des Staates freie Ueberzeugung auf unabhängigem Wege gewonnen wird, dann sieht es, wie die jüngsten Ereignisse gezeigt haben, um die Macht des Staates übel aus; die freien Freunde des Königtums, die nur freilich keine Freunde des absoluten oder souveränen Königtums waren, nach dessen Lehre alles und jedes einzig und allein von oben, gleichsam auf Commando, kommt und geschieht und ausgeführt wird, diese freien und wahren Freunde waren verscheucht, geschreckt und zum Schweigen verurteilt, die unfreien und die bei dem bisherigen Regieren unmittelbar mitgewirkt hatten sanken fast im Augenblicke dahin, wie die geknickten Aehren im Hagelwetter, und — wir kamen so weit, wie wir ja vor Augen sahen, daß offener, roher Republicanismus mit ziemlicher Zuversicht des Sieges sein Haupt emporheben konnte, und daß versteckter Re-

publicanismus vielleicht noch lange Zeit sein unheilvolles Wesen treiben wird. Auf dem Gebiete der Kirche war es, mit im ganzen geringen Aenderungen und Milderungen, eben so, wenigstens wurde durch die Ansicht, welche in den Landesregierungen von der nicht zu duldenden freien Bewegung des Wortes herrschte, im Publicum die Ansicht verbreitet, als rede der, der für den Glauben und die Kirche redete oder schrieb, doch nur auch „auf Commando", und man kann es den Ununterrichteten oder Oberflächlichen und Leichtsinnigen nicht allzu übel nehmen, wenn sie noch fortwährend von einer „mystisch-politischen" oder gelinder ausgedrückt, von einer „politisch-religiösen" Partei sprechen. Dadurch aber ist es sehr schwer geworden, für die Kirche zu gewinnen, und doch will die Kirche und kann die Kirche nichts anderes thun, ja sie kann nichts anderes wollen, als gewinnen durch freie Rede des Bekenntnisses und Zeugnisses; sie kann ihr Dasein durch nichts anderes schützen, als durch das freie Wort, und kann keinen anderen Schutz verlangen, als das eben so entschiedene und feste wie freie und unabhängige Bekenntnis in dem Kreiße ihrer Bekenner und Glieder selbst.

Wer aber jetzt noch mit Rede und Schrift zurückhält, wenn er anders reden und schreiben kann, der zeigt freilich, daß er sich zu dem Königtum der weltlichen eingebildeten Macht, und nicht zu einem Königtum des freien gegenseitigen Vertrauen und Wolwollens, der freien wahren gegenseitigen Liebe, nicht zu dem Königtum von Gottes Gnaden bekannt hat; er zeigt, daß es ihm um eine Kirche des Staates, eine sogenannte „Po-

lizeikirche", aber nicht um die Kirche Christi zu thun gewesen ist.

Schuld und Verantwortung.
(1848)

Die trägt niemand gern für das was ihm nicht gefällt und nicht behagt, einem Andern aber sie zuzuschieben, dazu sind wir alle sehr bereit, und es ist das freilich auch viel bequemer. So ist es von jeher gewesen und so wird es auch im Ganzen wol ferner bleiben, so lange die Welt steht. Am wenigsten bequem ist es noch, wenn man die Schuld auf den Allernächsten schiebt, der einem Angesicht gegen Angesicht gegenüber steht: da wird die Schuld wieder zurückgeschoben, und wieder hin, und wieder her und wieder hin, und ein Wort gibt das andere, am Ende auch wenns Glück gut oder vielmehr übel ist, auch ein Schlag den andern. Viel gemächlicher ist es schon, wenn die zwei Unzufriedenen zusammen die Schuld auf den Dritten, Entfernten schieben können — er hörts nicht; oder auf den Bürgermeister oder sonstigen Vorgesetzten: der hörts noch weniger, oder verantwortet sich doch weniger, und es finden sich denn schon immer mehr als Zwei oder Drei oder Vier, welche zusammen alles das was ihnen nicht gefällt, dem Bürgermeister oder Pfarrer oder Amtmann und Landrath in die Schuhe

schieben. Noch beßer geht das Schieben, wenn es möglich ist, es auf die Landesregierung oder gar den Landesfürsten zu bringen, und am allerbesten, wenn man alles was einem nicht gefällt, auf den lieben Gott bringen kann. Da hat man das Murren und Schelten ganz umsonst, denn der liebe Gott antwortet vollends den Murrern und Scheltern nicht, oder doch nicht so, daß sie es gleich verstehen; da können sie sich ausräsonnieren, vom Morgen bis zum Abend, und zuletzt noch im Bett voll Verdruß die Decke über den Kopf ziehen und — ruhig einschlafen. Aber wie ists jetzt? Den lieben Gott haben Die, die nur einen Gott in sich, daß heißt in dem eigenen verkehrten Herzen, aber keinen Herrn Gott im Himmel anerkennen, und sonst viele Gleichgültige und Leichtsinnige, so gut wie abgedankt nnd abgethan; den Königen und Fürsten haben sie abgefordert, was irgend abzufordern war, und habens gewährt erhalten; alles was Landesregierung und Beamter heißt, soll nach der sehr gescheiten Meinung mancher großen Volksredner auch bald in Grund und Boden gefordert werden, und es läßt sich wirklich hin und wieder schon so an, als ob Landesregierung und Beamte künftighin keinerlei Schuld mehr auf sich wollten schieben laßen; denn mehr Schuld wird gewis immer auf Den geschoben, welcher viel thut, als auf den, der wenig oder nichts thut. Summa, mit dem Schieben der Verantwortung nach Oben hinaus scheint es so ziemlich zu Ende zu sein. Ist es auch nun vorbei mit allem was uns nicht ansteht und gefällt? und wird es also auch ein Ende haben mit

dem Suchen nach Schuld und Verantwortung und mit dem Zuschieben der Schuld und Verantwortung? Nein, es ist nicht alles recht nnd glatt, wirds auch nicht so lange die Welt Welt bleibt und die Sonne Morgens in Osten aufgehen und Abends im Westen untergehen wird. Immer wird es viele Dinge geben, die ein Anstoß für uns sind und uns ärgern. Wer wird denn nun aber diese Dinge gemacht haben, die uns forthin zuwider sind, wenn sie oben nicht mehr gemacht werden, und wenn insbesondere, wie so viele Wahlcandidaten in der neuesten Zeit verkündigt haben, die Fürsten so beschränkt werden sollen, daß sie gar nichts Böses mehr thun können, sondern eitel Gutes thun müßen? Irgendwo müßen diese unangenehmen Dinge doch gemacht — geschoben muß doch vorerst noch auf jeden Fall nach irgend einer Seite hin werden. Wohin denn nun mit der Schuld, wenn Oben nichts Böses mehr gemacht, nach Oben hin nicht mehr geschoben werden kann? Also — das gibt sich von selbst: jetzt kommts an das Schuldschieben neben an, auf die, die uns Gesicht gegen Gesicht, Auge gegen Auge, Mund gegen Mund gegenüberstehen. Da gehts denn nun, wie vorher gesagt wurde: da wird ein Wort das andere Wort und tausend Worte von der einen Seite werden tausend Worte von der andern Seite geben, und bei den Worten, die doch schon schlimm genug lauten können, wird es nicht bleiben. Eines Jeden Hand wird aufgehoben sein wider eines jeden Hand, und ein Kopf wird wider alle Köpfe und alle Köpfe wider einen Kopf rennen, und das wird zwar im Augenblicke des

Eifers und Zornes ganz wol thun um den Zorn und Eifer in etwas abzukühlen, aber es gibt dabei und darnach auch Kopfschmerzen, wo nicht gar Kopfscherben, die nicht gleich wieder zusammenzuflicken sind. So habens die Polen gemacht, bis es dergestalt Scherben gab, die sich auch mit viel frischem warmen Blut nicht leimen ließen, was doch sonst ein guter Kitt ist; so haben es die Franzosen gemacht seit 1789, die Spanier seit 1820, die Portugiesen wenigstens seit sie den Don Miguel verjagt haben, die Schweizer wenigstens seit 1830, und die Deutschen sind nun auch auf demselben Wege. Da bleibt nun nur Eins noch übrig: daß wir die Schuld von dem was wir nicht mögen, überhaupt nicht mehr schieben, sondern sitzen laßen, nämlich auf uns. Damit hätten wir freilich gleich anfangen können — damit hätten die Polen und die Franzosen und die Spanier auch anfangen können; aber wer hat daran gedacht? — Ob es nicht noch jetzt Zeit wäre, daran zu denken? —

Deutsche Schwärmerei.

(1848)

Seit hundert bis zweihundert Jahre sagen unsere Nachbarn uns etwas nach, was sie uns in früheren Zeiten nicht haben nachsagen dürfen: wir hätten bloß

an schönen Gedanken, hübschen Plänen, tiefsinnigen Untersuchungen und spitzfindigen Forschungen unsre Freude, im wirklichen Leben aber wären wir nicht zu brauchen; wir schwärmten für jede neue Weisheit, die irgendwo hinter dem Schreibtisch ausgeheckt worden, priesen sie begeistert als könne sie die Welt umgestalten, und könnten denn doch nicht ein Pünktlein dieser neuen Weisheit nutzbar und fruchtbar machen, vermöchten mit den großen Massen Weisheit und Begeisterung nicht einen Strohhalm aus dem Wege zu räumen; wir wären mit unsern Gedanken immer im höchsten Fluge, den Wolken gleich, ja drüber hinaus, über Mond und Sonne und Sternen, und stolperten dabei jeden Augenblick über unsere eigenen Füße. Das Handanlegen und Zugreifen sei einmal unsere Sache nicht, das sei nicht deutsch. In den letzten dreißig Jahren sind diese Stimmen immer lauter geworden, und von vielen Deutschen selbst als gehorsamen Dienern und Wiederhallsmännern nachgesprochen worden. Damit haben unsere Nachbarn und ihre Nachsprecher freilich nicht so gar Unrecht gehabt; selbst 1813 brachten wir nur etwas Halbes zu Stande; die Vertreibung der Franzosen; das war zwar etwas Großes, aber doch nur eine große Hälfte, — die andere Hälfte, die Wiederherstellung Deutschlands so wie es in alter Zeit, wenigstens vor dem dreißigjährigen Kriege, gewesen war (nur freilich hätte es in neuer Gestalt wiederhergestellt werden müßen) blieb aus; 1830 aber brachten wir es eigentlich nur zu einem Viertelchen oder noch weniger, denn unsere große

schwärmerische Freude an unsern Verfaßungen und Ständeversamlungen diente gerade dazu, die Zerstückelung Deutschlands zu vergrößern, sie uns recht wie einen spitzen Dorn in das Fleisch zu treiben, uns uneiniger und unzufriedener zu machen, als wir vorher gewesen waren. Aber vor lauter Schwärmerei fühlten wir den Dorn im Anfange gar nicht; sehr wenige habeu ihn erst später empfunden. Aber jetzt? jetzt legen wir doch das Denken ohne That die Begeisterung ohne Inhalt, das Laufen ohne Ziel als alte schlechte Gewohnheiten ab? — Ja, es scheint wol so, aber doch nicht recht im Ganzen, nicht überall. Wie Viele gibt es noch unter uns, die voll schwärmerischer Begeisterung für Frankreich, für Italien, für Polen sind, und — Deutschland darüber rein vergeßen? Wie viele gibt es, die noch immer nicht verlernen können, in den Tag hinein zu schreien: Freiheit! Freiheit! Freiheit für Italien! Freiheit für Polen! Freiheit für Deutschland! und noch immer nicht bedenken, daß diese Freiheit doch auch einen Inhalt haben, daß sie etwas Wirkliches, Handgreifliches sein müße. Das Wirkliche und Handgreifliche in der Freiheit Italiens und in der Freiheit Polens aber ist Schaden für Deutschland, und, gehts übel aus, was gar möglich ist, Knechtschaft für Deutschland. Jeder Jubelruf für Italiens Freiheit macht Italien und mit ihm Frankreich stark, Oesterreich aber und mit ihm Deutschland schwach; jeder Jubelruf für die Freiheit Polens macht Rußland stark und Deutschlands Freiheit ohnmächtig. Zusammen gehen die Jubelrufe für

Italien und Polen mit denen für Deutschland ein für allemal nicht; am wenigsten, wenn, wie gar oft geschieht, Polen und Italien vorangestellt werden und Deutschland erst hinterdreingebracht wird; am allerwenigsten verträgt sich das Geschrei für Polens Freiheit mit der Begeisterung für die Freiheit des deutschen Vaterlandes. Zwar hat dieß Geschrei in den letzten Wochen, nach der schmählichen Treulosigkeit und den unerhörten Gräueln, deren sich die Polen in Posen gegen die Deutschen schuldig gemacht haben, sehr bedeutend abgenommen; indes hat dasselbe durch die Verwirrung der Gemüter und die ziellose Begeisterung die es, einem hitzigen Fieber gleich, überall hervorrief, für die deutschen Angelegenheiten im höchsten Grade schädlich gewirkt. Wir glauben, das Vorparlament in Frankfurt hat durch seine vorzeitige Begünstigung der Polen einen sehr schweren politischen, einen so recht deutschen Fehler deutscher Schwärmerei gemacht; ganz unverantwortlich aber ist es von dem Funfzigerausschuße, daß er diese seit 1830 eigentlich erst Mode gewordene unpolitische Schwärmerei für das freie Polen in seinen Beratungen und Beschlüßen nicht allein fortgesetzt, sondern auch in einem Grade gesteigert hat, daß man ihm, ohne etwas zu Hartes zu sagen, den Vorwurf der Undeutschheit machen muß. Wie? der Durchzug der Polen durch Preußen sollte nach dem Willen des Funfzigerausschußes ungehindert, also auch für diejenigen Polen Statt finden, welche sich direct nach Posen begeben, um dort alsbald in den blutigen Kampf gegen die

Deutschen zu treten? — Das heißt doch geschwärmt bis zum Unsinn, bis zum Frevel!

Welche Gefahr man durch diese Polenschwärmerei für Deutschland aufrufe, scheint man über dem Freiheitstaumel ganz und gar zu vergeßen. Es hat zwar einige Wochen her so ausgesehen, als ob Rußland nicht angreifend zu Werke gehen werde; aber für so lammfromm hält der Volksfreund weder die russische Politik noch den russischen Kaiser selbst, daß er all den Gährungen im Westen, zumal denen, welche zu nichts dienen als Rußland zu reizen und zugleich Deutschland schwach zu machen, ohne alle Gedanken an das Geltendmachen der russischen Macht nnd des russischen Vorteils auf die Dauer so ganz ruhig zusehen sollte. Wiederholt wird das Zusammenziehen von russischen Heeren, an der Weichsel und weiter rückwärts, gemeldet. Wenn diese nun etwa im Juni oder Juli in Deutschland einrückten, wie dann? Wollen wir diese etwa aus Deutschland hinaus phantasieren, schwärmen, träumen und jubeln? Oder denken wir sie mit der, auch zur Hälfte auf Einbildungen und Schwärmereien beruhenden „allgemeinen Volksbewaffnung", etwa durch Freischaaren, hinaus zu schlagen? Diese Freischaaren und die allgemeine Volksbewaffnung, die sich nicht durch Redekunststücke aus der Erde hervorzaubern läßt, werden gegen die russischen Kanonen sich nicht sonderlich halten, und die Schlachten werden heut zu Tage nicht mehr durch Landsknechte, sondern nur durch regelmäßige, wolgeübte Truppen, sie werden wo nicht ganz allein, doch vorzugsweise durch Artillerie

geschlagen und gewonnen werden. Meinen etwa unsere Schwärmer, sie brauchten nur sich zu zeigen, so werde sich gleich Alles an sie hängen, Deutsche und Polen, Russen und Tschechen, wie ein dichter Bienenschwarm, um mit ihnen Freiheit! Freiheit! oder gar etwa Republik! Republik! zu schreien, weil „der Volkswille unwiderstehlich sei?" weil jetzt wirklich der Zeitpunkt gekommen sei, in welchem „die Revolution (Republik) ihren Umlauf um den ganzen Erdkreiß machen werde", so daß wir mit unsern deutschen oder französirten Freiheitsgedanken auch das Russenreich umkehren könnten? Das hat der Dr. Hecker auch geglaubt: er brauchte, dachte er, sich nur zu zeigen, so sei in ganz Baden die Republik schon da, sei fertig gemacht und leibhaftig vorhanden. Dem war nicht so, und so wird es auch mit den Russen nicht sein und nicht einmal mit den Polen; beide wollen von unserer deutschen Freiheit nichts wißen, und am wenigsten von unsern Redensarten und Schwärmereien. Daß uns Deutsche die Slaven überhaupt gar nicht wollen, das hat der Funfziger Ausschuß erfahren, als er, immer in derselben Schwärmerei, die die Wirklichkeit weder sieht noch sehen will, eine Botschaft an die Tschechen nach Prag sandte, die denn gar übel heim geschickt wurde.

Nein! die Zeit der Schwärmereien, Träume und Redensarten ist vorbei oder muß vorbei sein, wenn es nicht mit uns selbst im Kurzem und dann für immer vorbei sein soll. Wir Deutsche wollen zuerst frei sein, ehe wir an Italiener und Polen denken; wir wollen frei sein in aller Handgreiflichkeit und Wirk-

lichkeit, nicht bloß auf dem Papier und in den Zeitungen, nicht bloß in den Volksversamlungen und Reden: wir wollen die Freiheit der Eintracht, der Stärke, der politischen Macht. Wehe uns, wenn der Monat Julius dieses Jahres uns noch mitten in Schwärmereien und unklaren Träumen fände!

Ist in Deutschland die Republik möglich?

(1848)

Mit dieser Frage beschäftigen sich bekanntlich in unsern Tagen sehr viele Gemüter, und die Meinung der Redlichen und Besonnenen ist einstimmig die, daß sie nicht möglich sei, weil diese Einrichtung des Staats dem deutschen Sinn und Wesen von Natur widerstrebe, weil das mit einem Male die Sachen auf den Kopf stellen, alle Gerechtigkeit umstürzen heiße, und dieses Verfahren in allen politischen Dingen ein Unglück und ein Fehler sei; weil endlich unter den dermaligen Umständen eine Republik gar nicht eine bloße Aenderung der Staatsverfaßung, sondern zugleich auch eine gewaltsame Aenderung aller Besitzverhältnisse, Gütertheilung und Communismus mit allem was daran

hängt sein würde. Also eine Republik ist nicht möglich, und selbst die Zweifelnden sagen: sie sei jetzt nicht möglich. Das hat auch der Dr. David Strauß gesagt, als er in Ludwigsburg in Würtemberg als Wahlcandidat aufgetreten ist, nicht allein weil er so sprechen mußte, um Wahlstimmen zu erhalten, sondern weil er es wirklich so meinte. Aber wie meinte er das? Das hatte er schon vier Wochen früher also erläutert: „Bei den Deutschen ist es in den politischen Dingen immer gerade so, wie in den religiösen; die letztern geben den Maßstab für die erstern ab. Nun wollen aber die Deutschen von Königen und Fürsten regiert sein, die nichts Böses thun können, vielmehr sollen nur die Minister alle Schuld und Verantwortlichkeit auf sich nehmen; das wollen sie aber darum, weil sie in ganz gleicher Weise auf Jesus Christus selbst nichts Böses kommen laßen wollen, sondern alles was sie im neuen Testament nicht recht begreifen und was ihnen darin widerwärtig ist, auf die Evangelisten und Apostel, gleichsam auf die Minister Christi, schieben, als hätten diese die Sachen nicht recht erzählt: Christus habe ja gar nichts anderes sein wollen, als ein sehr gewöhnlicher Mensch oder habe auch wol gar nicht einmal gelebt; erst die Apostel hätten ihn erdichtet oder doch etwas ganz Anderes aus ihm gemacht als er gewesen sei.“ So lange das noch auf dem religiösen Gebiet so fortgehe, meint Strauß, werde es auch auf dem politischen nicht anders gehen; erst wenn wir gescheid und mutig genug sind, Christum als unsern König des Glaubens abzusetzen, werden wir auch —

reif für die Republik, wird die Republik möglich sein. — Darnach wäre also nicht allein Republik und Gesetzlosigkeit, Republik und Gütertheilung, sondern auch Republik und Widerchristentum in Deutschland völlig einerlei. Das läßt sich allerdings recht wol denken, und da es einer der hervorragendsten Widersacher der christlichen Kirche selbst sagt, so muß man es wol als unbezweifelt richtig annehmen, zumal da eben derselbe um diesebe Zeit verkündigte: so gewis die alte Politik gefallen sei, werde nun auch in Kurzem das alte Christentum fallen. Sonst aber wollten uns diese Aeußerungen ein wenig veraltet und abgedroschen vorkommen — denn was uns da Dr. Strauß sagt, das ist ja doch das alte Wesen mit der unzertrennlichen Vereinigung oder vielmehr Vermischung von Staat und Kirche, gegen die in den letzten Jahren alle Parteien geeifert haben; sollte bisher der Staat mit Gewalt ein christlicher sein, so soll er nun eben so mit Gewalt ein widerchristlicher sein. Damit wäre für die Politik nun nicht ein Haar gewonnen, für die christliche Kirche aber auch gar nichts verloren, denn wenn auch das Widerchristentum wirklich zur vollen weltlichen Herrschaft kommt (wie das ja bisher schon zum Theil der Fall war) und dieselbe mit der äußersten Gewalt geltend macht, so wird die einzige Folge die sein, daß nur diejenigen sich zur christlichen Kirche bekennen, die wirklich an Christus glauben. Der Staat aber wird sich nun fortwährend mit der neuen Lichtreligion, oder was es sonst für eine sein mag, zu seinem Nachtheil „schleppen" müßen, wie er sich bisher „mit dem Christentum

schleppen" mußte; er wird die Gottes- und Christusleugner begünstigen, zu allen Staatsämtern wählen und befördern, den Gottes- und Christusbekennern aufpassen, sie an aller Wirksamkeit im Staate möglichst verhindern und wol auch von den Aemtern absetzen müßen. Und damit wird der neue Staat seine schwere Last haben, wie sie sich der alte Staat sehr unnützer Weise mit den Gottesleugnern gemacht hat. So waren denn auch die Zeitungen gleich bei der Hand, ein solches Geschichtchen zu erfinden: es sollte bei Gelegenheit der Wahl in Ludwigsburg, wo Dr. Strauß gegen seinen christlich gesinnten Wahlgegner Hoffmann durchfiel, der Oberhofprediger von Grüneisen darum von Stuttgart versetzt worden sein weil er in den Wahlbewegungen gegen Strauß und für Hoffmann gewirkt hätte, und aus gleichem Grunde sollte der Decan Christlieb aus Ludwigsburg entfernt werden. Das wäre freilich ganz dieselbe Geschichte gewesen, als wenn die Polizei, wie bisher geschehen, einen darüber ins Verhör nahm: ob er auch an Gott glaube? oder als wenn die Baptistenkinder von Gensdarmen zur Taufe abgeholt wurden.

Vaterlandsliebe.

(1848)

Die neue Zeit hat vielfältig die Frage aufgeworfen; ob die an den Deutschen von jeher gerühmte Eigenschaft der Treue, der Anhänglichkeit an ihre Fürsten und Fürstenhäuser, der Liebe zu dem Volksstamm dem sie angehören, und zu ihrer Heimat, wirklich noch vorhanden sei? ja, ob sich diese Seelenstimmung, möge dieselbe auch ehedem vorhanden gewesen sein, mit dem neuen Zustande und den Gestaltungen unseres öffentlichen deutschen Lebens denen wir entgegen gehn, überhaupt noch vertrage? Ob wir nicht einem Zustande, wie er etwa bei den Griechen und Römern war, mit Notwendigkeit entgegen giengen? Bei diesen alten Völkern bestand die Vaterlaudsliebe eigentlich nur in der Anhänglichkeit an die politische Verfaßung, ihr Heimatsgefühl nur in dem Bedürfnis oder in der Sehnsucht, an dem politischen Leben ihres Staates thätigen und selbständigen Anteil zu nehmen. Eben so meint man, könnte es etwa auch bei uns werden: an Personen, an unsere Fürsten und deren Häuser, würden wir uns künftig hin nicht sonderlich mehr anschließen, sondern nur an Einrichtungen, an politische Institutionen: an die Landesverfaßung, sei dieselbe immerhin, welche sie wolle, insofern wir nur bei deren Einsetzung, Aufrechthaltung, Verbeßerung thätig mitwirken: an die Landesgesetze, in so weit sie von uns selbst, mit unserer Zustimmung gegeben und von

uns überwacht und gehandhabt würden; an die örtliche Verwaltung, in so weit sie unsere Theilnahme erweckte und erforderte; — endlich und hauptsächlich an die allgemeine politische Gestaltung des deutschen Gesamtvaterlandes, gegen welche denn sogar auch die politische Gestaltung des besondern Vaterlandes und die Theilnahme für dasselbe wo nicht gänzlich verschwinden, doch tief in den Schatten treten würde. Dieß sei nicht allein a u c h eine Liebe, sondern erst die r e c h t e und v o l l k o m m e n e Vaterlandsliebe.

Darauf haben wir zuerst zu antworten: ein solcher Zustand, er mag nun ein böser oder ein guter, ein naturgemäßer oder ein widernatürlicher Zustand sein, ist wenigstens kein Zustand der L i e b e mehr, denn die Liebe geht immer auf eine P e r s o n, nie auf eine S a c h e, am wenigsten auf Gesetze, Einrichtungen, Anordnungen u. dgl., am allerwenigsten, wenn diese Theilnahme oder sogenannte Liebe zu diesen Gesetzen u. s. w. nur in so fern vorhanden sein soll, als wir dabei thätig mitwirken. Das ist nicht Liebe, sondern höchstens S e l b s t l i e b e, und diese nennt man doch nur in sehr uneigentlichem Sinne Liebe, eben so wie die Vaterlandsliebe der Griechen und Römer nur in einem ganz andern Sinne eine Liebe war, als wir Deutschen oder als die Christen überhaupt das Wort brauchen. Selbst wenn der Deutsche seinen Acker und sein Haus, seine Wiesen und seine Berge und Wälder liebt, wie er das wirklich und stärker thut als die meisten andern Nationen, so ist diese Liebe zu diesen Dingen, die doch eben auch nur Dinge, Sachen, und keine Personen

sind, eine ganz andere als die Liebe zu den politischen Einrichtungen und Ordnungen. Der Tisch an dem wir so lange Jahre, vielleicht von Kindheit auf gegeßen haben, die Kammer in der wir schlafen, in welcher Vater und Mutter gestorben, unsere Kinder geboren und vielleicht auch schon gestorben sind, der Acker auf dem wir so vielmal bei Sonnenschein und Regen, bei Sonnenhitze und Herbststurm mit dem Pfluge und der Egge, mit dem Säetuche und der Sichel auf und ab gegangen sind, und auf welchem wir unsern Vater und Großvater schon eben so haben auf und abgehen sehen, den wir gepflegt haben wie unser eigen Kind und der uns dafür unter Gottes Segen ernährt hat, die Wiese auf der wir so zu sagen jedes Gräschen kennen — alle diese Dinge haben etwas mit uns erlebt: an Tisch und Kammer, Acker und Wiese hängt etwas von unserm Leben, von dem Leben unserer Väter und unserer Kinder. Sie sprechen gleichsam mit uns, bald von vergangenen Zeiten und Geschichten, bald von der Zukunft, von dem morgenden Tage und dem nächsten Frühjahr, oder auch von den Zeiten, in denen wir nicht mehr vorhanden sein werden.

Das ist eine wirkliche und wahrhaftige Liebe, und schon sie kann durch die sogenannte Liebe zu den politischen Einrichtungen, zu Verfaßungen und Gesetzen, selbst zu solchen, welche das edle Gut der Freiheit sichern und schützen, nicht ersetzt werden. Wir sagen: die sogenannte Liebe, denn diese politische Vaterlandsliebe ist eigentlich und in ihrem wahren Grunde ein festes und mutiges Behaupten des politischen Rechts,

und das Rechtsgefühl ist nicht nur nicht einerlei mit dem Gefühl der Liebe, sondern demselben entgegengesetzt. Allerdings muß es uns, um diese rechte Liebe zum Vaterlande haben zu können, politisch wol zu Mute in diesem Vaterlande sein; wir dürfen nicht durch das Behörden- und Abgabenwesen geneckt, geplagt und gedrückt sein, und aufs Wenigste haben wir ein freies Vaterland viel lieber als eins, welches mit der eisernen Rute regiert wird; aber wir meinen auch nur, daß wir mit den politischen Ordnungen und der politischen Freiheit nicht auf gleiche oder nur ähnliche Weise etwas erleben, wie wir mit unserm Hause, Garten und Acker, gleich als mit lieben Personen, etwas mit durchmachen, etwas erfahren und erleben, und daß diese Heimatsliebe durch jenes Rechts- und Freiheitsgefühl nicht erzeugt und gemacht, viel weniger denn ersetzt werden könne. Nehmt dem Deutschen sein Haus und seinen Hof und Acker, nehmt ihm die Heimat (etwa durch socialistische Gütergemeinschaft und dergleichen Einrichtungen), und gebt ihm alle nur erdenkliche Freiheiten des Staatslebens — alle seine Bürgermeisterwahlen, Bezirksratswahlen, Landtagswahlen, Reichstagswahlen und alle Gemeindeversamlungen und Volksversamlungen samt Landtag und Reichstag werden ihm das Herz nicht so voll und reich machen, als es ehedem hinter seinem Pfluge oder in seinem Berggarten gewesen ist. Das Herz wird sich mitten in diesen politischen Freiheiten einsam fühlen — es wird ihm alles gar unheimlich und öde vorkommen. Wäre es darauf abgesehen und wäre es

möglich, diese alte Heimatsliebe durch die neue politische Vaterlandsliebe zu verdrängen, so würde das eine Aenderung des deutschen Nationalcharakters sein. Solche Aenderungen sind möglich, das läßt sich nicht leugnen; aber das unwiderlegliche Zeugnis der Geschichte lehrt uns auch, daß mit einer solchen Aenderung des Nationalcharakters das nunmehr umgewandelte Volk seine Rolle in der Weltgeschichte zu Ende gespielt hat.

Kann nun schon diese Heimatsliebe durch die politischen Einrichtungen nicht ersetzt werden, so kann es eben so wenig und noch viel weniger die Liebe zu dem Volksstamme aus dem wir hervorgegangen sind und dem wir angehören. Wir können doch auch den Bruder nicht durch einen willkürlich Gewählten, wir können den Freund unserer Jugend nicht durch einen spätern, wenn auch noch so vertrauten Bekannten ersetzen; was in früher Zeit, in der Zeit der Jugend erlebt worden ist, das wollen, das können wir niemals vergeßen, während das was wir im höheren Lebensalter oder gar in der Greisenzeit erlebt haben, unserm Gedächtnisse oft schon nach einigen Monaten entschwindet und unserm Herzen und dessen Liebe gar nicht oder doch nur sehr selten nahe kommt. Eben so ist es mit den Volksstämmen. Der Pommer hat mit dem Pommer, der Westfale mit den Westfalen, der Hesse mit dem Hessen, von Anbeginn nicht allein des eigenen Lebens an, sondern schon aus der Väter, Großväter und Urväter Zeit her gelebt, Freud und Leid mit ihm getheilt und sich nicht etwa so zufällig nur mit ihm zu-

sammengefunden und an ihn gewöhnt — nein er ist dem Blute nach, einer Familie ganz ähnlich, mit ihm verwandt, er ist so zu sagen mit ihm zusammengewachsen. Dieses Zusammenhalten der Stämme war in den ältesten Zeiten bei uns so stark, daß eigentlich nur die Stämme mit einander in Frieden und Eintracht lebten, und schon die zu andern Stämmen gehörigen Deutschen als Feinde galten, woher in den ältesten Zeiten so viele blutige Kriege der Deutschen unter einander entstanden sind. (Das ist gerade so, wie in einer Familie: die Brüder im Hause zanken und schlagen sich in ihrer Kindheit und so lange sie noch Knaben sind oft am allerbittersten untereinander, und nur nach Außen und in spätern Jahren halten sie wieder zusammen). Dieses Zusammenhalten innerhalb der Stämme gehört dem Anfang unseres deutschen Lebens, es gehört unserer Jugend, unserer besten und schönsten Zeit an und darum können wir nicht davon laßen, so lange noch eine Faser des deutschen Wesens, noch eine Ader deutschen Blutes an uns ist. Aelter sind wir geworden, und darum haben die Feindseligkeiten der Stämme unter einander, die eben dem ersten Jugendalter angehörten, ein Ende genommen oder müßen doch nunmehr für immer ein Ende nehmen, aber alt und stumpf sind wir noch nicht geworden, so daß wir die Unterschiede und die Eigentümlichkeiten der Stämme gar nicht mehr fühlten. Gerade, daß diese Stammesverschiedenheit auf der einen und die innige Stammeseinheit auf der andern Seite in uns noch lebendig ist, das ist ein Zeichen und eine sicherer

Bürge unserer frischen Lebenskraft, unserer Jugend. Diese Jugendkraft ist in den meisten Deutschen noch so stark, daß politische Einrichtungen, welche darauf ausgiengen, die Besonderheiten der Stämme zu verwischen oder gar zu zerstören, die Stammesliebe nicht nur nicht ersetzen, sondern derselben gegenüber sich noch zur Zeit gar nicht einmal behaupten könnten. Die Mehrzal der deutschen Völkerschaften würde eine Verfaßung des gesamten Deutschlands, vermöge deren der Hesse aufhören sollte ein Hesse, der Baier ein Baier, der Mecklenburger ein Mecklenburger zu sein, geradezu nicht verstehen, nicht begreifen; — er würde sie als ein fremdes Gewächs, vielleicht mit starkem Widerwillen, von sich stoßen.

So verhält es sich endlich auch mit den Königen und Fürsten in Deutschland, unsern angeerbten Stammeshäuptern. An sie schließen sich diejenigen Stämme, welche mehrere Jahrhunderte lang, selbst noch die, welche seit dem dreißigjährigen Kriege mit ihnen zusammen gelebt und mit ihnen wie mit den übrigen Stammesbrüdern durch eine lange Reihe von Menschenaltern Freud und Leid getheilt haben, noch bis auf diesen Tag mit aufrichtiger, ja mit tiefer Liebe an, mit einer Liebe, die um so tiefer und fester ist, je weniger sich dieselbe äußerlich bemerkbar, je weniger sie sich etwa gar auf lärmende Weise laut macht. Das „heilig und unverletzlich“ was auch in unserer Verfaßungsurkunde, wie in so vielen andern, von der Person unseres Kurfürsten gesagt wird, ist für die Hessen ein unnötiges und darum ein leeres Wort.

Ich frage hiermit alle meine Stammesbrüder in ganz Althessen, das Fürstentum Hersfeld und die Grafschaft Schaumburg, die doch erst nach dem dreißigjährigen Kriege zu uns gekommen sind, nicht ausgenommen, ob sich das bei uns nicht von selbst versteht, daß, wenn unser Kurfürst persönlich angegriffen würde, wir, statt uns an das „heilig und unverletzlich" zu erinnern, nicht vielmehr aus innerem Drang unseres Herzens ohne alles Ueberlegen augenblicklich Front gegen den Angreifer machen und unsern Kurfürsten mit dem eigenen Leib und Leben decken würden? Ich frage meine hessischen Brüder, ob sie nicht bereit wären, eine unserm Kurfürsten angethane persönliche Schmach, wenn es sein müßte, blutig und mit eigenen Blute zu rächen? Ich irre mich in den Althessen, zu denen ich gehöre und die ich kenne, deren Blut auch in mir fließt, nicht:. von hundert Stimmen, die mir auf meine Frage Antwort geben, antworten neun und neunzig wie ein Mann: Ja! Und die Hände und Arme, die zu diesen Stimmen gehören, laßen auch nicht auf sich warten und sich nicht lange rufen wenn es gilt. So antworten wir aber und so handeln wir nicht etwa darum, weil wir Gunstbezeugungen von unserm Landesherrn erhalten haben oder Belohnungen von ihm erwarten — es werden ohnehin unter den Lesern des Volksfreundes sehr wenige sein, welche für ihre Person dergleichen bekommen hätten oder hoffen dürften und der Schreiber des Volksfreundes gehört selbst am wenigsten auch unter diese Wenigen — denn Fürstengunst ist veränderlich und der Lohnsack ist unter allen

Säcken, die man im Leben zu tragen hat, der schwerste Sack; wir antworten so und handeln so, weil uns das im Blute steckt und es zu unserer hessischen Ehre gehört. Mag es sogar mitunter von oben her nicht so ganz recht zugegangen sein — auch das irrt uns nicht; Mancher von uns hat ja auch wol einen heftigen, wunderlichen Vater und eine zänkische, krittliche Mutter — das schadet nichts: er liebt und ehrt und verteidigt Vater und Mutter dennoch, und gerade, wenn er im Herzen recht ärgerlich über Vater und Mutter gewesen ist, fährt er am heftigsten auf, wenn feindselige Nachbarn und Fremde sich über sie hermachen wollen. Diese Anhänglichkeit an die Person und die Familie der Landesherren läßt sich durch die Anhänglichkeit an politische Institutionen und durch die angebliche Liebe zu denselben nicht ersetzen, gerade so wenig, wie sich die Anhänglichkeit an Vater, Mutter und Geschwister durch die „allgemeine Liebe zu der Menschheit" wegbringen und ersetzen läßt. Wenn man mir sagt: „dein Vater und deine Mutter sind doch eben nur Menschen und der Mohr und der Hottentot sind eben so gut Menschen, also sollst du Jene nicht lieber haben als diese", so ist das freilich wahr, daß ich den Mohren und den Hottentotten als Menschen lieb habe, aber nimmermehr wird der Mohr mein Vater und die Hottentottin meine Mutter. Aber wenn man mir sagte: du sollst gar keinen Menschen besonders lieb haben, sondern nur die Menschheit im Allgemeinen, so antworte ich: Gerade umgekehrt! weil ich einzelne Menschen ganz besonders lieb habe, darum,

und nur darum, und nur durch sie, liebe ich auch die allgemeine Menschheit. Darf ich Niemanden mehr besonders lieb haben, so wird auch die allgemeine Menschenliebe gar dünne, schwach und kalt und am Ende nicht viel mehr als eine Einbildung und ein Hirngespinst sein. Gerade so wenig und noch weniger ersetzt mir auch die Liebe zur „Volkssouveränetät“ oder auch nur zum „Volke“ meine Liebe zu der Person des Stammeshauptes, des Fürsten. In ihm, dem Haupte des Stammes oder des Volkes, habe ich erst mein Volk recht und wahrhaftig lieb. In dieser gleichen Liebe zu dem Haupte fühlen wir, wenn es sonst richtig im Volke stehet, daß wir untereinander gleich sind, und wir fühlen das auf diese Weise mehr, als wenn man es uns sagt, ja sogar mehr als wenn man die Gleichheit durch Landesgesetze feststellt. Das soll zwar auch geschehen, aber es hilft nicht viel, wenn nicht die Gleichheit vorher schon vorhanden ist. Ja diejenige Gleichheit, die bloß aus den Gesetzen, bloß aus den allgemeinen Menschenrechten fließt, bewirkt eigentlich keine Liebe, weder Liebe zu den Personen, seien das die Fürsten oder unseres Gleichen, seien es unsere Landsleute oder das ganze deutsche Volk, sondern viel eher Eifersucht, daß sich ja nicht Einer einfallen laße, sich zu überheben, ja sogar wol Neid und Haß, wie wir das an den Republiken der alten griechischen und römischen Zeit sehen, bei denen eben die allgemeine Gleichheit, die eines Hauptes entbehrte, vor welchem alle gleich gewesen wären, zu fast unaufhörlichen Reibungen, Parteiungen und Bürgerkriegen führte.

Aber woher kommt es denn nun, daß manche meinen können, es sei mit der Heimatsliebe, der alten Stammes- und Vaterlandsliebe und der Anhänglichkeit an die angestammten Fürsten aus und vorbei?

Das kommt einmal daher, daß in den letzten Jahrzehnden sich so gar Viele bloß mit den Papieren, mit den Zeitungen und den Büchern beschäftigt, und darüber vergeßen haben, wie es im Volke aussieht, ja es ganz vergeßen und verlernt haben, mit dem Volke zu leben. Die Bücher und die Wißenschaften sind freilich in einem Lande so gut zu Hause wie in dem andern, und wer sein ganzes Leben und Wesen auf die Bücher und Wißenschaft gestellt hat, dem ist es ziemlich einerlei wo und bei wem, und mit wem und unter wem er lebt, wenn man ihm nur seine Gelehrsamkeit und seine Bücher nnd seinen Schreibtisch ungestört läßt. Das soll darum noch kein Tadel sein: die Zeit und die Natur der Dinge brachte das so mit sich, und manches dieser Art wird auch hoffentlich in unserer neuen Zeit anders und beßer werden. Nur sollten solche Leute nicht meinen und aussprechen und laut verkündigen, wie es bei ihnen im Kopfe oder im Herzen aussehe so sehe es in der ganzen Welt aus. Der Bauer, der fest auf seinem Hofe sitzt, auf dem seine Väter schon geseßen haben, und der Bürger, der sein Gewerbe treibt, wie seine Voreltern, und Beide, welche Hof und Gewerbe an ihre Kinder und Kindeskinder kommen laßen wollen, denken in wesentlichen Stücken ganz anders, als die Herren, denen es einerlei ist, ob sie in Frankfurt am Main oder in Frankfurt an der

Oder, in Hamburg oder München, in Marburg oder in Leipzig und Berlin ihre Bibliothek und ihren Schreibtisch aufstellen. Ihnen steht wirklich „die ganze Welt offen“ und wirklich „gehört ihnen die ganze Welt.“ Diejenigen aber, die bloß von Zeitungsschreiben leben (und viele, möchte man wol sagen, leben auch vom Zeitungslesen), die haben so viel mit den Dingen da draußen, mit den allgemeinen Weltbegebenheiten, mit der europäischen Politik und in den letzten dreißig Jahren ohnehin mit fast gar nichts anderem, zumal mit nichts recht Deutschem, kernhaft Deutschem sich beschäftigt, leider auch sich nicht beschäftigen dürfen, daß ihnen die Gedanken und Gefühle der Heimats- und Vaterlandsliebe oft in auffallender Weise fremd geworden sind. Was aber die Herrn von der Gelehrsamkeit und die Herren von den Zeitungsbüreaux sagen, das gilt noch immer viel zu viel als „allgemeine Ansicht“, als „Zeitmeinung“ ja als „Stimme des Volkes“, und wenn es das alles auch hundertmal nicht ist. Indes etwas ist doch daran; wenn von solchen Seiten her häufig und lange Zeit hindurch Gleichgültigkeit gegen Heimat, Volksstamm, Könige und Fürsten an den Tag gelegt und sogar verkündigt wird, so nistet sich eine solche Gleichgültigkeit auch bei Andern ein, die eigentlich dazu bestimmt und berufen sind, die rechte Heimats- und Vaterlandsliebe zu bewahren und zu pflegen. Kommt dann etwa eine gerechte Unzufriedenheit mit den Zuständen in der Heimat und dem eigenen Lande hinzu, so wird aus der Gleichgültigkeit Kälte, Abneigung, Widerwillen, zuletzt vielleicht Haß

und Revolutionsluſt. Und daß es hin und wieder an ſolchen Veranlaßungen zur Unzufriedenheit nicht gefehlt hat — wer wüßte das nicht? und wer könnte hartnäckig genug ſein, es zu leugnen?

Das iſt ein Theil der allgemeinen Urſachen, welche dazu beigetragen haben, die Vaterlandsliebe bei Manchem zum Erlöſchen zu bringen; es giebt aber auch beſondere Urſachen. In Deutſchland gab es eine ganze Menge Länder und Ländchen, in denen wol das Heimats- und Stammesgefühl (und oft mit bedeutender Stärke) vorhanden war, die aber niemals eine Regentenfamilie geſehen haben und von der Zuneigung zu einer ſolchen, von dem treuen Feſthalten an einem Fürſtenhauſe nie etwas gefühlt, kaum etwas gewußt haben, noch etwas fühlen und wißen konnten. Das ſind die ehemaligen geiſtlichen Länder, wie Mainz, Cöln, Trier und ſo viele andere. Dieſen erſetzte das Reichsoberhaupt, der römiſche Kaiſer deutſcher Nation, der oberſte Schutzherr der ganzen Chriſtenheit, den Mangel einer Fürſtenfamilie, und einen andern eben ſo kräftigen Erſatz dafür fanden ſie in dem Umſtande, daß ihr jedesmaliger Landesherr, der freilich oft kein geborner Fürſt und noch öfter gar nicht in ihrem Lande geboren, ſondern ein Graf oder Freiherr aus weit entlegenen Gegenden war, zugleich das ehrfurchtsvoll gefeierte Haupt ihrer Kirche war. Durch den Reichsdeputationshauptſchluß von 1803 nahm man dieſen deutſchen Ländern ihre Landesherren, indem man die geiſtlichen Stifter ſäculariſierte, und die Landestheile, oft noch dazu ſehr zerſplittert, an fremde Fürſten gab,

und durch den Rheinbund 1806 verloren sie auch den Kaiser. Für die katholische Kirche war das freilich ein Vorteil, denn sie ist seitdem lange nicht mehr so weltlich, wie ehedem; aber wir haben es hier nur mit den politischen Folgen dieser Veränderung zu thun. Beinahe ebenso verhält es sich mit den zahlreichen damals und später mediatisierten Staaten. Auch diese verloren ihre Landesherren und den ihnen ganz besonders nötigen, ja unentbehrlichen obersten Schutzherrn, den Kaiser. In gleicher Weise büßten die freien Reichsstädte ihre Selbstständigkeit, über welcher nur der, ihnen noch mehr als den geistlichen und weltlichen Ländern unentbehrliche Kaiser stand, und dieses ihr Oberhaupt ein; beide, die mediatisierten Staaten wie die Reichsstädte, traten nun in ein untergeordnetes Verhältnis zu den Fürsten, denen sie sich bisher gleichgestellt gefühlt hatten. Daß der Untergang auch dieser kleinen Staatchen ein politischer Vorteil für Deutschland gewesen ist, bedarf keines Beweises, aber das Gefühl des erlittenen Unrechts, der gegen sie verübten Gewalt, war doch sehr stark, selbst in solchen Ländchen und Reichsstädten, welche mit ihren Regierungen aus guten Gründen wenig zufrieden waren, und dieß Gefühl hielt lang an und sträubte sich gegen die Anhänglichkeit an die neue Herscherfamilie. Daß diese Landestheile selbst jetzt, nach noch nicht vollen fünfzig Jahren das Herz zu ihren neuen Fürsten nicht haben können, was wir zu unsern alten Fürsten haben, das ist sehr natürlich. Dazu kommen denn nun auch die Ländertheilungen die sonst noch, theils

durch eben jenen Reichsdeputationsschluß, theils durch die Gewalthandlungen Napoleons, theils noch durch die Friedensschlüße und Tractate von 1814 und 1815 vorgenommen wurden. Dieses Ländertheilen und Herüber- und Hinüberwerfen der Unterthanen, bei dem niemand gefragt wurde, als das politische Gleichgewicht, die politische Convenienz oder gar etwa nur der Geldsäckel der großen Herren, hat der rechten deutschen Vaterlandsliebe die allerschwersten Wunden geschlagen.

Hiernach, meinen wir, müße nun von beiden Seiten billig verfahren werden. Wir, denen die alterlebte Anhänglichkeit an unsere Könige und Fürsten eigen ist, dürfen nicht an jeden deutschen Nachbar und Staatsgenoßen die Forderung machen, daß er diese Anhänglichkeit ganz in derselben Weise, in derselben Stärke und in demselben Umfange besitzen müße, wie wir; zumal da wir mit unserer Stammesliebe doch auch in Gefahr geraten könnten, ein deutsches Sonderwesen, die alte Zersplitterung Deutschlands zu befördern. Umgekehrt aber dürfen diejenigen, welchen diese Liebe und Anhänglichkeit, welche wir besitzen, abgeht, an uns nicht die Forderung machen, dieselbe aufzugeben und etwa gar um ihretwillen fahren zu laßen. Das wäre nicht anders, als wenn ein Kind, welches ohne Eltern aufgewachsen ist, und darum von Kindesliebe nichts weiß, einem andern Kinde zumuten wollte, seine Eltern nicht zu lieben.

Wir bringen uns, geht es anders recht zu, bei der zu hoffenden Neugestaltung und Wiedergeburt

wechselseitig etwas entgegen: die einen die freiere Stellung, das überwiegende Gefühl der politischen Einheit, die andern den festeren Standpunkt, das mächtige Gefühl der deutschen Liebe, ohne welche die Freiheit ein leeres Wort und die Einheit ein Traum sein würde.

Wer hat die Ereignisse unserer Zeit vorausgesehen?
(1848)

Beinahe sollte man glauben, Jedermann habe sie vorausgesehen, und es sei aus dem ganzen deutschen Volke oder wenigstens aus seinen Staatsmännern zweiten Ranges (denn die Herren ganz oben sahen die Zukunft sicherlich nicht voraus), seinen Beamten und seinen Männern und Jünglingen der Wißenschaft mit einem Male in den letzten Jahren ein Volk von Weissagern und Propheten geworden. Denn man mag jetzt hinhören wohin man will, es heißt im Gespräch: „Das habe ich ja lange vorausgesehen! Das mußte ja so kommen!“ Oder man mag eine Zeitschrift aufschlagen, welche man will, so fängt eine ganze Reihe von Artikeln unter den verschiedensten Einkleidungen und Variationen mit dem Thema an: „Das haben wir vorausgesehen! Alles hat ja wol so kommen müßen!“

Nun gehört nicht viel Prophetenkunst und Sehergabe dazu, hinterdrein zu sagen, daß man das alles

vorausgesehen habe; es kommt denn doch darauf an, daß man es auch vorausgesagt habe und dieses leidlich beweisen könne. Der Schreiber des Volksfreundes kann sich in vielen Punkten, vielleicht in den meisten, auf sein Voraussagen berufen, zumal da er es nicht bei dem Voraussagen hat bewenden laßen, sondern es auch zum Voraus geschrieben und sogar in den Druck gegeben hat; darum denkt er jetzt ein kleines Wörtchen mitsprechen zu dürfen. Aber haben wir, wie jetzt die Redensart doch eigentlich geht, alles vorausgesehen, was zur Zeit schon eingetreten ist? Das wird denn doch wol niemand behaupten, und der Schreiber dieser Zeilen ist am weitesten davon entfernt, dieß von sich selbst behaupten zu wollen. Allgemeine Ahnungen und Befürchtungen giengen ja schon seit Jahren durch ganz Europa, wie der mattgelbliche Schein der Sonne und der springende Windstoß dem schwarzen Gewitter und das sausende Heulen der Wolken dem Hagelwetter vorausgeht, und von diesen Ahnungen sind sicherlich selbst die höchsten Staatslenker und diejenigen, welche gleich ihnen auf die bloße Macht, auf Amt und Amtsgewalt pochten, nicht ganz unberührt geblieben, aber darüber hinaus und zum eigentlichen Voraussehen sind sie sicherlich nicht gekommen, weil sie sonst anders gehandelt haben würden. Stärker sind diese Ahnungen in andern Klassen gewesen, in denen nämlich, welche ihres Besitzes und zumal ihres Geldes froh, leider nur allzu froh waren, und in Pracht und Bequemlichkeit, in Genuß und Lust schwelgten — man weiß nicht zu sagen, ob so, als werde es ewig so fortgehen, oder so,

als ob es morgen ein Ende haben werde und heute noch alles mit einem Male genoßen werden müße. In diesen Menschen regte sich mitunter der Schrecken vor der Zukunft sehr stark, und sie sahen mit einzelnen Blicken, wie wenn ein Blitz in tiefer Nacht den fernen Wald beleuchtet, so daß man die Bäume zählen kann, auch die Gestalt des drohenden Unheils oft ziemlich bestimmt vor sich. Aber zu einem eigentlichen Voraussehen kam es bei diesen auch nicht, und sie können jetzt nicht sagen, daß sie das was gekommen ist, vorausgesagt, höchstens nur, daß sie es zuweilen geahnt hätten.

Diese beiden Klassen geben jetzt alles auf und halten alles für rein verloren; die einen sind, wie man sich ausdrückt, „völlig unmöglich" das heißt sie müßen sich ganz und gar von aller Thätigkeit zurückziehen, weil sie in der neuen Gestalt und Verfaßung der Dinge nichts mehr gelten, nichts mehr wirken können oder wenigstens nicht mehr zu wirken wagen; andere haben kopflos und wenigstens sehr unbedacht Wirkungskreiß und Amt aufgegeben und verlaßen, und noch andere, zumal Manche von der zweiten Art, sind ganz auf die entgegengesetzte Seite, zu den Gesetzlosen, umgesprungen und spielen höchst begeisterte Republicaner, machen jedoch in der That nur die kläglichen und gezwungenen Nachahmer der aus wirklichem, blindem aber starkem Triebe der Leidenschaft handelnden Führer ihrer neuen Partei, werden auch von dieser meistens verspottet und mit schlimmen aber leider nicht unverdienten Schmachworten belegt. Wenn sie also sagen, daß sie alles vorausgesagt hätten, so ist das bei den Einen nur ein

Schmerzenslaut der bittern Klage um sich selbst und um das was sie verloren haben, bei deu Andern ein Entschuldigungsgrund, weshalb sie aus absoluten Monarchisten eingefleischte Republicaner geworden seien. Das gute Leben, an das sie gewöhnt sind, können sie einstweilen, und noch dazu mit größerer Sicherheit als bisher, auch als Republikaner, fortführen.

Viel weniger als diese beiden Klassen und überhaupt unter allen am wenigsten hat die große Zahl der politisch Unentschiedenen, der Gleichgültigen und sogenannten Friedliebenden das was gekommen ist, vorausgesehen. Diese trugen sich mit den eiteln Gedanken einer sogenannten „friedlichen Reform", das heißt, sie meinten, was bisher nicht recht und gleich sei, das werde sich nach und nach, gleichsam von selbst, machen; die alten Minister, Beamten u. s. w. würden, von dem beßern Geiste der neuen Zeit überwältigt, sich gutwillig zurückziehen, man werde Preßfreiheit, öffentliches Gerichtsverfahren und ähnliche Dinge gewähren, und damit „sei dann alles gut". Dieser sogenannten friedlichen Entwicklung freuten sie sich besonders bei dem vorjährigen vereinigten preußischen Landtage, und meinten in den Fortschritten, welche die freiere Gesinnung im weißen Saale in Berlin machte, eine bedeutende Bestätigung ihrer Ansichten zu finden. Viele Mitglieder des damaligen preußischen vereinigten Landtags scheinen selbst von dieser thörichten Meinung rein verblendet gewesen zu sein und den Ausbruch von Revolutionen, geschweige denn von blutigen und wilden Revolutionen auch nicht im entferntesten für möglich ge-

halten zu haben, weil sie sonst durch ihre Opposition gegen das königliche Patent und so zu sagen gegen alles in Preußen zu Recht Bestehende die Monarchie nicht in so auffallender Weise würden geschwächt haben, während sie dieselbe jetzt, als Mitglieder der Frankfurter Nationalversamlung, gern wieder stärken möchten. In dieser Versamlung gehören sie zur äußersten Rechten, und im vereinigten Landtag gehörten sie zur äußersten Linken.

Aber auch Andere, die sich schon stärker bewegten und nachdrücklichere Opposition machten, Solche, die es mitunter nicht verschmäheten, in den Ständeversamlungen mit einer „Erhebung des Volkes" zu drohen und mittelbar, zuweilen vielleicht sogar unmittelbar auf eine Erhebung der Art hin zu agitieren, auch Solche haben das was gekommen ist, gerade in der Hauptsache nicht gesehen. Auch sie setzten voraus, daß, wenn man auch die Schleusen des Stromes öffne, derselbe doch jenseits dieser Schleusen alsbald in einem festen Bette strömen werde, und zwar genau in dem Bette, welches sie ihm anweisen würden. Daß ein wildes Losstürmen auf das Eigentum losbrechen, daß der Communismus in Frankreich und zum Theil auch in Deutschland sein Haupt erheben werde — das war ihnen völlig unbegreiflich, ja wol gar ein abgeschmacktes Märchen; „eitle Gespensterfurcht!" hörte man sie gar oft mit selbstgefälligem Lächeln sagen. Ja daß das politische Zerstörungsgelüst den Charakter annehmen werde, den es jetzt in dem ziellosen Wogen und Wühlen in Wien und Berlin trägt, daß es zum Sinken

und gänzlichen Fall aller Auctorität im Staate, zu einer allgemeinen Anarchie kommen, daß „Republik“ ein allgemeines Losungswort werden könne, selbst dieß war den Meisten dieser Klasse unglaublich, und nur die Einsichtigsten äußerten hin und wieder die Besorgnis vor einer in dieser Weise drohenden und bedenklichen Zukunft.

Diesen beiden Richtungen der bisherigen sogenannten Liberalen ist die Bewegung zu mächtig geworden; sie ist ihnen, zum Theil schon sehr weit, über den Kopf gewachsen und weil sie in dem, was Andere kommen sahen, nur „Gespenster“ erblickten, welche „der lichte Tag der Freiheit verscheuchen werde“, so hat sich Vieler unter ihnen (nicht Aller, denn es gibt einige wenige, darum aber desto ehrenvollere Ausnahmen) jetzt, da diese Gespenster eben am hellen lichten Freiheitstag vor ihren Augen umgehen, eine unmännliche Furcht, eine Zaghaftigkeit und Feigheit bemächtigt, die gegen die mutigen, noch vor einem Jahre geführten Reden in der auffallendsten Weise absticht. Gespenterseher waren sie nicht, aber Gespensterbanner sind sie wahrhaftig auch nicht. Wer sie vor einem Jahre hörte, der hätte Wunder glauben sollen, welche Hexenmeister sie seien, um aus ihren Taschen ein Stück Freiheit, ein Stück Volksglück und ein Stück Zufriedenheit nach dem andern und eins immer größer und schöner als das andere, hervorzuzaubern; aber es zeigt sich heute, daß sie gar keine Hexenmeister sind. An Vielen unter ihnen liegt es jetzt, ob die deutschen Staaten sich in völlige Anarchie und Gesetzlosigkeit auflösen und der

Zustand der Wilden, Selbsthülfe und Notwehr, eintreten, oder ob das sonst so hochgerühmte Gesetz und die einst gepriesene Gesetzlichkeit, die sie allein auf ihre Schultern zu nehmen sich vermaßen, ob die constitutionelle Monarchie „eine Wahrheit“ werden solle. Vielen unter ihnen ist jetzt, nachdem sie durch die Wogen der Bewegung empor gehoben worden sind, diese von ihnen ehedem sehnlichst erwünschte Aufgabe geworden. Aber wie erfüllen sie diese Aufgabe? — Die als voll gerühmten Zaubertaschen sind leer (es ist auch, im Vertrauen gesagt, nie etwas darin gewesen), die alten Zauberkünste der Opposition wollen nicht mehr anschlagen, die gehoffte „allgemeine Anerkennung“ will sich nicht einstellen, im Gegenteil fangen die Besen, die sie zum Walburgistanz heraufbeschworen, um sie selbst herum einen so bedenklichen Tanz an, daß es nicht anders aussieht, als wollten sie ihre Zauberer selbst rein wegkehren: in der Angst vergeßen sie das Wort, wodurch sie diese Besen wieder entzaubern können — und die Zauberer verkriechen sich. Am Spreekanal in Berlin ist erst jüngst ein solches Stücklein aufgeführt worden.

Diese Gattung Menschen, von beiden Arten, hat sich in der Natur der Menschen geirrt. Sie sind selbst eigentlich nur voll Kenntnisse und voll Wißen, aber nicht voll Willen und voll Kraft: sie sehen das ganze Staatswesen als ein Stück bloß menschlicher Kunst und Berechnung an (ganz eben so, wie die meisten frühern Staatslenker, z. B. der Fürst Metternich, über die sie doch so heftig loszogen) und nicht als ein aus

den tiefsten und innersten, guten und bösen, Trieben der Menschen hervorgesproßtes Gewächs. Sie meinen oder haben wenigstens gemeint, die große Masse der Menschen sei der sogenannten vernünftigen Ueberlegung fähig und der verständigen Ueberzeugung zugänglich, und durch diese Mittel ohne große Mühe zu regieren, wie das der Einzelne in ruhigen Stunden allerdings ist, und wie sie selbst sich fühlten. Aber niemand bilde sich ein, daß er die Menschheit im Ganzen, daß er ein ganzes Volk bloß dadurch lenken und regieren könne, daß er Menschheit und Volk belehrt, ihnen vernünftig zuredet und sie überzeugt; auf die Dauer wird die Menschheit nur von demjenigen regiert, der ihren Willen zu bewegen und zu binden versteht. Und das geschieht nur auf zweierlei Wegen: durch die Leidenschaft, welche aus der untern und finstern Tiefe des Herzens aufsteigt auf der einen, und durch Gottes Wort auf der andern Seite. Zwischen diesen zwei Dingen hat der, welcher die Menschen lenken will, zu wählen. Entweder er macht sich zum Träger der menschlichen Leidenschaften, das heißt, er trägt all das Gelüste, allen Zorn, allen Haß, wovon die Menschheit zu gewissen Zeiten bewegt wird, alle sogenannten Zeitmeinungen und Zeitansichten auf das Vollständigste im eigenen Herzen und läßt sie ungehindert und mit recht scharfem Ausdrucke spielen — dann ist er, wie einst Napoleon oder vor ihm Robespierre, ein geborener Volksführer und Regent, der das Volk zu allem, zur wilden Wut und zur augenblicklichen Stille und zum stummen Gehorsam bringen kann. Beispiele hier-

zu brauchen wir jetzt auch in Deutschland nicht allzu weit zu suchen. Oder er trägt Gottes Wort, nicht als eine gute Lehre und schöne Rede, sondern als ein lebendiges und leibhaftiges Wesen in sich, wie das einst bei denjenigen Männern der Fall war, welche unsre Vorväter zum Christentum bekehrten. Diese letztern waren eben damals auch voll der wildesten Wanderlust und Kriegsleidenschaft, aber die höhere Macht des göttlichen Wortes hat ihnen dazumal die ganze Ordnung der Sitten und des Staates gegeben, in der wir eintausend Jahre lang gelebt haben. Und in ungefähr ähnlicher Weise hat auch vor dreihundert Jahren Luther das wilde Wesen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts durch die Verkündigung des göttlichen Wortes an die Zucht und an den Frieden des Evangeliums gebunden. Ob solche Zeiten für uns wiederkommen werden, das wißen wir nicht; wir können es nur hoffen; die Sache aber bleibt ein für allemal richtig und wahr.

Nur wer davon ein vollkommenes Verständnis hat, daß einzig auf diesen beiden Wegen, entweder durch die Macht der menschlichen Leidenschaft oder durch die Kraft des Wortes Gottes, auf die Menschheit durch Bestimmung des Willens nachhaltig gewirkt werde und von dieser Bestimmung auch die Einsicht abhängig sei, nur der vermag es, auch die Zukunft zu berechnen und deren Ereignisse, so weit das den Menschen überhaupt möglich ist, in ihren Haupterscheinungen und allgemeinen Umrißen richtig vorauszusagen.

Das hat sich auch dießmal bewährt. Während die obersten Staatslenker in Sicherheit, die sich auf eine bloß äußerliche Macht stützte, eingewiegt, die ganze Zukunft zu vergeßen schienen, andere Klassen der höheren Gesellschaft zwar die kommenden Schrecken ahneten, aber sich gegen die einbrechenden Sündflut, die wie sie hofften, erst nach ihnen kommen sollte, durch Lebensgenuß betäubten, während die Politiker von denen wir vorher sprachen, nur kleine Theilchen des kommenden Unheils sahen und sich über den Umfang und die Tiefe der Flut auf das Vollständigste und Kläglichste täuschten, haben nur zwei Parteien auf den beiden einander gegenüberstehendeu Standpunkten, die Radicalen (Umstürzer) und die aus dem Worte Gottes Belehrten, die Zukunft, die nunmehr schon in ihren Haupterscheinungen Gegenwart geworden ist, richtig erkannt und vorausgesagt. Und eben diese beiden Richtungen haben auch, so scheint es, fast allein den Mut behalten.

Was wir vorausgesehen und vorausgesagt haben, brauchen wir hier nicht umständlich aufzuzählen. Wir sahen voraus, daß es bald in dem Staatswesen sich nicht mehr um eine, bis dahin immer mehr vorgeschützte als wirkliche Aenderung einzelner Gesetze, auch nicht um die Aenderung aller Gesetze, überhaupt um eine Aenderung, sondern um eine Abschaffung des Gesetzes, sei dasselbe menschlichen oder göttlichen Ursprungs, handeln werde; daß es sich handeln werde nicht um die Frage nach diesem oder jenem Recht, sondern nach

dem Recht überhaupt, an dessen Stelle die Willkür des Augenblicks und die Gewalt treten sollte; daß nicht auf die Beschränkung der Königs- und Fürstengewalt, sondern auf deren gänzliche Aufhebung mit den geradesten Schritten werde losgegangen und daß mit dem Untergang des Gesetzes, des Rechtes und der Fürstenregierung auch die Sicherheit des Besitzes des Einzelnen, Eigentum und Erbe, werde von Grund aus angegriffen werden. Und so werde es darum kommen, weil die Gedanken des Friedens, weil die Gedanken an Gott aus den Herzen der meisten Menschen völlig gewichen seien, und täglich aus den Herzen noch Mehrerer wichen; weil das Christentum in dem Munde so Vieler, die sich äußerlich noch dazu hielten, doch nicht viel mehr als eine Redensart geworden war, und das zwar auch bei solchen, die sich ganz eigens zu den Frommen gerechnet wißen wollten. Wir sahen die Herrschaft eines allgemeinen Unglaubens in der engsten Verbindung mit der Herrschaft einer allgemeinen politischen Gesetzlosigkeit mit schnelleren und immer schnelleren Schritten heranrücken. Und weil wir dieß mit hellen klaren Augen, wie die Sonne am Himmel vor uns sahen, durften wir um des Gewißens willen auch nicht mit einem lauten Worte einstimmen in die allgemeine, zu einem sehr großen Theil vollkommen gerechtfertigte und von uns oft weit bitterer als von der gegenüberstehenden Partei empfundene Unzufriedenheit der Welt mit den bisherigen Zuständen; denn jedes laute Wort von unserer Seite hätte nicht allein mitgearbeitet an der allgemeinen

Gährung, in welcher das Wol Deutschlands und das Recht auf Erden auf dem Spiele stand, sondern es hätte, gerade weil es von unserer Seite kam, Oel in das Feuer gegoßen, und wir wären mehr als Andere für den Umsturz und das allgemeine Elend verantwortlich gewesen. Uns blieb nichts übrig, als für das bestehende Recht und gegen die drohende Zukunft zu zeugen, sonst aber uns schweigend zurückzuziehen, und uns nur zu hüten, daß, wie wir nicht für den Umsturz auf irgend eine Weise thätig sein durften, so auch nicht im geringsten uns bei den Künsten der Gewalt und des Unrechts betheiligten, welche von der bisherigen Herrschaftspartei zuweilen vielleicht unwißend oder gar in sogenannter „guter Meinung", öfter jedoch mit nur zu bestimmtem Bewustsein geübt wurden. Diejenigen, welche nicht so klar sahen, wie wir, haben gegen den bisherigen Stand der Dinge lauteren Widerspruch erhoben und erheben dürfen. Jeder nach dem Maße seiner Einsicht! Wir waren, wie gesagt, durch unsere bestimte Einsicht und unsere zweifellose, durch den Erfolg der Gegenwart hinlänglich gerechtfertigte Ueberzeugung in unserm Gewißen gebunden.

Daß wir alles vorausgesehen und vorausgesagt hätten, das können wir freilich nicht behaupten. Vor allem haben wir so wenig wie die Partei der Radicalen daran gedacht, daß der Ruf nach der Wiederherstellung der deutschen Einheit, nach dem Wiederaufbau des deutschen Reiches so allgemein und mit so durchgreifender Stärke durch ganz Deutschland erschallen, und daß eben diese Stimmung so mächtig sein

würde, wie sie gewesen ist und sich bisher bewährt hat, so mächtig, daß sie allein unter den menschlichen und politischen Dingen vier Monate lang die Auflösung Deutschlands in allgemeine Anarchie verhindert hat. Daß für allgemeine deutsche Angelegenheiten wie die deutsche Flotte, eine allgemeine rührige Thätigkeit eintreten, ja daß der Gedanke an einen deutschen Kaiser, nicht bloß als ein Traum und fernliegender Wunsch, sondern als ein vielleicht ausführbarer Plan wieder erwachen — mit einem Worte, daß noch eine Zeit kommen könne mitten in der scheinbar ganz allgemeinen Zerstörung und Verwüstung, in welcher dem deutschen Volke neben dem schwersten Fluche, dem der politischen Vernichtung, auch noch der höchste zeitliche Segen, der politischen Einheit und Macht, gleichsam zur eigenen Auswahl, vorgelegt werden würde, das war weit mehr, als erwartet werden konnte und erwartet worden ist.

So müßen wir, die wir uns zu den aus dem Worte Gottes Belehrten rechnen, uns sagen, daß wir eben das Gute, was die Zeit unter Gottes Leitung noch gebracht hat oder wenigstens darbietet, nicht vorausgesehen haben, während wir das Schlimme bis in die Einzelheiten hinein wol kommen sahen und mit Bestimmtheit voraus zu verkündigen vermochten.

Da möchten denn nun wir, die wir die guten Seiten der gegenwärtigen Zeit anerkennen, gern dahin wirken, daß auch die Uebrigen, die zu uns gehören, diesen göttlichen Segen, der sich mitten in den wilden Verwirrungen der Gegenwart offenbart, eben so wie wir anerkennten und ergriffen. Das geschieht nicht,

wie wir es wünschen, von allen denen, welche mit uns die schlimme Zeit längst schon haben kommmen sehen. Sie haben wol den innerlichen, getstlichen Mut, aber nicht im gleichem Grade auch den äußerlichen weltlichen Mut, der doch eine Folge des geistlichen Mutes sein soll, wenn anders dieser letztere rechter Art ist. Viele erblicken in der Gegenwart durchaus nichts als Zerstörung, Verwüstung, Vernichtung, und es gibt sogar Manche, welche mit Zuversicht noch in ihrem zeitlichen Leben den Untergang der Welt und die Ankunft des jüngsten Tages zu sehen erwarten. So war es auch in den wilden Zeiten des 16. Jahrhunderts, im Bauernkrieg und was darauf folgte, und hundert Jahr später während des Elends des dreißigjährigen Krieges, wo es zum Theil fast eben so schlimm, zum Theil aber doch noch schlimmer stand als in der jetzigen Zeit; da erwarteten auch sehr Viele den jüngsten Tag in kürzester Frist, und daß darauf gewartet wird in schweren Zeiten das ist nicht allein natürlich, sondern es soll auch alsdann das Angesicht nach der letzten Zukunft hingewendet sein; aber diejenigen, welche damals eben gar nichts gethan haben, als auf den jüngsten Tag gewartet, die haben damals der Zeit am allerwenigsten genützt und weiter geholfen. So ist es auch jetzt. Kommt dieser Tag, so werden wir ihm ja mit der Freudigkeit, die des Christen Eigentum ist, entgegen gehen, und er kann ja freilich übermorgen und morgen, er kann noch heute kommen. Aber einstweilen sind wir noch zur ernstlichen Wirksamkeit in dieser Welt angewiesen, und neben dem Gebet dürfen wir doch

auch der Arbeit nicht vergeßen, nicht allein der Arbeit, welche in unserem allernächsten Berufskreiße liegt und dem täglichen Brode dient, sondern auch der Arbeit für die Welt, und diese Arbeit besteht jetzt in einem kräftigen Auftreten auch in den weltlichen Dingen, in dem festen Ergreifen einer politischen Partei, und in dem Einsetzeu aller unserer Kräfte, wenn es sein muß, auch des Lebens, um diejenigen weltlichen Ordnungen, welche noch zu Recht bestehen oder als neues Recht gegeben worden sind oder auch noch gegeben werden und dazu dienen sollen einen allgemeinen festbegründeten Zustand des Rechts und der deutschen Freiheit herbeizuführen, zu stützen, zu behaupten und zu fördern. Mit dem Klagen und Händeringen oder gar damit, daß wir jammernd die Hände in den Schooß legen, kommen wir nicht weiter, wol aber zurück, und es gilt jetzt im buchstäblichen Sinne das Wort des Propheten: Wer glaubet der fleucht nicht. Es ist eine Art Kriegszustand, und zum Theil freilich ein weit schlimmerer, als in einem wirklichen Kriege mit einem äußerlichen Feinde; wir haben diesen Kriegszustand nicht herbeigeführt, auch nicht einmal dazu geholfen und dazu gethan, ihn herbeizuführen, vielmehr sind wir in denselben hineingeführt worden; nun aber gilt es auch, als Streiter eines höhern Herrn, als die Könige der Erde sind, fest zu stehen in diesem Kriege, und nicht von unseren Posten zu weichen, bis wir abberufen werden. Es ist ein Beruf, der uns geworden ist, und dieser Beruf liegt dermalen darin, daß wir die bürgerliche Ordnung und den Frieden im Lande,

welche beide Dinge göttlicher Einsetzung und nicht menschlicher Willkür sind, behaupten und aufrecht erhalten, sodann uns aber auch an diejenigen anschließen, welche dazu berufen und beauftragt sind, Ordnung und Frieden im einzelnen Staate oder im gesamten deutschen Vaterlande herzustellen und auf die Dauer zu begründen. Diese Zeiten sind nicht Zeiten des Schweigens, sondern des lauten Redens und Zeugens, auch nicht Zeiten des stillen und gedrückten Versteckliegens und Abwartens — wozu wir in den letzten Jahren leider verurteilt waren — sondern des kräftigen und mutigen Handelns, des entschiedenen Zugreifens. Am allerwenigsten aber sind es Zeiten des mürrischen Verdrußes nnd der Unzufriedenheit mit allem, was zum Wiederaufbau des Zerstörten, zur Neugestaltung Deutschlands geschiehet. Etwas muß man jetzt wollen, etwas ergreifen, und der der Gesinnung nach Rechtliche und Gläubige, der dieß nicht einsieht und nicht thut, der arbeitet durch sein Stillsitzen, sein Schweigen, durch seine gegen alle Parteien gleichmäßig gerichtete Unzufriedenheit nur den Umstürzern, über die er klagt und verzweifeln will, in die Hände. Wer zu allem Nein sagt, auch zu dem Guten, welchem etwas weniger Gutes anhängt, oder welches nicht auf die rechte Weise zu Stande gekommen ist, oder welches allerdings noch beßer sein könnte, der erwirbt sich wol den Ruhm eines klugen, eines scharfsinnigen Mannes, aber niemals den Ruhm eines verläßlichen und wirksamen Mannes. Am wenigsten dürfen wir jetzt Nein zur deutschen Reichsversamlung in Frankfurt sagen, oder

gar sie angreifen und schmähen. Sie ist jetzt für uns im westlichen Deutschland der einzige Hoffnungsanker.

Gott kann viel mehr thun als wir wißen und verstehen und als wir auch mit dem scharfen Auge des Glaubens zum Voraus erblicken; das hat sich schon jetzt, in den letzten vier Monaten, reichlich gezeigt. Darum laßt uns auch für die kommenden Zeiten Mut und Vertrauen, aber lebendiges Vertrauen und thatkräftigen Mut beweisen.

Republik ohne Communismus aber mit Nordamerika.
(1848)

„Es wird nicht beßer, als bis wir Republik haben", das ist der Wahlspruch, den unsere Herren Republikaner uns seit nun fast fünf Monaten mit unermüdlicher Beharrlichkeit vorgesprochen haben, erst ganz leise, freundlich zuflüsternd, dann laut und immer lauter und mit drohenden Geberden, jetzt murmelnd und murrend, wie einer der seinen Aerger in sich schlucken muß. Und läßt der Herr Republikaner seinen Wahlspruch ertönen, so singt die Frau Republikanerin und, macht sichs so, das „Fräulein" Republikanerin, dazu: „bis wir eine Republik haben, eher wird es nicht beßer", und die jungen Souveräne rufen als Chor in der Hoffnung auf die ersten Höschen, die sie haben sollen, wenns Republik gibt, mit heller junger Souveränstimme: „dann wirds beßer, wenn wir Republik haben!"

Was wird denn beßer, wertgeschätzter Herr Republikaner? Was wird beßer, verehrteste Frau Republikanerin, hoffnungsvollste Souveränchen? Was wird denn beßer? — Umsonst! sie hören nicht! sie declamieren immerfort, singen immerfort, rufen immerfort. Ach was ist es doch so schön, sich selbst reden, sich selbst singen, sich selbst rufen zu hören! — Abermalige Frage: hochgebietende Herren und Frauen, Souveräne und Souveräninnen, was wird beßer? Abermals vergeblich! Das Concert läßt sich nicht stören. Endlich nach der dritten, vierten, fünften Frage schweigt es einen Augenblick, und die Frage kommt zum sechstenmal, dießmal auch eine Antwort: „Wer das nicht weiß, was beßer wird, der braucht auch nicht zu fragen.“ Aber ich weiß es nun einmal nicht, wollten Sie nicht die Güte haben, mich Unwißenden — — „Ja wol unwißend! weit hinter der Zeit zurückgeblieben! offenbar ein Reactionär?“ Doch erbarmt sich endlich Einer, der auch nicht immer Republikaner gewesen ist, sondern sich gestern Abend noch als sehr absoluter Monarchist zu Bette legte, heute Morgen aber zu seiner eigenen Verwunderung als fertiger Republikaner aufgewacht ist — dieser Eine erbarmt sich und antwortet. „Es gibt nicht eher Gedeihen des Gewerbstandes, nicht eher zumal Gedeihen der arbeitenden Klassen, nicht eher allgemeiner Wolstand, als bis wir Republik haben! Erst müßen wir, das souveräne Volk, im ganzem vollem Ernste souverän sein, alle Fürsten mit ihren Civillisten und Domänen abgeschafft haben, erst müßen wir, das souveräne Volk,

uns selbst einzig und allein regieren, eher gibt es kein Gedeihen und keinen Wolstand!" Hochverehrtester Herr Souveränesvolk! es ist doch wol nicht abgesehen auf Commu—— „Nichts da! das sind nur böswillige Verdächtiger, heillose Jesuiten, die uns den Communismus aufladen wollen — seit dem 27. Juni dieses Jahres wird davon gar nicht mehr gesprochen, merkt euch das! — nein, wir wollen nur Demokratie, reine Demokratie, aber auch rechte und volle Demokratie, dann erst kommt Wolstand und allgemeine Zufriedenheit!" Ist denn die Demokratie etwa ein Gewerbe, theuerster Herr Souveränesvolk, das den Wolstand bringt? „Zu Zeiten ist die Demokratie auch ein Gewerbe, und ein gutes, aber davon spricht man mit Euch nicht, das bleibt unter uns; das kommt nur zur Sprache, wenn Corvin-Wiersbitzki mit Heinzen und Heinzen mit Hecker verhandelt!" Nun, dann ist doch wol bei Ihnen die Demokratie auch eine Staatsverfaßung; Gewerbe und Arbeit aber, dachte ich bis dahin, brächten nicht allein unter dieser, sondern auch in sonst günstigen Zeiten unter jeder andern Staatsverfaßung Wolstand; bis dahin ists aber in Deutschland unter den Monarchien doch ganz leidlich mit dem Wolstand gegangen, und gerade jetzt, da die Demokratie und Republik heranrückt, will es nicht recht mehr fort; wie ist denn das? „Leidlich? leidlich? ja wol so leidlich, daß wir nichts gehabt haben als Leiden! Wie war es denn in Schlesien mit den Webern? Und woher kam das Elend, als allein von der Monarchie? Und wenn es jetzt nicht geschwind genug mit

Wolstand geht, so kommt das einzig und allein daher, daß es nicht geschwind genug mit der Republik geht; das kommt bloß von der Reaction her! Nordamerika ist unser Vorbild! Ist wol jemals in Nordamerika solches Elend gewesen, wie es in Schlesien war und noch ist? Können wir wol hier jemals unsere 2 — 3 Dollars täglich verdienen, wie in Nordamerika? So wollen wir es haben, wie es in Nordamerika ist; eine Republik wie die der vereinigten Freistaaten, die ists allein, die uns helfen kann. Dort hat es jeder gut; wer dort nur will, kann großes Geld verdienen oder gar reich werden, und das kommt bloß daher, weil dort Republik ist und wolfeil regiert wird. Also nicht eher Ruhe, als bis wir eine Republik haben, wie in Nordamerika! ja, wie in Nordamerika!" Und dabei schlug der Herr Souveränesvolk auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe sprangen und klangen (denn ohne Gläser gibts keine Republik), und die Frau Souveränesvolk rief: ja, wie in Nordamerika! und die kleinen souveränen Völker schrieen in freudiger Hosenhoffnung: Nordamerika! Nordamerika! Sie konntens noch nicht recht aussprechen, aber was schadete das? Sie schrieen eben mit, und der Lärm war groß, und es war gewis, es soll hier in Deutschland alsofort Republik werden, wie in Nordamerika. Dann wirds beßer.

Damit hatte ich meinen Bescheid, und gieng hin, und überlegte mir die neue nordamerikanische Weisheit. Wiewol, so wie ich anfieng zu überlegen, ich eigentlich schon wieder von dem rechten republikanischen Wege

abkam, auf den mich die herrliche Rede des Herrn Souveränesvolks schon ziemlich gebracht hatte; denn wenn zur deutschen Republik das Ueberlegen gehörte, wie hätten da die kleinen souveränen Ohnehosen so tapfer mitschreien können? Indes, ich überlegte, und dachte an Manches, was ich von Nordamerika schon in der Schule gelernt hatte, und es fiel mir ein, daß der Herr Souveränesvolk das wol nicht müßte gelernt haben, vielleicht, weil es der Souveränetät hätte schaden können. Oder er brauchte es auch gar nicht, denn daß man zur deutschen Republik etwas gelernt zu haben brauchte, ist in der Paulskirche in Frankfurt noch nicht behauptet worden; oder er hatte es auch wieder vergeßen, denn was einem nicht gefällt, das vergißt man sehr sehr leicht, und wenn dieß Misfällige recht wahr ist, vergißt man es am allerschnellsten. Dagegen fiel mir ein, wie der Vetter von dem Schwager meines Vetters und wie die Base von der Schwägerin meiner Base mit nordamerikanischen Briefen von Haus zu Haus, ja mitunter am Sonntag auch durch Stadt und Dorf, durch Land und Sand gezogen waren. Und in diesen Briefen stand allerdings zu lesen, wie es in Amerika so gar gut sei, wie man da freilich arbeiten müße, so gut wie hier, wiewol im Ganzen doch leichter und auch weniger, wie man aber dafür auch viermal, sechsmal, ja zehnmal so viel verdiente, als in Deutschland; wie man thun könne, was man wolle, und es frage niemand darnach; wie man keine Steuern bezale, oder doch nur sehr wenig; wie es dort ein gutes reichliches Leben sei, wenn man Geld vollauf

habe, und das habe man. Das alles mache die Republik, die man dort habe, und die armen blinden Deutschen in Deutschland schienen doch nun auch helle Augen bekommen zu haben, und würden doch gewis so bald wie möglich auch in Deutschland Republik machen. Wenn sie das jetzt nicht thäten, so würde man sie in Amerika als unheilbare Dummköpfe auslachen und verachten. So stand in den Briefen geschrieben, und meine Schwägern und Vettern und ihre Schwäger und Gevattern setzten sich zusammen, ihre Bierschoppen vor sich und den Brief zwischen sich in der Mitte und überlegten — nein, sie überlegten nicht, denn was im Brief stand, war ja wahr, was brauchte es da Ueberlegens? Sie ließen sich den Bart wachsen, wenn sie einen hatten, giengen unter die Demokraten und halfen Republik machen. Das fiel mir ein, und am Ende hätte ich bald gedacht, der Herr Souveränesvolk möchte doch wol nicht ganz Unrecht haben.

Aber wiederum mußte ich doch an das denken, was ich gelernt hatte. Freilich war das wahr, was in den Briefen stand und was mir der Herr Souveränesvolk gesagt hatte, daß man in Amerika weit leichter viel verdienen könne, aber das war die Frage, ob dieser leichte und große Verdienst und schöne Wolstand in Nordamerika gerade von der Republik komme? Das wollte mir doch nicht einleuchten, und je mehr ich mich an alles erinnerte, wie es in Amerika aussah, und was mir andere Leute aus Amerika schrieben, die doch auch Augen haben und theils eingeborne Amerikaner

sind, theils seit dreißig Jahren und länger in Amerika leben — um so weniger.

Nein, es ist nicht wahr! denn in Amerika sieht es ganz anders aus, als bei uns, und daß es so ganz anders aussieht, das kommt nicht davon her, daß dort Republik ist, sondern gerade umgekehrt, daß dort Republik ist das kommt davon her, daß es dort so aussieht. Wie aber sieht es in Nordamerika aus?

Nordamerika ist ein neues, noch sehr wenig bevölkertes Land; zusammen haben die Freistaaten über acht und siebenzigtausend Quadratmeilen, also das Siebenfältige von der Größe des ganzen Deutschlands. Aber auf diesem siebenmal größeren Raum wohnt noch bei Weitem nicht die Hälfte von der Einwohnerzahl, mit welcher Deutschland bevölkert ist; Deutschland hat etwa 41 Millionen Einwohner und die nordamerikanischen Freistaaten haben kaum 18 Millionen. Während also in Deuschland auf der Quadratmeile durchschnittlich 3500 Menschen leben (in Kurhessen trifft diese Durchschnittszahl eben zu, doch kommen in Oberhessen nur 2900 Seelen auf die Quadratmeile; im Großherzogthum Hessen dagegen kommen auf die Quadratmeile über 5500 Seelen) so leben in Nordamerika auf einer Quadratmeile nicht mehr als 230 Menschen, im Durchschnitt gerechnet. Aber solche Zahlen brausen bloß durch den Kopf hin, und man denkt sich nichts Rechtes dabei. Nehmen wir also lieber ein Beispiel — der Schreiber des Volksfreundes nimmt es aus seiner Nähe, jeder seiner freundlichen Leser kann sich in seiner Umgebung leicht selbst die Anwendung davon

machen. Wenn das Amt Fronhausen so bewohnt und bevölkert wäre, wie die bevölkertsten Staaten in Nordamerika, die östlichen, alten, am atlantischen Meere gelegenen, so würden, nach dem allerbevölkertsten unter denselben, nach Rhodeisland gerechnet, im ganzen Amt Fronhausen nur die drei, höchstens vier Ortschaften Fronhausen, Lohra, Sichertshausen und allenfalls Rollshausen vorhanden sein; nach Neuyork gerechnet, nur Lohra und etwa Sichertshausen; nach Delaware, bloß Lohra ganz allein. Nun aber gar die westlichen, neuern Staaten: in Missuri würde bloß das Dorf Damm, und weiter gar nichts, in Michigan bloß Holzhausen im Loch, in Arkansas bloß der Hof Stedebach vorhanden sein, und für Wisconsin bliebe von dem ganzen Amt Fronhausen rein nichts übrig als die Gitzmühle. Da begreift es sich von selbst, warum es die Leute dort gut haben: der Grund und Boden gehört dem Staat und dieser verkauft denselben um eine Kleinigkeit, gerade so gut wie vor sieben bis achthundert Jahren Grund und Boden bei uns auch um eine Kleinigkeit ausgethan wurden: dort wird der Acker mitunter für einen Dollar (zwei und einen halben Gulden) verkauft, und bei uns wurden in jenen alten Zeiten ganze Bauerngüter bloß für den Getreidezehnten, in geringen Gegenden sogar nur für Blutzehnten von ein paar Gänsen, von den Besitzern ausgethan. Jeder kann also um geringes Geld zu ansehnlichem Grundbesitz gelangen, und diejenigen, welche in den Städten bleiben, werden durch keine Concurrenz erstickt oder nur ge-
-mt. Der Landbauer hat es gut, weil er für ein

paar hundert Thaler oder vielleicht nur Gulden sich ein wahres Rittergut kaufen kann, und weil er für seine Erzeugnisse nun auch gleich in den Seehäfen schnellen und guten Absatz findet; verhältnismäßig noch beßer haben es die Handwerker, Taglöhner, Fabrikarbeiter u. s. w., weil deren für die Geschäfte statt zu viel, bei weitem zu wenig sind, weil sie an den Landbauern reiche Kunden haben und weil sie, wenn es ihnen nicht mehr in ihrem Geschäfte gefällt, dieses niederlegen und sich auch ein Bauerngut im Westen kaufen und anlegen können. Wie ganz anders würde es nun z. B. nur bei uns in Marburg aussehen, wenn der Raum des Amtes Fronhausen noch zu besetzen, zu bebauen und zu bevölkern wäre? wenn jeder Handwerksmann, der sich bei uns durch die übergroße Concurrenz eingeengt und gedrückt fühlt, ohne Umstände nicht etwa gleich in die guten Gegenden, wie nach Holzhausen im Loch, sondern nur in die Gegend, wo jetzt Nanzhausen oder Rodenhausen liegt, ziehen und sich für hundert Thaler ein großes Bauerngut anlegen könnte? Er nähme vielleicht auch mit einem Bauerngütchen, so einem von 40 Acker, vorlieb, und dächte sein Lebtag nicht mehr an Republik. Und die Taglöhner und Arbeiter, die dann mit hinaus ziehen und sich gleichfalls ansiedeln oder wenigstens an den Ansiedelungsarbeiten mit helfen könnten, die würden ebenwol sehr zufrieden sein, und den zurückbleibenden Marburgern, gesetzt es gäbe deren, die ernstlich an Republik dächten, ihre Republik laßen. Aber diese selbst würden dann bei der abnehmenden Concurrenz und

dem zuströmenden Verdienst vielleicht auch gar geschwind alles vergeßen, was Republik und Demokratie genannt werden mag. Sie würden in Kurzem diese Worte vielleicht gar nicht mehr verstehen, vorausgesetzt, daß sie sie jetzt recht verstehen und daß sie sie jemals recht verstanden haben. Wenn nun aber nicht allein ein so kleiner Bezirk, wie der zum Beispiel gewählte des Amts Fronhausen, noch zu besetzen wäre, sondern wie in Amerika, hinter uns die ganze Wetterau, der ganze Vogelsberg, das ganze Fuldaer Land, ganz Thüringen und weiter hinaus Sachsen und Schlesien der Bodencultur noch offen stünde, in dem Maßstabe, wie wir es an dem obigen Beispiel gezeigt haben? Dann würde es nicht nötig sein, die „Organisation der Arbeit“ zu verhandeln, Arbeitervereine und demokratische Vereine zu errichten — jeder fände dann für sich und seine Nachkommen genug zu thun und sich mit sich selbst und mit seinen Nachbarn hinreichend beschäftigt und befriedigt.

Also: daß es bei uns werde, wie es in Amerika ist, dazu kann die Republik nichts, auch nicht so viel thun, als man auf den Nagel legen kann. Die Republikaner mit ihrer Republik werden es nur in dem Fall können, wenn sie von folgenden beiden Kunststücken eins ausführen: entweder das Amt Fronhausen und eben so alle andere Bezirke in Deutschland von gleichem Umfang dergestalt auf den Leisten zu schlagen, daß ein solcher Bezirk so weit auseinander getrieben wird, wie die beiden Hessen zusammengenommen groß sind. Dazu gehört ein ganz respectabler Leisten, und

wir wollen einmal zusehen, ob der demokratische Congreß in Berlin ihn zu Stande bringt und ihn in das Land hineintreibt, daß dasselbe sich zu dehnen anfängt, wie naßes Stiefelleder. Wir Andern wollen den Leisten gern nicht wieder herausziehen, wenn sie ihn nur hineintreiben. Oder: sie müßen alle jetzt auf einem solchen Bezirk lebenden Menschen hinausjagen, daß darin nicht mehr Bewohner übrig bleiben, als in Neuyork oder meinetwegen auch in Rhodeisland. Doch das wäre Communismus, und dießmal wollen wir ja den Communismus weglaßen. Also: frisch an den Leisten, und an dem Leisten getrieben! Darauf geklopft! vielleicht hilfts!

So wenig nun die Republik alle diese Zustände, wie sie in Nordamerika sich finden, macht und fördert, so wenig würde ein Königtum, wenn es dort bestünde, sie aufheben und hindern können oder wollen. Auch die größtmögliche Civilliste eines Königs würde man dort nicht sonderlich spüren, und königliche Domänen, auch noch so große, unter den vielen großen Ansiedelungen auf dem weiten Gebiete kaum merken. Die Dinge würden gerade so gut ihren Gang gehen, wie jetzt, und keines Königs Macht würde hinreichen, diesen Gang umzulenken oder zu unterbrechen. Wol aber ist es der Natur der menschlichen Dinge ganz gemäß, daß, wenn durch das schnelle Zuströmen von Anbauern in ein bisher unangebautes Gebiet, durch Colonisation, sich Staaten bilden, diese zunächst geeignet sind, Republiken darzustellen. In Colonien und Colonialstaaten, bei dem freien, zerstreuten Anbau

eines Landes auf einmal oder doch in kurzen Zeitfristen durch stärkere, namentlich gesellschaftliche Einwanderung, tritt die unbedingte persönliche Gleichheit der Rechte der einzelnen Bebauer, das Gesellschafts- und Contractrecht zunächst hervor und macht sich geltend. Erst wenn die Menschen näher zusammenrücken und die Bevölkerung dichter wird, zeigt sich das Bedürfnis und die Notwendigkeit einer Monarchie. Nun ist aber Nordamerika kaum zweihundert Jahre lang besucht, und erst seit noch nicht vollen siebenzig Jahren eine Republik. Vor siebenhundert Jahren sah es in Deutschland ähnlich aus, wie jetzt in Nordamerika, obgleich Deutschland schon damals stärker, wenigstens weit gleichmäßiger bevölkert war, als Nordamerika jetzt ist. Warten wir also statt der siebenzig Jahre einmal die siebenhundert Jahre ab, und sehen dann zu, wie es um das Jahr 2548 dort aussehen mag.

Also noch einmal: Können wir uns die Colonialzustände von Amerika nicht geben, und das können wir nicht, so ist es reiner Unsinn, zu behaupten, wenn wir uns die Staatsverfaßung von Amerika gäben, würde es mit Gewerbe, Arbeit und Wolstand beßer stehen als es jetzt steht. Der Colonialzustand von Nordamerika erzeugt den Wolstand und die Verfaßung, aber nicht die Verfaßung erzeugt den Colonialzustand und den Wolstand.

Aber weiter! nun zu der wolfeilen Regierung und zu den Steuern von Nordamerika. Umsonst haben die Leute in Amerika ihre Regierung so wenig wie hier zu Lande. Die Ausgaben, welche der Gesamtstaat (alle

28 Staaten zusammen für ihre Gesamtverwaltung: Congreß, Präsident, Ministerien, Militär, Flotte, Justiz u. s. w.) zu tragen hat, machen doch in gewöhnlichen Jahren an die dreißig Millionen Dollars, und in Jahren, in welchen große Unternehmungen ausgeführt werden, wie z. B. im Jahr 1846—47, als der Krieg gegen Mexico geführt wurde, fast 52 Millionen. Das wird jedoch größtenteils durch die Zölle und durch den Verkauf der Ländereien eingebracht, so daß für den Gesamtstaat allerdings nichts an Steuern zu erheben ist. Dazu kommt aber noch eine Schuld des Gesamtstaats von 24 Millionen Dollars, und deren Verzinsung wird allerdings ausgeschlagen. Wächst dieselbe in dem Maße, wie sie seit dreißig Jahren gewachsen ist, auch ferner, so werden recht fühlbare Steuern schon im nächsten Menschenalter schwerlich auf sich warten laßen. Nun aber hat auch fast jeder einzelne der 28 Staaten (mit Ausnahme von Neu-Hampshire, Connecticut, Neu-Jersey, Delaware und Nord-Carolina) auch seine besondern Schulden, die zusammen die sehr ansehnliche Summe von 224,000,000, sage zweihundert vier und zwanzig Millionen Dollars ausmachen. Die wollen auch getragen und verzinst sein. Und dann kommt noch dazu, daß in Nordamerika weder Kirche noch Schule fundiert sind (auf alten Stiftungen, woraus sie bezalt werden, beruhen) noch auch vom Staate unterhalten werden, sondern daß dazu jeder Einzelne, der sie benutzt, nach seinem Theil beiträgt. Und das ist nicht wenig, wie denn in mehreren der östlichen Staaten allein das, was jedes Mitglied einer einzelnen

Kirchengemeinde bloß zur Unterhaltung der Kirche, des Pfarrers, des Küsters beiträgt, jährlich 10, 20 ja 30 bis 40 Dollars ausmacht. Außer Kirche und Schule, die den Staat gar nichts angehen, kommen aber auch die Anstalten hinzu, die jeder Staat für sich hat und unterhalten muß, als das Straßen- und zum Theil Eisenbahnwesen, Gerichte, Gefängnisse, Wolthätigkeitsanstalten. Alles das kostet sein Geld, nicht allein so gut wie bei uns, sondern es ist das alles noch etwas theuerer. Geben können es die Nordamerikaner freilich, weil sie viel Geld haben, aber wolfeil ist doch das alles eben nicht. Damit werden schon so ziemlich die überwiegenden Kosten, die bei uns z. B. das Militär macht oder vielmehr gemacht hat (denn viele theuere Spielereien, die bisher bei uns mit dem Militär getrieben worden sind, müßen und werden jetzt aufhören) wieder aufgewogen. Was bei uns als allgemeine Steuer gegeben wird, das wird dort als eine Privatausgabe oder als Gemeindeumlage gegeben. — Für einen so jungen Staat sind dieß alles sehr bedeutende Staatsausgaben, und wir werden wol, was die Steuern und die wolfeile Regierung betrifft, keine siebenhundert Jahre zu warten haben, bis es dort nicht allein eben so, sondern noch um ein gutes Theil theuerer mit Regierung und Steuern bestellt ist, als hier. Vor siebenhundert Jahren gab es in Deutschland auch noch keine oder fast keine Steuern, weil der Bodenertrag alles lieferte, so gut wie jetzt in Amerika die Zölle und der Bodenverkauf.

Wenn also hin und wieder unsere Republikaner

sagen, in einer Republik würden keine Steuern gegeben, und dabei sich auf Nordamerika berufen, so ist das entweder eine arge Unwißenheit oder eine arge Unredlichkeit: namentlich muß für das Kurfürstentum Hessen behauptet werden, daß hier die Staatsabgaben im Durchschnitt nicht höher sind, als das, was in Nordamerika an Staatsabgaben, Gemeindeauflagen und Privatbeiträgen gezalt werden muß. Aerger aber stellt sich diese Unwißenheit oder Unredlichkeit noch dar, wenn man nun fragt: welche Einnahmequellen denn nun in der künftigen deutschen Republik unserm Gesamtvaterlande durch die republikanische Verfaßung eröffnet werden sollen, um die Steuern unnötig zu machen? und darauf gar keine Antwort erhält, freilich auch keine Antwort erhalten kann. Vom Bodenverkauf kann bei uns keine Rede sein, und die Zölle, die von dem Handelsverkehr abhängen, werden durch die Republik warhaftig nicht wachsen. Der lebhafte Transithandel, der ehedem in Deutschland durch die Hanse Statt fand, hat unter Kaiser und Reich Statt gefunden, und die starke Ausfuhr an Leinwand aus Kurhessen, nach der uns noch jetzt der Mund wäßert, begann etwa um dieselbe Zeit, als die hessischen Truppen in Mietlings-Weise nach Nordamerika geschickt wurden, und dauerte fort unter politischen Zuständen, die nicht allein das gerade Gegenteil von Republik, sondern von politischer Freiheit überhaupt waren. Die Freiheit des Binnenverkehrs in Deutschland aber, deren wir uns jetzt erfreuen, von wem geht diese aus, als von einem Staate, der damals in sehr souveräner und absoluter Weise

regiert wurde? Von wem rührt der Zollverein her, als von Preußen? Und wer hat sich im Innern Deutschlands zu unserm Verdienste am längsten dagegen gewehrt, als die kleine Republik Frankfurt? Und wer wehrt sich außer Hannover, Oldenburg und Meklenburg noch jetzt hartnäckiger dagegen als die drei freien Städte Hamburg, Bremen und Lübeck? — Nein, die Republik wird uns keinen Heller an neuen Einnahmen des deutschen Gesamtstaates so wenig wie der einzelnen Staaten verschaffen!

Ja, sagt man uns nun, das mag alles seine Richtigkeit haben, aber gespart, gespart kann und soll so viel werden, daß wir gar keine neuen Steuern mehr nötig haben! Am Militär kann gespart werden, an den Staatsbeamten kann gespart werden, denn die brauchen wir entweder gar nicht, oder doch nur kaum die Hälfte, und dann mit kaum halb so hohen Gehalten, und an den Civillisten und Apanagen unserer Fürsten kann gespart werden — die wollen wir vor allen Dingen weg haben!

Darin liegt allerdings manches Richtige, aber auch sehr viel Unrichtiges und Verkehrtes. Es ist keine Frage, das Militär kostet bei uns, das heißt zunächst in den kleineren deutschen Staaten, viel zu viel, wie schon kurz vorher angedeutet wurde, und es muß und soll in der Zukunft daran gespart werden. Aber in Nordamerika kostet das Militär auch, und nicht wenig; die Armee der Nordamerikanischen Freistaaten, in denen doch ein Landkrieg lange so nahe nicht liegt, wie hier in Europa, kostet für gewöhnlich nahe an sieben Mil-

lionen Dollars; dazu kommen die Militärpensionen mit nahebei einer Million Dollars, sodann das Kriegsministerium nebst der Militärakademie mit mehr als 240,000 Dollars, so daß doch die acht bis neun Millionen herauskommen. Gibt es dann aber eine besondere Ausrüstung, wie vor zwei Jahren gegen Mexico, so kostet diese gleich beinahe das Doppelte des bisherigen Bestandes, nämlich etwa zwölf Millionen Dollars (ohne die eigentliche Kriegführung, die wieder besonders zu weiteren zehn Millionen Dollars veranschlagt wurde). Da kostete also das Militär in einem einzigen Kriegsjahre über zwanzig Millionen Dollars, oder über fünfzig Millionen Gulden. Das ist zwar immer etwas, aber doch verhältnismäßig sehr wenig wolfeiler, als uns in Europa das Militär kostet. Das Königreich Preußen hat beinahe so viel Einwohner, wie die vereinigten Staaten, nämlich etwas über 16 Millionen, ist in militärischer Hinsicht s e h r ungünstig gelegen, und verwendet für gewöhnlich auf sein Militär so viel, wie die Nordamerikaner in dem erwähnten Kriegsjahre, nämlich etwas über 25 Millionen Thaler. Dafür ist denn auch eine außerordentliche Ausrüstung mit so unverhältnismäßigen Zulagen im Kriegsfalle, wie in Nordamerika, in Preußen nicht nötig, weil das Heer in der Hauptsache schon gerüstet ist, und unverhältnismäßig ist jene Zulage (es wurde das Heer auf das Doppelte, von 7600 Mann auf 15000 Mann gebracht und dazu eine Schaar von 50000 Freiwilligen angeworben), da der mexicanische Krieg kaum etwas mehr Bedeutung hatte, als der jetzt gegen Dänemark

wegen Schleswig-Holstein geführte. Den ewigen Frieden in Europa aber wird uns die Republik sicherlich nicht bringen, so daß wir aller Heeresmacht entbehren könnten, und die Zeit wird sie auch nicht zurückzuschrauben vermögen, so daß wir der stehenden Heere, der Feldherrnkunst und Heereskunst, der Artillerie und der Festungen nicht mehr bedürftig wären. Im Gegenteil, in diesen Stücken ist unsere Zeit gerade im Wachsen, und es heißt mit der Zeit fortgegangen auch im Militärwesen, nicht aber zurückgeschritten zu alten verlegenen Träumen von einer allgemeinen Volksbewaffnung, welche, wie die Träumer aus den alten Zeiten heraus träumen, alles Militär und alle Kosten desselben entbehrlich machen soll, in der Wirklichkeit aber zu nichts führen würde, als nach Außen zu der jämmerlichsten politischen Ohnmacht, nach Innen zu Faustrecht und Blutrache. Das weiß man sogar in Nordamerika recht gut und viel beßer als unsere Träumer, und in Nordamerika wäre es doch viel eher möglich, das Militär abzuschaffen und „allgemeine Volksbewaffnung" eintreten zu laßen, als bei uns, weil dort, wie gesagt, ein ernstlicher Landkrieg der Lage des Landes gemäß kaum denkbar ist. Aber es thuts dort halt auch nicht. Ja, gerade umgekehrt: eben jetzt wird in Nordamerika auf das Eifrigste dahin gearbeitet, ein stehendes Heer von weit größerer Stärke als bisher, aufzustellen, weil man in dem Kriege mit Mexico die Unhaltbarkeit der Werbung von Freiwilligen, die Unsicherheit und militärische Schwäche eines eben nur für den Krieg in Eile ausgehobenen ungeübten

und undisciplinierten Heeres einsehen gelernt hat. Das ist der Gang der Dinge, dem sich auch Nordamerika nicht entziehen kann.

Also mit dem Militär wäre es zwar etwas, aber gar nicht viel: Republik oder nicht, Militär müßen wir haben. Aber wie ist es mit den Beamten, den Staatsdienern? Die werden wir doch los? Indes es lautet auch wieder: Republik oder nicht, Beamte müßen wir haben. Wiederum jedoch ist recht nachdrücklich anzuerkennen und geltend zu machen, was der Volksfreund schon einige Male gethan hat: daß die große Zahl der Staatsdiener, die oft nur dem Papierregiment und der Briefträgerei dienen, die in friedlichen Zeiten sich breit machen und aufblasen, daß es wol heißen möchte: Häuser weg, daß der Mann durch kann! aber in gefährlichen Zeiten so dünn wie Zwirnsfäden werden, daß sie sich ganz verlieren und man sie mit allem Suchen nicht finden kann — daß die große Zahl der Staatsdiener und zwar solcher Staatsdiener notwendig beschränkt werden müße. Aber darüber ist man eben bei uns in Kurhessen auch mit allem Fleiße aus, und wenn die Pläne der Umgestaltung des Staatsdienstes, von denen man jetzt spricht, durchgehen, so möchte wol bei uns so ziemlich das erreicht sein, was in unsern Zeiten zu erreichen steht. Staatsdiener aber müßen wir haben, so weit wie wir einen Staat haben, Monarchie oder Republik, und müßen diese nach dem Verhältnisse der politischen Zustände, ihrer Arbeiten und auch des öffentlichen Wolstandes bezalen. Nun aber begreift schon ein Schulkind, daß in einem sehr

großen und sehr dünn bevölkerten Lande wenig verwaltet und wenig regiert zu werden braucht; daß aber, je dichter die Bevölkerung zusammengerückt ist, um so mehr regiert und verwaltet werden muß. Also werden wir hier in Deutschland auf das Allerwenigste gerechnet, das Fünf- bis Sechsfache an Staatsdienern mehr haben müßen, als in Nordamerika, werden sie auch, da sie, selbst bei der größten Vereinfachung des Staatsdienstes, die hier zu Lande möglich ist, noch immer weit mehr Arbeit haben werden, als die Beamten in Nordamerika, nach Verhältnis ihrer Geschäfte, und, wie gesagt, nach dem Maßstabe des öffentlichen Wolstandes zu bezalen verpflichtet sein. Kapitalien sollen sie von ihrem Gehalt nicht machen, das hat aber auch in Preußen und in sämtlichen constitutionellen Staaten Deutschlands seit dreißig Jahren kein einziger Staatsdiener mehr gekonnt, während sonst alle andern Stände, der Bauernstand, der größere Theil des Gewerbstandes, die Fabrikanten voraus, der Handelsstand, in eben diesen dreißig Jahren zu Wolstand und Kapitalien gelangt sind, und ein genußreiches Leben geführt haben, wie es an die Staatsdiener, wenn sie nicht von Hause aus Vermögen hatten, nicht gelangt ist. Der Staatsdiener bedarf einer äußerlich ehrenhaften Stellung, um sein Amt mit Ehren verwalten zu können. Diese hat er in Nordamerika nicht, und das ist eine von den schweren Klagen, welche in Amerika von allen Verständigen laut und immer lauter geführt werden. Es ist dort der Staatsdienst im Ganzen allerdings geringer besoldet, als hier, aber er wird dafür

auch schlecht verwaltet. Die Stellen, die meist so, wie es jetzt Viele bei uns wünschen, Republikaner und nicht Republikaner, von den Gemeinden oder Bezirken durch Wahl besetzt werden, fallen zumal in den westlichen Staaten den sogenannten „Aemterjägern“ zu, Menschen ohne Kenntnisse, ohne Fleiß, ohne Gewißenhaftigkeit, die nur recht laut zu schreien und viel unsinniges Zeug zu versprechen wißen, die absichtlich geflickte und zerrißene Röcke tragen, die in Branntweinhäusern fluchen und trinken, um das Vertrauen gewisser Menschenklassen zu erwerben, die dann aber, wenn sie die Stellen haben, jedem Unrecht, wenn es ihnen Vorteil bringt, durch die Finger sehen, oder wol gar es befördern, welche fast in allen öffentlichen Angelegenheiten die ärgste Parteilichkeit offen zur Schau tragen, die öffentlichen Anstalten vernachläßigen und für ihre eigene Geldbeutel auf die unverschämteste Weise ausbeuten, die Gelder veruntreuen, ganze Kassen unterschlagen u. s. w. Das ist dort an der Tagesordnung, und darum ist denn auch dort nicht Treu und Glauben, sondern List und Trug die Seele des Verkehrslebens; wer sich auf Ehrenhaftigkeit der Gesinnung verläßt oder diese äußert, macht sich lächerlich. Für die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit der Justiz insbesondere gibt niemand dort mehr einen Heller; es gibt dort viele Gegenden, in denen „ein Mann von Charakter“, wie man dort spricht, d. h. ein Ehrenmann, mit einem Friedensrichter nicht gern zu thun hat, ja ihm nicht gern begegnet; die Richterbänke (Juries und Grandjuries) haben fast allen Einfluß verloren oder sind

ganz und gar in Verachtung gesunken. Es geht das so weit, daß man, wenn ein Privatrechtsstreit an die Juries kommt, ganz gewöhnlich die öffentliche Meinung durch alle nur erdenkliche Mittel für die eine oder andere Partei zu gewinnen und zu stimmen sucht, weil man schon denkt, die Juries würden dem, was öffentliche Meinung heißt, nicht widerstehen können. Und so kommen tagtäglich die ungerechtesten, ja mitunter wahrhaft himmelschreiende Richtersprüche zum Vorschein. Das sind die Zustände in Nordamerika, und die Ehrenhaften, Verständigen und Besonnenen dieses Landes bedenken und beratschlagen sich schon lange, wie sie es machen sollen, um ähnliche Zustände der Ehrenhaftigkeit, Gewißenhaftigkeit und Sicherheit in dem Nordamerikanischen Beamten- und Staatsdienstwesen einzuführen, wie sie in den europäischen Monarchieen, namentlich in England und Deutschland, vorhanden sind. Vor allen Dingen wollen sie die Wahl der Staatsdiener, so wie dieselbe jetzt dort besteht, abgeschafft haben, um der unerträglichen und schimpflichen Stellenjägerei ein Ende zn machen. Also wir wollen es haben, wie es in Amerika ist, und die Amerikaner möchten es wol so haben, wie es bei uns ist. Am Ende haben die Amerikaner recht! — Mit den Beamten wäre es demnach auch nichts.

Die Civillisten machen allerdings einen bedeutenden Unterschied, denn der Präsident und der Vicepräsident der vereinigten Staaten von Nordamerika, eines Reiches von achtzehn Millionen Einwohner, beziehen zusammen nur einen Gehalt von 30,000 Dollars

(75,000 Gulden). Aber man vergeße nicht, hierzu den Congreß mitzurechnen, der jährlich über 700,000 Dollars kostet, und die Ministerien kosten mehr als das Doppelte von dem, was in unsern Staaten verhältnismäßig die Ministerien kosten (zusammen weit über eine Million Dollars jährlich). Aehnliches würde bei uns, so wie wir keine Civillisten mehr hätten, als sofort eintreten, und die angenommene Höhe der angeblich gewonnenen Summe würde bei genauem Zusehen gar sehr zusammenkriechen. Wir wollen aber einmal annehmen, es würden wirklich in einem der kleinern Länder Deutschlands jährlich 500,000 Thaler auf die Weise, wie die Republikaner meinen, erspart; der Steuernachlaß trüge ja jährlich noch lange keinen Thaler auf den Kopf, aber der Verdienst der arbeitenden Klasse würde dadurch nicht zunehmen, sondern sehr empfindliche Verluste leiden. Ein großes Geld zusammen verwendet, ist viel, und viel wert; ein großes Geld zersplittert, ist so gut, wie gar nichts.

Ueber alles das aber vergeße man nicht, daß diese Dinge nicht anders als mit dem schwersten Unrecht bei uns eingeführt werden könnten. Unrecht Gut aber gedeihet nicht. Und dem Unrecht werden die Rechtlichen in Deutschland sich, selbst wenn sie durch dasselbe gewinnen könnten, aus allen Kräften widersetzen. Also könnte der gehoffte Gewinn doch nur nach einem furchtbaren Kampfe, nach dem furchtbarsten unter allen, dem Bürgerkriege, eintreten. Und die Verluste dieses Kampfes würden den erwarteten

Gewinn auf Jahrhunderte zum Voraus rein verschlingen. Wo bleibt da der Vorteil der Republik?

Das Alles überlegte ich; und das Ende meiner Ueberlegung war: erstens: wie es in Nordamerika hinsichtlich des leichten und reichlichen Erwerbs ist, so können wir es hier doch nicht bekommen, und wenn wir auch Republik bekommen; zweitens: Nordamerika kann wol unsern jetzigen Zuständen entgegen gehen, aber wir können nicht zu den nordamerikanischen Zuständen zurückkehren; drittens: vieles und sehr Wichtiges ist hier beßer als in Nordamerika; und viertens endlich: durch Republik werden wir es gewis nicht beßer, wol aber ein wenig schlimmer bekommen, als es jetzt ist. Und wer eben so überlegt, wie ich, der wird zu demselben Ende kommen, wer es aber nicht thut, der wird freilich auch zu einem Ende kommen, aber zu einem, welches ihm noch schlechter gefallen wird als mir.

Abschaffung der Todesstrafe.
(1848)

Unsere Nationalversamlung hat in den ersten Tagen dieses Monats (August 1848) bei der ersten Beratung des zweiten Artikels der Grundrechte des deutschen Volkes auch die Abschaffung der Todesstrafe ausgesprochen. In dem Entwurf der Grundrechte stand davon nichts, es war vielmehr die Abschaffung der To-

desstrafe einer von den vielen Verbeßerungsvorschlägen, welche bisher fast zu jedem Absatze jedes Artikels gemacht worden sind und vermutlich auch noch fernerhin werden gemacht werden. Viele dieser Anträge wurden verworfen. Aber dieser Verbeßerungsantrag auf Abschaffung der Todesstrafe gieng mit einer ziemlichen Mehrheit der Stimmen durch.

Wie die Abschaffung der Todesstrafe in die Grundrechte des deutschen Volkes hinein geraten ist, weiß ich nicht recht. Ja, wenn die Versamlung noch den Tod hätte abschaffen wollen, das wäre eher etwas gewesen, wenigstens für diejenigen, welche vom Tode nicht gern sprechen hören und doch nicht wißen, wie man die Todesfurcht vertreiben kann. Oder wenn sie nur Todschlag und Mord abgeschafft hätte, das hätte sich auch allenfalls, und vielleicht nicht ganz übel, hören laßen; das wäre zwar freilich eigentlich eine Grundpflicht und nicht ein Grundrecht des deutschen Volkes gewesen, aber in dieser ersten Beratung der Grundrechte liefen die Pflichten und die Rechte ohnehin schon manchmal so bunt untereinander, daß der Zuhörer oft nicht wußte, woran er war, ob von Pflichten oder von Rechten die Rede sein sollte, und daß er auf den Gedanken geriet, manche von den Reden haltenden Herren hätten selbst vergeßen, woran sie waren. Indes auf jeden Fall hätte denn doch der Satz nicht heißen müßen: die Todesstrafe ist abgeschafft, sondern: „Jeder Deutsche hat das Recht, nicht um das Leben gebracht zu werden.“ Das wäre doch wenigstens die Gleich-

heit der Rechte gewesen, die jetzt in Frankfurt, Berlin und Wien gemacht werden soll. Denn wenn es sich ja nur um das nackte Leben handeln soll, und nicht um Recht und Gerechtigkeit, so ist es ja einerlei, ob ich durch den Pistolenschuß eines Räubers, durch den Knüttel eines Todschlägers, durch das Schwert des Scharfrichters, durch eine feindliche Kanonenkugel oder meinetwegen auch durch eine Dachziegel um das Leben komme. Kann mir nicht in jedem dieser Fälle das Leben als ein deutsches Grundrecht versichert werden, was liegt mir daran, wenn es mir nur in einem Falle, und in einem sehr unwahrscheinlichen, versichert wird? Gegen Meister Hämmerlin mit dem breiten Richtschwert oder dem Strick will ich wol selbst mich schon versichern, dazu brauche ich weder einen Staat noch einen Staatenbund noch einen Bundesstaat, auch nicht die Reden der Herren Frankfurter oder Berliner (denn dort haben sie auch am 4. August die Abschaffung der Todesstrafe decretiert), auch weder Rechtsgründe noch Grundrechte, sondern bloß Gottes Gesetz im Herzen und strenge Gewißenhaftigkeit. Aber gegen Pistole und Meßer des Räubers und den Prügel des Todschlägers soll mich der Staat sichern, weil ich das für mich nicht kann.

Und kann das der Staat, oder Staatenbund oder Bundesstaat? Ach ja, der Herr Justizminister Märker in Berlin hat gar prächtig gesprochen von der „Bildung" die jetzt der preußische Staat erlangt habe, vermöge deren die Todesstrafe in dem gebildeten preußischen Volke nicht mehr nötig sei, und zwei Abgeord-

nete der Berliner Versamlung, der Herr Pfarrer Jonas und der Herr Pfarrer Sydow haben dazu noch, gleichfalls gar prächtig, von der Freiheit der Neuzeit und davon geredet, daß der Staat eigentlich selbst Schuld an allen Verbrechen sei, und deswegen nur in seinen eigenen Busen greifen solle. Ich denke, das hat ja „der Staat" bisher schon gethan: er hat ja in seinen eigenen Busen gegriffen und da den Verbrecher ergriffen und abgethan — denn wo steckt denn der Verbrecher anders, als eben im Busen des Staats? Oder ist das, was man den Staat nennt, etwa so ein besonderer Mensch, so eine Art von großem Christoph, oder eine Art von Schulmeister unter Kindern, um den wir Andern, und die „Verbrecher" auch, wie Zwerge oder Kinder herum stehen, und unter denen er mit seiner großen Staatskeule oder Staatsrute herumfuchtelt? Da sollte also besagter großer Christoph, wenn die Zwerge um ihn her unter sich einen Mord begangen haben, nach der Meinung des Herrn Pfarrers Sydow sich selbst mit der Keule oder Rute einigermaßen klopfen, statt in die Zwerge hineinzuschlagen? Mit andern Worten: wer wird denn wol „der Staat" anders sein als „das Gesetz" nebst dem Gesetzgeber und dem Gesetzesvollzieher? oder, da das Gesetz ein todtes Ding ist und weder einen Busen hat noch in seinen Busen greifen kann, der Gesetzgeber und der Gesetzesvollzieher, zumal der letztere? Also der König oder Fürst, die Mitglieder der Reichsversamlungen und Ständeversamlungen, mit Einschluß der Herrn Jonas und Sydow, die Beamten und

Richter sind „der Staat“ und Schuld an allen Verbrechen? Daraus wird denn auch wol folgen, daß so wie hier im Amte einmal gestolen wird, der Herr Amtmann sich selbst einsteckt, den Dieb aber laufen läßt. Und sodann hat derselbe Herr Pfarrer Sydow auch gemeint, dieser busengreifende Staat habe nicht das Recht, durch die Todesstrafe in die freie Entwickelung seiner todschlagenden und mordenden Bürger einzugreifen. Freilich, wir haben es ja eben gehört: der Staat hat nur zu einer Art von Greifen das Recht: in den eigenen Busen zu greifen, und sich da zur heilsamlichen Kasteiung einige blaue Flecken zu applicieren, aber weder zum Ergreifen noch zum Eingreifen hat er das Recht. Also wenn mir morgen Einer meinen Bruder todt schlägt, so ist das nur eine freie Entwickelung, in die nicht eingegriffen wird; nun aber entwickle ich mich auch, und schlage übermorgen den Todschläger todt; denn in meine freie Entwickelung wird nicht eingegriffen und ergriffen werde ich auch nicht, wol aber wird der Staat zweimal für einmal in seinen Busen zu greifen und sich mit zweckmäßigen und heilsamen Doppelgriffen braun und blau zu kasteien haben.

Also mit dem Schutz, den mir der Staat gegen das Erleiden des Todes durch fremde Gewalt gewährt, scheint es nicht sonderlich weit her zu sein, denn was hilft michs, wenn kein Mörder mehr die Todesstrafe erleiden, jeder Mörder aber möglicher Weise doch an mir die Todesstrafe vollziehen kann? Was liegt mir daran, wenn ich todgeschlagen bin, und der Staat thut nichts, als daß er hinterdrein in seinen eigenen

Busen greift? An Rechten gewinne ich mithin durch die Abschaffung der Todesstrafe auch nicht ein Haar, es sei denn das wenigstens im Entstehen begriffene Recht, daß ich, in freier Entwickelung begriffen, mit guter Sicherheit auch meinerseits todschlagen kann, wen ich will; welches Recht ich jedoch nicht mag. Nein! so lange das Todschlagen nicht überhaupt ganz abgeschafft wird, so daß keiner mehr hingerichtet werden, aber auch keiner mehr todschlagen kann, ist noch keine „Gleichstellung in allen Rechten" vorhanden, und die will ich haben. Ich will mein Recht, so gut wie die Herrn Frankfurter und Berliner dem Todschläger sein Recht gegeben haben.

Aber das Todschlagen wird ja abgeschafft! Hat das nicht der Herr Justizminister Märker, haben das die Frankfurter Linken nicht so schön gesagt, wie die Bildung so weit fortgeschritten sei? wie es gar keine Veranlaßung zur Todesstrafe in dem gebildeten Deutschland, dem gebildeten Preußen mehr geben werde? wie die fortgeschrittene Cultur eine ganz neue Achtung vor den Menschenrechten erzeuge? wie wir inmitten dieser Cultur in lauter Fried und Freud und Einigkeit lebten? —

Nun! nichts für ungut: es ist doch möglich, daß einer ein sehr braver Mann und ein sehr schlechter Musikant ist; wäre es nun nicht auch möglich, daß einer ein sehr geschickter Redner und ein sehr ungeschickter Denker wäre? Bei Manchen gehört augenscheinlich das Denken so wenig zum Reden, wie die Musik zum braven Mann. Nun haben aber diese ge-

schickten Redner nicht daran gedacht, daß die fortgeschrittenste Cultur, die Cultur der Zukunft, die Bildung des werdenden Deutschlands gerade in dem Sinne dieser Redner im April dieses Jahres sich bei Kandern am Schwarzwald zusammen gethan hatte. Und dort hat damals diese fortgeschrittenste Cultur, hat diese Bildung der Zukunft den General Gagern erschoßen.

Das war denn doch auch eine Todesstrafe, so in ihrer Art. Und nun bleibt nur noch Eins übrig: an allen denen, welche mitten in dieser fortgeschrittensten Bildung die Fortschreitendsten sind, wird die Todesstrafe nicht vollzogen, sondern der Staat greift nur in seinen Busen; an allen denen aber, welche diese fortgeschrittene Bildung nicht haben, wird sie vollzogen, und der Staat greift nicht in seinen Busen. Das wäre möglich! Das hat schon einmal ein fortgeschrittener Bildungsmensch so gemeint und so gemacht, jetzt vor fünf und fünfzig Jahren. Der Bildungsmensch hieß Maximilian Robespierre. Am Ende kam es auch an ihn. Die heutigen Bildungsmenschen werden sich jedoch schon hüten daß es nicht an sie kommt. Denn das ist die Art der heutigen „Bildung" und des „Fortschritts" unserer Tage: die Fortschrittsmenschen, als da sind Demokraten (die mit eingeschloßen, welche man sonst „Liberale" nannte), Republikaner, Lichtfreunde dürfen alles thun, was ihnen beliebt: thut aber ein Anderer als sie, so ein Reactionär, Royalist, Orthodoxer oder „Jesuit" genau dasselbe was sie thun, so darf er das nicht, und sie fallen Alle über ihn her. Sie dürfen verläumden und verketzern, schlagen und

todschlagen wen sie wollen — wehren, ja bei Leibe! wehren darf sich keiner! Sonst nannte man das Willkür, Ungerechtigkeit, Despotismus und Tyrannei. Heut zu Tage aber heißt es Bildung und Fortschritt.

Noch ein Wort über die Abschaffung der Todesstrafe.
(1848)

Wir haben uns eben vorher über die Unzweckmäßigkeit und Verkehrtheit einer allgemeinen Abschaffung der Todesstrafe ausgesprochen; dort leichthin, indem wir theils nur die seltsamen und wunderlichen Seiten dieses Beschlußes auffaßten, wie denn dergleichen Seiten an einer jeden menschlichen Gesetzgebung hervortreten, welche aus Mangel an innerem Verständnis des Gegenstandes, aus flüchtiger und oberflächlicher Verhandlnng desselben entsproßen ist, theils auch diese, auf den absonderlichsten sich selbst widersprechenden Redensarten beruhende Verhandlung selbst, die angeblichen „Gründe", in das Auge nahmen. Indes die Sache hat noch ihre anderen, höchst ernsthaften Seiten, die wir dort lieber gar nicht berührten; hier soll eine derselben, wenn auch nur mit wenig Worten, aufgedeckt werden.

Eins der Hauptbeweisstücke der Gegner der Todesstrafe ist das, daß keinem Menschen das Recht zustehe, über das Leben des andern Menschen zu verfügen. Diejenigen, welche diese Behauptung aufstellen, dürfen denn auch, wenn sie fol-

gerichtig denken und verfahren wollen, keinerlei Ausnahme in der Abschaffung der Todesstrafe zugestehen, namentlich auch die Todesstrafe nach Kriegsrecht nicht beibehalten wollen (wie denn auch Manche wirklich diese Willkürlichkeit, diese beinahe fabelhafte Inconsequenz recht gut eingesehen haben, die Todesstrafe im Ganzen abzuschaffen, im Einzelnen aber, im Kriege beizubehalten); es wird aber auch in folgerichtiger Durchführung dieses Grundsatzes z. B. das Recht der Notwehr und sogar das Recht zum Kriegführen überhaupt wegfallen.

Gegen diese folgerichtig und zusammenhängend Denkenden soll die folgende Bemerkung gerichtet sein; zwar wird sie am wenigsten gerade für diese unsere Gegner, wol aber für manche Andere verständlich sein.

Wir geben nämlich den von ihnen ausgesprochenen obersten Grundsatz zu, und nicht allein das, sondern wir erklären, daß eben dieser Grundsatz auch unser Grundsatz ist. Wirklich hat der Mensch als solcher, nach bloß menschlichem Rechte, kein Recht über das Leben des andern Menschen. Dieses Recht läßt sich nur begreifen, wenn man den Menschen in seinem ursprünglichen Verhältnis zu Gott, dem Herrn der Welt und dem Urquell aller Gerechtigkeit auffaßt. Dieses ursprüngliche Verhältnis zu Gott ist das der Ebenbildlichkeit, wie es nicht nur nach den Worten der Offenbarung genannt werden muß, sondern sich auch überhaupt am leichtesten, einfachsten und zutreffendsten bezeichnen läßt. Diese Ebenbildlichkeit ist zwar in ihrer ganzen Fülle und ihrem ganzen Um-

fange nur aus der Offenbarung zu erkennen; Ahnungen derselben aber gehen auch durch das ganze Heidentum, so daß der, welcher sich überhaupt von diesem Zustande des Menschen lossagt, vermöge dessen er nur Abbild einer höheren, das gesamte Weltall umfaßenden Ordnung, nicht aber ein Ding für sich, ist, nicht allein mit der von Vielen so gering geachteten Bibel, sondern auch mit dem so hochgehaltenen Heidentum in völligen und grundsätzlichen Widerspruch tritt.

Die Gerechtigkeit Gottes ist eine unbedingte und vollkommene; sie ist, was bloß menschliche von der göttlichen Gerechtigkeit getrennte Gerechtigkeit nicht sein kann, eine Vergeltung, und äußert sich dadurch, daß Gleiches mit Gleichem vergolten wird, daß die Schuld auf das schuldige Haupt zurückfällt, daß der Fluch den verfolgt, welcher flucht, daß das Blut über den kommt, der Blut vergießt, daß Vernichtung mit Vernichtung gestraft wird. So richtet Gott, aber auch nur Er, nicht der Mensch.

Diese Ausübung seiner Gerechtigkeit, dieses Weltrichteramt im Kleinen, hat nun Gott in dem einen Falle des Blutvergießens dem Menschen darum übertragen weil der Mensch Gottes Ebenbild ist. Wer Gottes Ebenbild, den Menschen, von der Erde vertilgt, der soll nach der weltrichtenden Gerechtigkeit, die Gleiches mit Gleichem vergilt, durch den Menschen, als Gottes Stellvertreter und Ebenbild, von der Erde vertilgt werden. Ein Vergehen gegen Gottes Ebenbild, über welches hinaus kein anderes mehr möglich ist, wird mit einer Strafe belegt, über welche hinaus

auf Erden keine andere Strafe mehr möglich ist. Das geschieht allein um der Gerechtigkeit Gottes willen, nicht um der menschlichen Rache, auch nicht um der menschlichen Gesellschaft, etwa um des sogenannten „Staates", um der Sicherheit, Ruhe und Polizei willen, noch viel weniger um der Beßerung, Züchtigung, Abschreckung, oder sonstiger ganz äußerlicher Gründe willen. Das geschieht und muß geschehen bei jeglichem, auch dem höchsten Zustande der Cultur oder Weltbildung; denn das Recht an sich ist nicht von der Cultur, wol aber ist die Cultur von dem Rechte abhängig.

So steht es fest bei allen denen, welche eine feste und wirkliche, nicht eine schwankende und eingebildete Gotteserkenntnis haben.

Dieses Recht kann also nur in klarem festem und zweifellosem Gottesbewußtsein, in Gottesfurcht, ausgeübt werden. Wird es von einem Volke beibehalten und geübt ohne Gotteserkenntnis, so entwickelt sich aus demselben die Blutrache, von welcher jedoch immer eine Rückkehr zu der Gotteserkenntnis möglich ist, oder die Grausamkeit, theils in der ungebürlichen Ausdehnung der Todesstrafe wie z. B. auf den Diebstal, der nur nach altdeutschem heidnischem Rechte mit dem Tode bestraft wird, theils in der ungehörigen Verschärfung der Todesart. Wird dieses Recht aber von einem Volke willkürlich aufgegeben, so ist das ein Zeichen, daß die Gotteserkenntnis in diesem Volke erloschen ist. Dieß Zeugnis wird sich die deutsche Nation ausstellen, wenn sie die

Todesstrafe aufhebt. Aber ist die Gotteserkenntnis wirklich erloschen, so ist es ganz richtig, daß dann auch die Todesstrafe nicht mehr vollzogen werden kann und darf; denn, ich wiederhole es, der Mensch an sich, der Mensch ohne Gott den Weltherrn und Weltrichter, ist allerdings nicht Herr und Richter über das Leben seines Nächsten. Führt die Obrigkeit nicht mehr im Namen Gottes das Schwert, gewis, so muß sie es niederlegen.

Geben wir also die Todesstrafe auf, so geben wir eins unserer wesentlichen Menschenrechte, wir geben das wesentlichste Grundrecht selbst auf; denn in keinem andern Punkte sind wir so bestimt an Gottes, des unwiderruflich und abschließend Richtenden, an des Weltrichters Statt und Stelle gesetzt, als in diesem. Glaube jedoch niemand, daß wir nur dieß eine Recht aufgeben, alle andern aber behalten könnten; wer ein Recht und noch dazu ein Hauptrecht aufgibt, gibt sie alle auf. So viel Raum, wie wir durch die Abschaffung der Todesstrafe dem göttlichen Rechte nehmen, so viel Raum geben wir den Kräften, welche Gott und unserm geistigen Leben und unserer Zukunft feindlich gegenüberstehen, und gegen dieß unser geistiges Leben und gegen die Zukunft unseres Volkes den Kampf auf Leben und Tod kämpfen werden.

Frankfurt am 17. und 18. September 1848.
(1848)

Die Anweisungen, welche die in den letzten Wochen zalreich erschienenen, namentlich von Straßburg aus durch die Buchdruckerei Huden verbreiteten, auf Mord und Meuchelmord hinarbeitenden Proclamationen ertheilt haben, sind sehr bald und im Ganzen sehr genau befolgt worden.

Das „edle große deutsche Volk“ hat in der That gemerkt, daß es von seiner Nationalversamlung „betrogen, verkauft, gefoppt, gehöhnt, genarrt“ werde, und hat darum der Nationalversamlung durch eine Volksversamlung auf der Pfingstweide vor Frankfurt, welche Sonntags den 17. September 1848 abgehalten wurde, eine Lection zu geben beschloßen. Diese Volksversamlung wurde von den Herren Beghel und Reinganum aus Frankfurt geleitet, indes bestand die Mehrzal der Redner aus Mitgliedern der Nationalversamlung selbst, von der äußersten Linken; am meisten that sich der bekannte Zitz hervor. Es hieß hier: zu Adressen sei es keine Zeit mehr, denn diese würden doch nicht gelesen, es sei Zeit, in Fraktur zu sprechen; man müße aus den eigenen Leibern Barrikaden machen; man solle den Mitgliedern der Rechten vor die Häuser, und wenn das nicht helfe, vor die Leiber rücken. Endlich wurde decretiert: „Die 258 Mitglieder, welche

für die Anerkennung des Waffenstillstandes gestimmt hätten, seien Volksverräter" und man erwartete, daß diese 258 vor der Souveränetät der Pfingstweide alsbald zurücktreten und ihr Mandat niederlegen würden. Der Linksten dagegen wurden von den Souveränen der Pfingstweide Huldigungen dargebracht, und diese sollen besagter Linksten ungemein geschmeichelt haben.

Lobsprüche, Hurrahs und Vivats konnte zwar die Pfingstweide der Linksten bringen, aber Eins nicht, und das wäre gerade das Notwendigste gewesen: politische Einsicht und Befähigung, die Macht der Ueberredung und die Kraft, zu überzeugen. Warum, Du „edles großes deutsches Volk" von der Pfingstweide und deines Gleichen, warum hast gerade Du zu Vertretern Deiner „heiligen" Rechte nur Leute gesandt, welche entweder geradezu darauf ausgehen, sich lächerlich zu machen, oder langweilig zu werden, oder Widerwillen und Abscheu zu erregen? Warum hast Du, „edles großes deutsches Volk" Männer gewählt, welche weder edel, noch groß, noch deutsch sind? Du hast uns niemanden gesandt, als den Herrn Wiesner, und den Herrn Rößler, und den Herrn Schlöffel, und den Herrn Titus, und die Herren Zitz, Brentano, Ruge und Vogt.

Mistrauen, Verachtung, Hohn und Schmach konnte auf der andern Seite die Souveränetät der Pfingstweide den 258 bringen, aber Eins nicht: Mistrauen in den gesunden Sinn desjenigen deutschen Volkes, welches sich nicht auf die Pfingstweide nnd in ähnliche hochverräterische Volksversamlungen verlocken läßt;

auch nicht Verachtung der eigenen Ehre und Vergeßenheit der Pflicht gegen das Vaterland, ja nicht einmal Empfindlichkeit gegen den Hohn und die Schmach, welche von der Pfingstweide ausgehen. Pfeifen, Brüllen, Schimpfen, Fenstereinwerfen — das kann jeder böse Bube auf der Gaße; wer sollte darüber empfindlich werden?

Also es verschlug nichts; die Pfingstweide konnte den Einen nicht geben, was sie nicht hatten, und den Andern nicht nehmen, was sie hatten. Die 258 blieben an ihren Plätzen und die Sitzung des 18. Septembers begann.

Nachdem man uns seit vielen Jahren vorgesprochen hatte: es sei bloß die rohe Macht, die brutale Polizeigewalt des Beamtenstaats, des Militärstaats, von welcher die Intelligenz zurückgedrängt, unterdrückt werde, fand sich nun auf dem Boden der Freiheit so wenig zu geistigem Kampf und Sieg geschickte Intelligenz vor, daß eben von dieser Seite her zur Gewalt der Fäuste gegriffen wurde, um die Intelligenz, der man sonst nicht Herr werden konnte, zu unterdrücken.

Gegen 10 Uhr versuchte man, die Paulskirche zu erbrechen und die Nationalversamlung zu sprengen. Es gelang nicht, denn sie war anfänglich mit Reichstruppen unmittelbar besetzt, nachher wenigstens von denselben geschützt. Die Linkste versuchte innerhalb derselben das (ihr) Mögliche: Anträge auf Auflösung der Nationalversamlung und zum Ausschreiben neuer Wahlen „in der vom Vorparlament festgesetzten Weise," (als wenn jetzt noch ein Mensch in der Welt sich auf

das Vorparlament berufen könnte, nachdem die Gesetze der einzelnen deutschen Staaten in dieser Beziehung erlaßen sind und vorliegen!), auf Entfernung der Reichstruppen, auf die Uebernahme des Befehls über die Reichstruppen von Seiten des Präsidenten der Versamlung u. dgl. folgten einander. Alles umsonst. Sämtliche Anträge wurden für „nicht dringlich" erklärt, und die Versamlung pflügte wieder wie im besten Frieden ihr schon lange Zeit umgeackertes Feld der Grundrechte, und der fast höhnisch zu nennende Zufall wollte es, daß sie gerade, während draußen Blutströme sich zu ergießen im Begriff waren, an die dürrste Stelle dieses Feldes, an die Schulsachen, gelangt war.

Während dessen ackerte das „edle große deutsche Volk" der Pfingstweide durch fast ganz Frankfurt in aller Ruhe das Straßenpflaster auf und baute Barrikaden. Waffenladen wurden erbrochen, und das Volk bevolkswaffnete sich. Das „edle große deutsche Volk" stand, wie das mancher seiner Redner bisher, schon bedauernd, daß es noch nicht möglich gewesen sei, sehnlichst herbeigewünscht hatten, bevolkswaffnet auf den Barrikaden, wie die Franzosen. Die Frankfurter Bürger, so übeln Gefallen sie auch an diesem Blauen-Montagsvergnügen der Pfingstweide hatten, mußten geschehen laßen, was sie nicht hindern konnten. So stiegen denn Barrikaden empor in der Friedberger Gaße, in der Allerheiligengaße, in der Fahrgaße (drei bei jeder Straßenmündung: an der Döngesgaße, der

Schnurgaße und der Mehlwage), am Türkenschuß und Hasengäßchen u. s. w.

Endlich um 2 Uhr Nachmittags wurden die Trüppen durch die Aufhebung der Sitzung der Nationalversamlung disponibel, und der Angriff begann. Die erste Barrikade, am Türkenschuß an der Zeil, wurde von den Oesterreichern ohne Schwierigkeit genommen; schärfer war der Kampf schon am Liebfrauenberge, am ernstlichsten an der Friedberger- und Allerheiligengaße.

Der Frankfurter Senat, die hohe Gefähr der Zustände wol erkennend, hatte bereits um Mitternacht zwischen Sonntag und Montag dem Reichsministerium die Ergreifung aller nötigen Maßregeln überlaßen, und schon in Folge dieses Schrittes waren die ersten Bataillone Oesterreicher und Preußen Nachts 3 Uhr von Mainz eingetroffen; im Laufe des Tages folgten noch mehrere (zuerst ein Bataillon vom östreichischen Regiment Erzherzog Rainer, welchem an der Eisenbahn die Aufrührer einen Willkommen mit Steinwürfen gaben), während dieser Abgang der Mainzer Garnison durch Regimenter aus Koblenz ersetzt wurde. Außerdem wurden großherzoglich hessische Chevauxlegers und Artillerie, das württembergische zweite Reiterregiment und die am Sonntag von Marburg abmarschierte württembergische Artillerie herangezogen. Die Kurhessen hielten die Wachen besetzt. Alle Truppen wurden unter den Oberbefehl des östreichischen Generals Nobili gestellt.

Nach einem dreistündigen Kampfe gebrauchten die Aufrührer auch hier die List, die sie sonst gar oft, noch

in den Juniustagen zu Paris, mit Erfolg gebraucht hatten: sie verlangten eine Waffenruhe, angeblich, um die Barrikaden abzutragen. Mitglieder der Nationalversamlung von der äußersten Linken waren es, welche diese Unterhandlungen mit dem Reichsministerium pflogen und als erste Bedingung die Entfernung der Truppen verlangten!! Ob man von Seiten des Reichsministeriums leichtgläubig genug gewesen ist, um jenes Vorgeben anzunehmen und auf jenes hinterlistige Begehren einzugehen, wißen wir nicht; genug, eine Stunde lang wurde nicht gekämpft. Darauf jedoch begann gegen 6 Uhr Abends die Artillerie (zuerst die großherzoglich hessische) ihr Feuer gegen die Barrikaden, und gegen 11 Uhr Nachts waren die Aufrührer fast durchgängig vertrieben. Die letzten Barrikaden wurden Dienstags früh genommen und zerstört.

Im Laufe des Montags wurden von dem Reichsministerium des Innern Aufforderungen an die Frankfurter Bürger erlaßen, die Ihrigen zu Hause zu halten, so wie an die Auswärtigen, sich sofort zu entfernen. Nach der scheußlichen Ermordung des Generals v. Auerswald und des Fürsten Lichnowsky wurde die Stadt durch den Reichsverweser in Belagerungszustand erklärt, und somit sowol alle Vereine suspendiert und deren Zusammentreten verboten, als auch die Handhabung des Kriegsrechts gegen alle Theilnehmer am Aufstande, und alle unbefugt Bewaffneten verkündigt; endlich durch das Reichsministerium des Innern die Entwaffnung aller nicht zur Bürger-

wehr gehörenden Einwohner und die Ablieferung aller Waffen geboten.

Die Barrikadenkämpfer machten sich mit anerkennenswerter Geschwindigkeit aus dem Staube. Ihre Hetzer und Führer aber lagen, während sie in Frankfurt auf den Barrikaden standen, gemütlich in den Fenstern und sahen zu, oder spazierten noch friedfertiger, die Cigarren im Munde, auf der Zeil auf und ab.

Der Mord in Frankfurt am 18. September 1848.

(1848)

Die beiden Abgeordneten der deutschen Nationalversamlung, der Fürst Felix Lichnowsky und der preußische General von Auerswald, wurden am Nachmittage des 18. September auf einem Spazierritte außerhalb der Thore von Frankfurt in der Richtung nach Bornheim von einem zalreichen Haufen der dem Aufstande in Frankfurt zuziehenden Empörer der Umgegend erkannt, und sofort mit zalreichen Flintenschüßen und Steinwürfen verfolgt, von welchen letztern einer den General v. Auerswald am Arm traf und lähmte. Immer enger von den mörderischen Rotten umzingelt, ritten sie in das Gehöfte des Kunstgärtners Schmidt und verbargen sich in dessen Hause, Auerswald auf einer Bodenkammer, Lichnowsky im Keller.

Die Mörder rückten nach, führten zuerst die Pferde der Verfolgten weg, und durchsuchten nun das Haus auf das Genaueste. Nach einer Viertelstunde fanden sie den greisen General v. Auerswald, führten ihn unter Knüttelschlägen und Kolbenstößen durch den Garten, stießen ihn hier mit einem Kolbenstoß in den Graben, welcher hinter dem Garten herzieht, und tödteten ihn sodann durch einen Flintenschuß. Etwa eine Viertelstunde später fanden sie auch den Fürsten Lichnowsky, führten ihn auf demselben Wege und auf dieselbe Weise aus dem Garten, sodann aber noch etwa 350 Schritt weiter in der nach Bornheim führenden Pappelallee, wo sie ihn durch Sensenhiebe zerfleischten, ihn sodann, auf seine Bitten, ihn zu erschießen, aufrecht stellten und durch fünf zugleich von rückwärts und vorn abgefeuerte Flintenschüße niederstreckten. Die zur Rettung der Bedroheten ausgesandte Compagnie Militär unter Major v. Deetz fand ihn hier, und brachte ihn in das Heilige-Geisthospital in Frankfurt, wo er gegen Mitternacht starb. Der Leichnam des Generals v. Auerswald wurde erst in der Nacht gefunden.

Die Aufrührer verkündigten den gelungenen Mord in Frankfurt mit großer Freude, und überall erregte die Nachricht von diesem Greuel bei der Partei der Revolutionäre nicht allein eine sehr wenig verheimlichte Freude, sondern an vielen Orten lauten Jubel.

Das sind denn ganz verständliche, deutliche und nackte Thaten. Darauf gehören eben so verständliche, deutliche und nackte Worte.

Fürs erste ist dieß eine der allernieder-

trächtigsten Mordthaten, welche jemals auf der Erde vorgekommen sind. Hunderte standen gegen Zwei, hundert Bewaffnete gegen zwei Unbewaffnete; zwei deutsche Ehrenmänner, dazu erwählt und gesandt, um eine freie Ueberzeugung durch freies Wort in der Nationalversamlung geltend zu machen, werden um dieser Freiheit der Ueberzeugung und des Wortes willen ermordet; Auerswald hat nie ein anderes Wort als das des Friedens gesprochen, Lichnowsky war einer der geistig Ueberlegensten in der ganzen Paulskirche, und darum freilich ein Schrecken für alle geistig Beschränkten, welche daran verzweifelten, ihm in der freien Rede irgend etwas anhaben zu können, aber nie hat er die Schranken des Anstandes, wie sie in öffentlichen Beratungen gezogen sein müßen, überschritten (wir erinnern uns nicht, daß er jemals zur Ordnung gerufen worden wäre), und auch sein letztes Wort war ein Wort des Friedens.

Diejenigen, welche die gesetzliche Freiheit mit Gewalt und Blutvergießen unterdrücken, sind Despoten und Tyrannen. Diese Bezeichnung und keine andere verdienen die Aufrührer und Aufruhrgesellen, die Mörder und Mordgesellen in Frankfurt am 18. September. Es sind nicht bloße Mörder, auch nicht bloße Meuchelmörder, es sind tyrannische Würger. Die eigentlichen Thäter selbst zwar sind nur elende Despotenhandlanger und feige Tyrannenknechte; die blutigen Tyrannen selbst sind diejenigen, welche zur Anwendung von Gewalt gegen die Freiheit der Ueberzeugung und der Rede aufgefordert und gereizt haben.

Zwischen ihnen und den gebrandmarktesten Tyrannen der ganzen Weltgeschichte ist kein Unterschied, als der, daß jene eben Tyrannen sein wollten, und nichts weiter, diese aber sich Freiheitsmänner nennen, und dennoch Tyrannen sind. Sie sind Tyrannen und ehrlose Lügner zugleich.

Fürs Zweite ist diese That ein unauslöschliches Brandmal für Deutschland, welches eben anfieng, sich seiner Freiheit zu rühmen und in demselben Augenblicke einer so niedrigen Knechtschaft verfällt, wie sie noch niemals, seit Deutschland Deutschland ist, geherscht hat. Deutsche verüben eine tyrannische Würgerei, Deutsche freuen sich, daß sie blutdürstige Hyänen unter sich haben, Deutsche rühmen es, daß ihre Stammesgenoßen ehrlose Mordbuben, feige Meuchelmörder sind.

Abzuwaschen ist dieser Schandfleck, auszulöschen ist dieses Brandmal nicht, denn es ist nicht die That eines Einzelnen, oder Weniger, oder Verirrter, sondern es ist diese That eine aus vorhandener und weit verbreiteter scheußlicher Gesinnung hervorgegangene That; es ist eine That, welche mit einer der Hauptsachen unserer Volksgeschichte unmittelbar und unauflöslich zusammenhängt. So lange von der Reichsversamlung in Frankfurt am Main im Jahre 1848 die Rede sein wird, so lange die Weltgeschichte erzählen wird von der Wiedererrichtung des deutschen Reiches, so lange wird auch die Rede sein und erzählt werden von dem Morde Auerswalds und Lichnowskys. Unsere Nachbarvölker werden sagen und die Weltgeschichte wird es

nach Jahrhunderten noch verkündigen: eben damals, als das deutsche Volk einig und stark und groß werden und seine Völkerehre unter den Völkern wiederherstellen wollte, da hat es gezeigt, was es noch niemals gezeigt hatte, daß es auch feig sein und die Feigheit preisen, daß es meuchelmorden und des Meuchelmords sich freuen, daß es blutdürstige Tyrannen erzeugen und der Bluttyrannei sich rühmen kann.

Zum Dritten trifft Jeden Einzelnen unter uns alle diese Schande so lange, als wir nicht auf das allerbestimteste und allerunzweideutigste uns nicht allein von der That, sondern auch von allen mit dieser That verwandten und zusammenhängenden Gesinnungen förmlich und ausdrücklich bei jeder Gelegenheit lossagen. Mit dem Sich-Lossagen von der That ist es aber keinesweges gethan; im Gegentheil, wer es zu weiter nichts bringt, als daß er „die Art und Weise, wie Auerswald und Lichnowsky um das Leben gekommen sind, misbilligt", der hat noch innerliche, nur versteckte und darum nur desto freventlichere, desto ehrlosere Theilnahme für die Gesinnungen des Aufruhrs, der tyrannischen Gewalt und des Mordes, oder er ist wenigstens auf die elendeste Weise feige, und fürchtet für seine Haut und sein Leben Gefahr von den Tyrannen. Es heißt sich laut und unzweideutig losgesagt von allem dem, was in der Volksversamlung auf der Pfingstweide in Frankfurt und was anderwärts in ähnlicher Weise gedacht, gesprochen und gethan worden ist. Wer das jetzt nicht thut, wer jetzt nicht seinen tiefen und unauslöschlichen Abscheu gegen das wühlerische Treiben aus-

spricht, welches nunmehr wie längst von allen Verständigen vorausgesagt wurde, wirklich zum Morde geführt hat, wer es nur wagt, ein Aber hinzuzusetzen, wenn die Gesinnung, aus welcher diese Mordthat geflossen ist, als die fluchwürdigste Tyrannei bezeichnet wird, den trifft unsere tiefste Verachtung, und seine etwa künftige Sinnesänderung müßte sich in sehr wichtigen Augenblicken und ganz besonders schweren Gefahren erprobt haben, wenn diese Verachtung nicht eine lebenslängliche, eine unauslöschliche sein soll. Diejenigen Jammergestalten aber sind der allertiefsten Verachtung verfallen, welche heute schweigen und die Achseln zucken, und etwa später, wenn die Sachen einmal wieder anders stehen sollten, als heute, es sich gelüsten ließen, so zu sprechen, wie wir heute sprechen.

Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib tödten aber die Seele nicht mögen tödten; fürchtet euch vielmehr vor dem, der Leib und Seel verderben kann in die Hölle.

Vier Tage in Frankfurt.

(1848)

Das freundliche, heitere, behagliche Frankfurt im Belagerungszustande! das sorglose, bequeme, freie Frankfurt unter dem Kriegsrechte! Wer denkt dabei nicht an Examinieren, Pässevisitieren, Visitieren, an

einen düstern Ernst und finstere Stille, die über der ganzen Stadt schwebten, an bange Gesichter und öde Straßen, vielleicht gar an Arretieren und Füsilieren? Und wirklich gestanden uns Manche, welche den Reden der Linksten in der Paulskirche, die voll sind von „Reaction, Kanonenherschaft und Säbelregiment“, aus den Zeitungen heraus aufmerksam und ängstlich zugehört hatten, daß sie nicht ohne ein gewisses Gefühl der Beklommenheit durch die Thore der einst so friedlichen Stadt in dieselbe eingefahren seien. Der Schreiber dieser Zeilen, welcher so wenig wie Eisenmann „eine Reaction sieht“, als allein diejenige, welche uns durch die rote Republik zugeführt werden könnte, fuhr sorglos wie früher von der Friedberger Warte herab der alten Mainstadt zu; aber freilich, eben als er bei dem Anblicke von Bethmanns Landhaus sich des heitern und glänzenden Festes erinnern wollte, welchem er gerade vor zwei Jahren in den prachtvollen Räumen dieses Hauses beiwohnte, fuhr ein Schauder des Todes durch seine Seele: im Augenblicke rollte der Wagen über die Stelle der Friedberger Chaussee, über welche Lichnowsky und Auerswald vor zwei Wochen auf ihrem Todesritte hinübergesprengt waren; in demselben Salon, in welchem damals eine mehr als fürstliche Gastfreiheit die feinsten Genüße des leiblichen und des geistigen Lebens versammelte, lag kaum zwei Jahr später ein gräßlich zerfleischtes Opfer communistischer Mordsucht! Ein Blick aus dem Wagen — und über dem herbstlichen Bunt der Gartenbäume ragte

in der Entfernung das Dach des Schmidtschen Gartenhauses hervor.

Und eben diese Germanistenversamlung im Herbste 1846 — ist sie so ganz unschuldig an dem hier vergoßenen Blute? Damals wurde zuerst die Schleswig-Holsteinische Angelegenheit öffentlich vor den Ohren und Augen von ganz Deutschland verhandelt, und nicht allein Begeisterung, sondern auch Aufregung, ein falscher, wenigstens ein unbesonnener Enthusiasmus für diese Sache erweckt; ich vermochte mich damals während der Verhandlungen über Schleswig-Holstein eines höchst unheimlichen Gefühles nicht zu erwehren, schrieb es aber auf Rechnung meiner Misbilligung, daß der in jener Versamlung allein zuläßige Weg der Wißenschaft verlaßen und der gefährliche wenigstens unberechtigte Pfad der Politik eingeschlagen worden war; heute wäre ich fast geneigt, in jener widrigen Empfindung eine Vorahnung der Begebenheiten unserer Tage zu sehen. Damals nahm man die deutsche Rechts-, Geschichts- und Sprach-Wißenschaft zum Vorwande, um die Politik über Schleswig-Holstein zur Verhandlung zu bringen; jetzt nimmt wilde Empörung Schleswig-Holstein zum Vorwande, um einen scheußlichen Mord zu begehen, und Deutschlands Ehre auf immer zu schänden.

Das waren keine tröstlichen Betrachtungen, mit denen mich der Wagen an dem berüchtigten Essighaus vorbei, über die Stellen der Barrikaden hin nach der Zeil führte. Vor der Constabler Wache glimmte ein erlöschendes Bivouakfeuer — die österreichischen weißen

Röcke wurden in großer Anzahl im Halbdunkel des frühen Morgens sichtbar; auf der Post war ein Passagierzimmer zur Wachtstube eingerichtet und von Frankfurter Bürgerwehr besetzt. Weiter unten Wachtfeuer vor der Hauptwache und auf dem Roßmarkt — kurhessische Artillerie auf dem Paradeplatz, preußische auf dem Roßmarkt aufgefahren; vor dem englischen Hofe zwei Compagnien des 35. preußischen Infanterie-Regimentes auf dem Bivouakstroh liegend — die zusammengesetzten Gewehre blitzten im Widerschein der Wachtfeuer. — Hätten die Linksten doch Recht? Kanonenregiment? Säbelherrschaft? Reaction?

Doch nein! der helle Tag verscheuchte alsbald die Schatten der Dämmerung; Frankfurt erwachte, und war so unbesorgt und so heiter, so geschäftreich und beweglich, wie sonst; Pässe wurden nicht gefordert und nicht visiert, nach Waffen nicht visitiert und vollends niemand arretiert; Schildwachen überall, aber nirgends ein Werda? Die Gemüseweiber saßen unten am Hirschgraben und auf dem Markt und am Dom eben so ruhig im unruhigen neuen deutschen Reich, wie ihre Vorgängerinnen in dem ruhigen und an seiner Ruhe zu Grunde gegangenen alten deutschen Reich dort gesessen hatten; die glänzenden Läden waren geöffnet wie ehedem, und die Inhaber derselben meinten, wenn der gegenwärtige Zustand der Sicherheit fortdauere, würden sich die Käufer schon wieder einfinden; die Omnibus der drei Eisenbahnen brachten Fremde und holten Fremde ab, wie vor einem Jahr und vor zwei Jahren — und die Fiaker waren, wie sonst, in steter

Bewegung; nur die glänzenden Equipagen rollten, wenn schon etwas häufiger als vor sechs Monaten doch seltener durch die Straßen, als in jenen Zeiten, da die Kaiser von Rußland und die Königinnen von England reisten. Dafür ein anderes Schauspiel: eine Abteilung Husaren durchritt die Straßen, gefolgt von einem Haufen Neugieriger, welche die glänzenden Uniformen und die roten Kalpaks bewunderten, eben wie in dem kleinsten friedlichsten Städtchen; ein Fremder wandte sich mit der sehr unschuldigen Frage an mich, ob diese prachtvollen Ungarn etwa die von Wien aus dem Erzherzog-Reichsverweser mitgegebenen Ehrengarden seien? Und der alte Soldatengeist des Stammes regte sich auch in mir; ich antwortete in der That nicht ungern: es sind Kurhessen. Aber der kurhessische Husarenstolz hielt nicht allzulange an: ich gieng meinen gewohnten ersten Frankfurter Gang nach der Stadtallee, wo sie „den alten Herrn Goethe" hingestellt haben — und ach! jetzt fühlte auch ich den Belagerungszustand von Frankfurt eben so, wie die Linksten in der Paulskirche! Hatten mir nicht meine Husaren-Landsleute ihre Blockhausställe in der Stadtallee aufgeschlagen, dicht vor dem Angesichte, oder genauer gesagt vor der Nase des alten Herrn Goethe! nur der Rücken war noch sichtbar: es kam mir vor, als schämte er sich seiner Vaterstadt, in die er sonst so frei und stolz hinein geblickt hatte, daß auch sie ergriffen worden sei vom Zeitfieber der Barrikaden. Die Frankfurter Müßigen und ziemlich viel Fremde umstanden das Bretterhaus der hessischen Husaren, wie sie sonst Goethes Statue um-

standen hatten, und sahen dem Putzen der Pferde oder des Lederzeugs ziemlich mit denselben Mienen zu, mit denen sie sonst die Erztafeln am Fußgestell der Bildsäule angeschaut hatten. Auf ein wenig Reaction wurde ich übrigens auch bei derselben Gelegenheit aufmerksam: Wer vor drei bis vier, fünf Wochen in Frankfurt gewesen war, vermißte jetzt die damalige Herschaft des Souveräns der Gaße, wo schmutzige Straßenbuben die Rolle der Herren, und die Behörden — nun, wenigstens nicht die Rolle von Männern spielten, und Reisende, welche aus thüringischen oder kurhessischen Städten oder von Berlin kamen, bemerkten allerdings, daß es dermalen hier in Frankfurt ganz anders sei, als es dort bis auf den heutigen Tag ist. Von den dort noch immer üblichen Liedern „es lebe die deutsche Republik“ (oder die rote Republik), „allgemeine Anarchie“, „die Aristokraten wollen wir braten“ oder vom Heckerliede hörte man nichts mehr, von Ungeberdigkeiten und Schimpfen auf der Straße bemerkte man nichts mehr, und vom Fenstereinwerfen sah man nichts mehr. Ja, es war sogar der größte Theil der Bärte, der abenteuerlichen Demokratenhüte und Helme, es waren die roten Tücher, die roten Bänder, die roten Federn der roten Republik völlig verschwunden; selbst Turnerkleider sah man nur an Knaben von weniger als zehn Jahren.

Ich wandte mich nach der Paulskirche, um der eben beginnenden Sitzung (der neunzigsten) beizuwohnen. Der erste Anblick war — eine Compagnie Oestreicher auf dem Paulsplatze, welche eben ihre Gewehre

luden; klirrend fielen die Ladestöcke in die Läufe, und der Ton dieses Klirrens wollte mich nicht verlaßen, nachdem schon längst die Thür der Kirche sich hinter mir geschloßen hatte — er hat mich auch jetzt noch nicht verlaßen. Wie weit ist der Friede von Deutschland gewichen, daß seine Reichsversamlung durch geladene Gewehre geschützt werden muß! — ich hörte nicht allein den schon vorhandenen, ich hörte mehr noch den zukünftigen deutschen Bürgerkrieg in diesem drohenden Klirren!

Doch, wir treten ein, und werden von den Aufsehern der Zuhörer-Tribünen aus den zum Hören und Sehen günstigeren Positionen rücksichtslos immer weiter nach oben und nach hinten gedrängt, bis wir endlich nach längerem Suchen und Hin- und Her-Rücken einen Platz erobern, der uns wenigstens leidlich zu sehen, wenn auch nicht sonderlich zu hören erlaubt. Bekanntlich sind die nur durch Einführung von Seiten eines Abgeordneten zugänglichen Zuhörer-Tribünen auf der Seite der Rechten, und zum Hören wol die ungünstigste Stelle in der ganzen Paulskirche; die für die Damen reservirten Plätze liegen auf der linken Seite, und sollen merklich beßer zum Vernehmen des Gesprochenen geeignet sein — also ein doppelter Vorteil für diese Tribünen füllenden Damen, deren Mehrzal der republikanischen Linksten geneigt sein soll. Viel mehr Vorteile bietet die Gallerie, wovon wir uns in einer späteren Sitzung überzeugten.

Die Augen überfliegen den weiten Raum: fern von uns, gegenüber, die äußerste Linke, Mann an

Mann geschaart, die Mehrzal mit mächtigen Bärten — die jedoch, beiläufig gesagt, zu unserer heutigen Kleidertracht in einem wunderlichen Contraste stehen, und den bebarteten Personen nichts weniger als den Ausdruck einer frischen, kühnen Naturkraft, sondern vielmehr der ungeschlachten Halbcultur geben. Näher, die Linke, das linke, das rechte Centrum — durchgängig wol besetzt, wenn schon fortschreitend etwas mehr gelichtet, als die äußerste Linke, die übrigens zusammen nach unserer Zählung kaum 90 Köpfe auszumachen schien. Endlich, dicht vor uns, die Rechte — auffallend dünn besetzt, mitunter nur drei und vier Personen auf einer Bank; ja, Hrn. Döllinger aus München sahen wir mit nur einem Nachbar, Hrn. v. Vincke aber und einen gewissen Hrn. v. Wedemeyer jeden ganz einsam auf einer Bank sitzen. Die Gesamtzahl der anwesenden Reichstagsabgeordneten mochte 330 — 340 nicht übersteigen.

Die Augen aller eintretenden Fremden richteten sich zunächst nach dem Präsidentenstuhle und suchten den Mann, welcher in den letzten Monaten einen so überwiegenden Einfluß auf das Geschick unseres Vaterlandes geübt hat. Auch unsere Augen nahmen dieselbe Richtung, um ihn wiederzuerkennen, wiederzufinden — wiederzufinden die zusammengefaßten, ernsten, fast finstern aber entschloßenen Gesichtszüge des ehemaligen, anscheinend wenig bedeutenden Deputierten der darmstädtischen zweiten Kammer auf dem Präsidentenstuhle der deutschen Reichsversamlung. Welcher Umschwung der Dinge und welche Entwickelung der Charactere

im Laufe von kaum vierzehn Jahren! Gelegenheit zu Thaten schafft Männer der That, und Heinrich von Gagern — man sieht, man hört es ihm an, fast bei jeder Bewegung, bei jedem Worte, ist ein Mann der That; er ist Herr seiner Stellung und Meister in der Leitung der Verhandlungen einer nicht allein überhaupt noch wenig disciplinierten Versamlung, sondern einer Versamlung, von der ein Theil, wie es uns schien, absichtlich darauf ausgeht, jede Auctorität, und vor allem die ihres Präsidenten, zu brechen. Aber freilich, auf lange Zeit hinaus würde auch ein Riesenkörper und ein Riesengeist den fast übermenschlichen Anstrengungen, welche die Präsidentenschaft erfordert, nicht gewachsen sein, und Herr v. Gagern sehnt sich, wie man sagt, von seiner Stellung entbunden zu werden. Kommt es dazu, dann ist sein Platz im Reichsministerium, und unser Vertrauen zu der Centralgewalt würde durch Gagerns Eintritt in das Ministerium nicht wenig Zuwachs erhalten. Aber ein Präsident für die, wahrscheinlich noch längere Dauer der Reichsversamlung?

Bisher waren unsere Zweifel, ob sich überhaupt ein geeigneter Präsident außer Gagern finden werde, sehr stark; v. Andrian haben wir nicht gesehen, und er ist ohnehin entfernt; v. Soiron schien uns, und wie wir vernehmen, auch der Mehrzahl der Abgeordneten kein zulänglicher Charakter, um die Präsidentur zu führen: an ihm hatte die Linkste ihre autoritätbrechende Taktik mit nur zu großem Erfolge geübt; v. Hermann, uns vom Anfange an bedenklich, war unmöglich ge-

worden, und doch kamen im Mai, im Juni, im Juli, im August, im September, immer dieselben Namen bei der Wahl der Vicepräsidenten zum Vorschein. Der October endlich brachte die Herren Simson und Riesser als Vicepräsidenten. Der Erste, mit den scharfen, kalten Gesichtszügen seiner Nation, hat durch die Weise, wie er in der folgenden, äußerst stürmischen 91. Sitzung das Amt des Vorsitzers führte, durch seine Ruhe, seine Festigkeit und überlegene Entschiedenheit, der Zweite durch sein Auftreten in der Diskussion über das sogenannte Hochveratsgesetz unser volles Vertrauen gewonnen. Wird Hr. Riesser die Gesinnung, den kernigen Charakter, den sein Rede zeigte, auch auf dem Präsidentenseßel geltend zu machen wißen, so können wir der Reichsversamlung zu einem solchen Führer ihrer Verhandlungen nur Glück wünschen.

Und die Verhandlungen selbst? Wir traten, durch die endlosen Beratungen der Grundrechte zum Voraus abgespannt, mit geringen Erwartungen, ja mit großen Zweifeln und Bedenken — wir können es nicht zurückhalten: wir traten beinahe mit dem Gefühle der Trostlosigkeit in die Reichsversamlung. Denn wo blieb die Verfaßung des deutschen Reiches, auf welche wir seit den Merztagen dieses Jahres, mit neuer Hoffnung und mit stärkerer als in den Tagen unserer Jugend, unsere Blicke gerichtet hatten? wo blieb das deutsche Reich? Drohete es nicht abermals unter den Reden und Worten, unter den kleinlichen Eitelkeiten und Sonderinteressen unterzugehen? Hatten doch die Ereignisse des 18. September nicht vermocht, der Reichsversamlung,

wie wir gehofft hatten, wie mit einem Schlage eine andere Stimmung und Haltung zu geben! —

Die erste Sitzung, welcher wir beiwohnten, war nicht eben geeignet, das Gefühl der Trostlosigkeit von uns zu nehmen. Nachdem Hr. Riesser eine kurze, aber eben so angemeßene als ansprechende Rede zum Antritt seiner Vicepräsidentur, zu welcher er Tags vorher in seiner Abwesenheit erwählt worden war, gehalten hatte, erhielt Hr. Wichmann das Wort, um einen, wie es uns schien, ganz angemeßenen Antrag zur Beschränkung der namentlichen Abstimmungen, dieses zeittödtenden, meist nur von der Linken und Linksten in Antrag gebrachten und durchgesetzten Verfahrens, zu begründen. Es wurde discutiert, und der Antrag — mit einer Mehrheit von nur 7 Stimmen für nicht dringlich erklärt, so daß derselbe seinen Weg durch die Abteilungen zu nehmen hat. Also abermals Zeit verloren! Einer der heftigsten Gegner des Antrags war Hr. Venedey, welchen wir auch später noch zu hören Gelegenheit hatten; sein Talent zu reden schien uns nicht einmal der Form nach bedeutend — der Inhalt bestand aus nicht viel mehr, als aus Redensarten, oft sehr gewöhnlichen — und stach gegen sein Talent zu schreiben merklich ab. Nicht unwichtig aber war das von ihm abgelegte Geständnis, daß die dermalige Minorität der Reichsversamlung, die Linke und Linkste, sich in einer äußerst schlimmen Lage befinde, folglich alle Mittel anwenden müße, um die Majorität wieder zu gewinnen; daß sie der Majorität auf alle Weise zusetzen müße, um sie zu nöthigen, ihren Standpunkt zu verlaßen.

Darauf begann eine der endlosen Beratungen über die Grundrechte. Von dem Charakter einer deutschen Reichsversamlung war in dieser Beratung wenig zu bemerken, vielmehr trug sie ganz die Farbe der Discussionen in der Ständeversamlung irgend eines kleinen deutschen Landes. Einzelnheiten vollauf, aber gar keine beherschenden Gesichtspunkte; dazu dann Redensarten vollauf, aber sehr wenig Eingehen auf den Gehalt der Dinge; manche der Redner traten augenscheinlich nur auf, um sich hören zu laßen, um die Versamlung oder noch mehr um die Galerie mit allerhand Schlag- und Stichwörtern, mit Phrasen und Trümpfen zu unterhalten, wie denn auch Hr. Ziegert (aus Minden) für seine Schilderungen vom Jagdrecht und den Jagdprocessen u. dgl., die wir vor siebenzehn Jahren schon ebenso und zum Theil viel beßer gehört hatten, ein lautes von der Linken bis zur Galerie aufsteigendes Bravo erntete; Hr. Rösler von Oels spielte den Trumpf aus: „wenn man es auf lange Processe wolle ankommen laßen, so werde das Volk kurzen Proceß machen", und auch diese Phrase, welche uns an die widrigsten Zustände der ehemaligen Ständeversamlungen erinnerte, erntete ihren Beifall. Eben so Hr. Schlöffel, welcher einige Komik zu producieren suchte, die im Verein mit seinem gewaltigen Barte allerdings einen burlesken Eindruck machte, und in einer müßigen Gesellschaft, in welcher es mit Bildung und Ausdruck nicht allzu genau genommen würde, nicht ganz übel an ihrem Platze gewesen wäre; aber in der deutschen Reichsversamlung? Von der Aufmerksamkeit,

mit welcher nach den Zeitungen die Vorträge der Herrn Wachsmuth, v. Trützschler u. a. in dieser Sitzung sollen angehört worden sein, haben wir nichts bemerkt; der allgemeine Ausdruck der Gesichter in der Versamlung war der — der langen Weile, und es blieb nicht bei den Gesichtern: wir sahen mehrere Deputierte zumal des rechten Centrums, unter ihnen einen uns bekannten Schleswiger mit sehr wenig verhehlten Zeichen der Ungeduld, zwischen den Bänken auf und abgehen. Vater Jahn mit dem langen grauen Barte, dem umgeschlagenen weißen Kragen und dem schwarzen Käppchen stand im Hintergrunde des linken Centrums, auch nicht als einer der Geduldigsten — er stand und saß, und gieng und kam. Wirkliche Aufmerksamkeit erregte allein die Rede des Hrn. v. Vincke, welcher nur, wenigstens für die Zuhörer, viel zu schnell spricht, (ein Fehler, welcher vielen Abgeordneten eigen und und namentlich bei den Jüngeren ganz natürlich ist, aber bei der Bauart der Paulskirche sehr nachteilig für das Verstehen wirkt), so daß einige seiner Pointen, wie z. B. gleich der erste, höchst treffende über die Frau Penelope, welche alsbald wieder auftrenne, was sie so eben gewebt habe, wie es auch die Nationalversamlung in einer Ablösungsfrage zu machen im Begriffe stehe, uns entgiengen. Es that wol, nachdem man so viel Nichtssagendes, Triviales, Ungehöriges vernommen hatte, nun endlich einmal etwas Inhaltreiches, zur Sache Gehörendes und die Sache Förderndes zu hören; man hörte einen Geschäftsmann, einen Staatsmann, während man bisher fast nur Sprecher gehört

hatte. Ob wol v. Vincke sich im vorigen Jahre während er im weißen Saale in Berlin saß, sich die Stellung als möglich gedacht hat, die er in diesem Jahre in der Paulskirche zu Frankfurt einnimmt? Wir können es kaum glauben, mußten uns aber diese Frage immer von neuem vorlegen. Welche ganz andere Stellung würde Preußen zu den Ereignissen dieses Jahres gehabt haben, und noch jetzt haben, wenn die Camphausen, Hansemann, Beckerath, Lichnowsky, Vincke, Schwerin durch ihre heftige und oft feindselige Opposition im vereinigten Landtage nicht die öffentliche Meinung gegen die preußische Regierung, gegen den König, geweckt, ja gewissermaßen herausgefordert hätten? Und welche ganz andere Stellung würden sie selbst in der deutschen Reichsversamlung eingenommen haben?

Außer Vincke ragte aus der Rechten nur Einer durch Entschiedenheit des Charakters, die sich in woltönender, kräftiger, ernster Sprache kund that, hervor — Plathner aus Halberstadt, auch durch seine ansehnliche Gestalt ausgezeichnet; die Uebrigen hielten sich fast durchaus schweigsam. Radowitz war abwesend, und Lichnowsky — wer hätte nicht mit tiefer Wehmut, nicht allein um ihn, sondern mehr noch um das in ihm an seiner innersten Ehre gemordete Vaterland nach der Stelle hingeblickt, wo er zu sitzen pflegte?

Ich konnte nicht länger widerstehen; ich verließ die Sitzung, um einstweilen auch die Stätte zu besuchen, wo das edle Blut unter den Mörderfäusten von Trunkenbolden und Taugenichtsen, die man gern Kanibalen nennen möchte, aber Deutsche nennen muß,

geflossen war. Indes die heftigste Erbitterung, die tiefste Empörung erregte es in mir, als ich bei einem zweimaligen Besuche der Mordstätte mehreren Fremden, welche dem gleichen Ziele zu wanderten, die Mörder und die heillose Anstifterin des Mordes, die berüchtigte Frau Zobel, die blutrot bebänderte tägliche Besucherin der Paulskirche, wiederholt als Kurhessen bezeichnen mußte. Ein schmaler Fahrweg führt rechts vor dem Friedberger Thore zwischen den Gärten hin fast in gerader Richtung auf den Garten des Kunstgärtners Schmidt zu. Das Thor öffnete sich, und bald wurden wir von dem Besitzer des Gartens denselben Weg geführt, welchen die Verfolgten zu ihrem Verderben eingeschlagen hatten. Durch die Hinterthür des Gartens auf ihren Hülferuf eingelaßen, waren sie durch das Gewächshaus in ihr Versteck geeilt — wir standen in dem engen Kellerraume, in welchem der Fürst sich hinter einem Bretergerüst auf ebener Erde liegend verborgen hatte, und bei dem zweiten, oder vielmehr dritten Suchen der Mörder, wozu ihnen zuletzt der Bursche des Gartenbesitzers auf ihr heftiges Drohen hatte leuchten müßen, „durch ein hervorragendes Stück seines Rockes" entdeckt worden war. Noch waren in dem Graben, in den man Auerswald geworfen, zerstreute Reste der Flintenpfropfen zu entdecken; in die Pappel aber in der schmalen von Schmidts Hause nach Bornheim führenden Allee, an welcher Lichnowsky gemeuchelt worden war, stand jetzt ein L eingeschnitten; der Baum trug mehrere Spuren der Kugeln und auch der Erdboden barg bei aufmerksamer Betrachtung noch

manche Zeichen der gräßlichen That. Wie meine Begleiter, so nahm auch ich Denkzeichen von Baum und Boden mit, zum Gedächtnis deutscher unauslöschlicher Schande für Kinder und Kindeskinder. Es waren milde, schöne Herbsttage, als ich an diesen Blutstätten stand: „die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder willkommener Athem durch das ganze Land. Trauben, mit jedem Schritt und Tage beßer, jedes Gartenhaus mit Reben bis unter das Dach, jeder Hof mit einer großen vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich; man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele“ — so war es; die Natur voll Segen und Frieden, voll Gottesathem und Gottesnähe, und die Menschen — voll Haß und voll Blutgier, voll Wutschnauben und Mordgrimm.

Sehr verbreitet fand ich übrigens die Meinung, als sei das Zusammentreffen der Bockenheimer und Ginnheimer Turner (einer der Brüder Melosch war ein besonders eifriger Verbreiter des Turnerbundes in Bockenheim und der Umgegend, und der Schuster Georg aus Gimheim war der Betreiber des Auszugs der Mordbande) und Sensenmänner mit Auerswald und Lichnowsky keineswegs ein ganz zufälliges gewesen. Daß zumal der Letztere auf Schritt und Tritt während des ganzen Tages ist beobachtet und verfolgt worden, steht außer Zweifel; (eben so wurde ja bekanntlich Heckscher in Wiesbaden, in Soden und nachher in Höchst auf das Genaueste beobachtet, umlauert und umspioniert.) Schon um Mittag als kaum die Sitzung in der Paulskirche beendigt

war, ist seine Ermordung (wenigstens vier Stunden vorher) in Frankfurt erzält worden; die Zahl der ersten Verfolger, hat nach dem was uns der Kunstgärtner Schmidt berichtete, etwa zwanzig höchstens dreißig betragen, bald aber hat sich, unbegreiflich wie? diese Zahl auf einhundert, einhundert und fünfzig und mehr, vergrößert, „als wären sie aus der Erde gewachsen;" während man doch vorher keine herumschwärmenden Banden dieses Gesindels außerhalb der Stadt bemerkt haben will. Das Aufsuchen der Verfolgten ist anfänglich mit solcher ängstlichen Hast betrieben worden, daß nach Schmidts Ueberzeugung das Erscheinen von zehn Mann Militär, zu rechter Zeit, hinreichend gewesen wäre, um die Mordgesellen zu vertreiben und die Versteckten zu retten; waren ja doch später bei dem ersten Anblicke der preußischen Bajonette hinter den Hecken, ehe es nur möglich gewesen war, ihre Stärke zu beurteilen, die fast zweihundert Verfolger mit dem Ausruf: „die Preußen sind da!" wie mit einem Schlage aus Haus und Garten und Umgebung rein verschwunden, als habe sie die Erde verschluckt!

Voll Grauen und Entsetzen standen jüngere Begleiter, aus weiter Ferne, und mir völlig fremd, mit mir an diesen Stätten; „Schande über Deutschland! ewige Schande!" war unser gemeinschaftlicher Ausruf, „aber auch die letzte Schande! setzte einer der Fremden hinzu; es ist der letzte Mord, und Deutschland wird nunmehr die Augen öffnen, um den Abgrund zu sehen, welchem es zutaumelt!" Die letzte Schande? der letzte Mord? entgegnete ich; ich fürchte, es ist

einer der ersten, es ist erst der Anfang des Mordes, der mir in blutigem Anzuge über ganz Deutschland, über ganz Europa begriffen scheint. Jetzt erst wird Deutschland völlig blind! — Und kaum waren wir zurückgekehrt, so empfieng uns die Nachricht von der Ermordung des Grafen Lamberg. Wer aber hätte in dem Augenblicke nicht geglaubt, es würden nun die Deutschen sich gegen die ungarischen Mörder richten? Wer hätte damals Latours Mord nur für möglich gehalten?

Von den übrigen, den Mord Lichnowskys und Auerswalds begleitenden Umständen, wie sie uns an Ort und Stelle erzählt wurden, mag nur so viel erwähnt werden, daß sie keinesweges, wie wir außerhalb Frankfurt haben erwähnen hören, „den Kopf müßten verloren haben;“ sie waren vielmehr durch die Verfolger auf der Friedberger Chaussee zwischen den Gärten vom freien Felde und von der Rückkehr völlig abgeschnitten, und suchten eben auf diesem Seitenwege, der sie zum Schmidtschen Garten führte, das Freie umsonst zu gewinnen. Für den Ortskundigen aber, und zumal für Reiter, trägt die Stelle, wo Lichnowsky, wie es scheint, an fernerer Flucht verzweifelnd, vom Pferde gesprungen ist, den Anschein einer Sackgaße, während allerdings sein nachheriger Todesweg ein vielleicht sehr günstiger Weg zur weiteren Flucht hätte sein können.

Die Erzälungen der Einzelheiten des Straßenkampfes an dem Tage des Frankfurter Aufruhrs und Mordes durchflogen damals Frankfurt noch von einem Ende zum andern; allgemein war es Sonntags schon

bekannt gewesen, daß es Montags „losgehen" solle, und es erregte darum die mit so großer Zuversicht in der Paulskirche ausgesprochene Behauptung der Linksten: „der Aufstand sei ein ganz zufälliger, unvorbereiteter, planloser gewesen," entweder Gelächter oder zornige Erbitterung. Nur das wurde zugegeben, daß der Aufstand zu früh für die Planmacher ausgebrochen sei; man hatte auf die Abstimmung über den Waffenstillstand nicht schon am 16., sondern erst am 18. September gerechnet, und am 19. sollte die allgemeine Erhebung in und um Frankfurt, sollte Struves Einfall, sollten Aufstände in Wien und Berlin, am Rhein u. s. w. stattfinden und einander die Hände bieten. Die unerwartet früh zu Stande gekommene Abstimmung hat den Plan durchkreuzt; jetzt mußte geeilt werden, und in der Eile mag manche sonst ganz klüglich getroffene Vorbereitung verunglückt sein.

Die Frankfurter Bürgerwehr, die an sich vollkommen stark genug gewesen wäre, das Barrikadenbauen zu verhindern, ja vielleicht den ganzen Aufstand im Keime zu ersticken, ist nur in ihren oberen Schichten (die reitende und die s. g. Weißhaarbüsche), in ihren unteren gar nicht auf das Allarmzeichen erschienen. Zu eigentlichen Kämpfen auf Leben und Tod halten wir überhaupt keine Bürgerwehr, welche es auch sei, fähig, nicht einmal berufen, und wenn man gleich die Einwendungen mancher Frankfurter Bürgerwehrmänner gegen das geforderte Erscheinen, welche von ihrem Haus- und Familienstand hergenommen sind, nicht unverdient verlachte und verspottete, so sind uns diesel-

ben doch nicht allzu lächerlich vorgekommen. Die Bürgerwehr hat eine falsche Stellung, wenn man sie über gewöhnliche Ruhestörungen in sonst friedlichen Zeiten hinaus verwendet; so wie es eigentlichen Straßenkampf gilt, ist das Militär, und nur das Militär am Platze. Noch weniger lächerlich aber erschien uns die, von sonst wackern Männern gehörte Entschuldigung: es sei sich auf keinen Nebenmann im Glied, auf keinen Vordermann, auf keinen Hintermann, zu verlaßen gewesen — sie würden entweder, wären sie auch gekommen, keinen Fuß gerührt haben, oder wieder davon gegangen oder gar zum Feinde übergelaufen sein, so daß der Pflichtgetreue geradezu im Stiche gelaßen worden wäre; an „Pflicht" solle man doch jetzt nicht denken, es hersche ja nur Selbstsucht und Willkür. — Daß das eine traurige Wahrheit sei, hatten freilich die Ereignisse schon bewiesen, indem nicht wenig Bürgerwehrmänner auf den Barrikaden und hinter denselben erblickt worden waren.

Ueber das geringe Maß von Mut, welches den Aufrührern beigewohnt hatte, war nur eine Stimme, und zahlreiche Thatsachen wurden angeführt, welche namentlich die Anführer (Metternich, Esselen, Rainack) in das kläglichste Licht setzen. Von diesen Letztern hat wol kein einziger auf einer Barrikade gestanden, höchstens hinter denselben, wo sich auch eine andere große Menge sauberen Gelichters aufhielt, um loszubrechen wenn keine Gefahr mehr wäre. Die Tollkühnen wurden vorausgeschickt, und deren sind denn einunddreißig gefallen, unter ihnen sechs Kurhessen, drei aus dem

Fuldaischen, drei aus dem Hanauischen. Der beste Trost der zum Aufruhr herbeigeführten Rotten ist stets der gewesen: „die Truppen (Kurhessen, Oesterreicher) werden nicht schießen!“ und diese Hoffnung auf das Nicht-Schießen hat mitunter zu den armseligsten Lächerlichkeiten geführt. Die erbetene Waffenruhe um 5 Uhr ist ohnehin nur dazu erbeten, wenigstens benutzt worden, um den Führern die Möglichkeit zu verschaffen, sich aus dem Staube zu machen. Desto weniger hat es an hochtönenden Redensarten gefehlt, wohin z. B. die schöne Phrase des bis zu dem Aufruhrtage durch seine Kleidung wolbekannten Abgeordneten Rösler aus Oels gehört: „o, daß doch eine dieser preußischen Kugeln käme und mich niederstreckte! daß doch dann mein blutiger Leichnam durch die Straßen getragen würde, und dieß unserer Sache zum Siege verhülfe!“ welche auch schon von der deutschen Zeitung berichtet mir aber von einem Ohrenzeugen mitgetheilt worden ist, so daß über die Richtigkeit der Thatsache gar kein Zweifel obwalten kann. Zarte Frauenzimmer sprachen auch wol noch von den „Soldaten, den Barbaren,“ welche in die Häuser geschoßen und die Fenster, Spiegel, Gemälde zertrümmert hätten, und wenn man fragte, warum das? was war geschehen, daß sie in die Fenster schoßen? so erhielt man aus süßem Munde die Antwort: o nichts! es war nur ein Hauptmann, ein Lieutenant und drei Gemeine von hier aus erschoßen worden! — Sonst aber war man der großen Mehrzahl nach mit diesen „Barbaren“ in Frankfurt recht wol zufrieden, und namentlich rühmte man

ganz allgemein „die Manierlichkeit der Preußen, die man sich so gar nicht vorgestellt hätte!“ Freilich, eine dauernde militärische Besetzung der Stadt sieht der Frankfurter nicht gern, und die wie es schien auf den Winter berechnete Einrichtung der Husarenbaracke, so wie das Errichten von ähnlichen Baracken an den Thoren, wurde mit einigem Achselzucken bemerkt. Mir erregte es eigentümliche Empfindungen, wenn ich Abends an den östreichischen Wachen vorüber gieng und die Soldaten ihre böhmischen Lieder in fremdartigen, schwermütigen Melodieen singen hörte: Tschechen waren es, welche das junge deutsche Reich gegen deutsche Aufrührer zu verteidigen hatten! Allgemein wurde übrigens von Officieren und Soldaten der große Vorteil anerkannt, welchen das Zusammenstehen verschiedener Truppen für die Kräftigung eines gesetzlichen Sinnes, einer gesunden deutschen Stimmung im Heere schon gebracht habe und täglich in gesteigertem Grade bringe. Die treulosen Schmeichlerreden der Frankfurter Republikaner sollen, so wollte man wißen, vor dem 18. September bei gewissen Truppentheilen nicht ganz ohne Erfolg geblieben sein, wenn derselbe auch ein mehr vereinzelter gewesen ist; das vierzehntägige Zusammenstehen in Frankfurt, wo sich Kurhessen und Darmstädter (Chevauxlegers und Scharfschützen, welche letztere die ständige Wache an der Paulskirche bildeten), Würtemberger und Baiern, Preußen und Oestreicher zusammen fanden, hatte diese Erfolge bereits vollständig ausgelöscht. Auch daß sogenannte militärische Schauspiele viel mehr sind als bloße Schauspiele, sah man

an dem glänzenden Empfange des einrückenden (aus Holstein kommenden und zur Besatzung der Umgegend bestimmten) großh. hessischen vierten Infanterieregiments, welches von dem Erzherzog-Reichsverweser an der Spitze eines zalreichen Gefolges eingeholt wurde: der erhebende Eindruck dieses Empfangs wurde uns von Soldaten anderer Truppentheile mit kräftigen, nachdrücklichen Worten geschildert.

Doch wir brechen unsere Betrachtungen der Frankfurter Zustände ab, um noch einmal in die Paulskirche zurückzukehren.

Die Vorgänge der 91. und 92. Sitzung sind bekannt, aber wem sie nur aus den Zeitungen bekannt sind, der macht sich wol schwerlich einen nur annährend richtigen Begriff von der kochenden Leidenschaft, von der nur mühsam verbißenen Zerstörungs- und Vernichtungslust — wir möchten beinahe sagen; von der Vernichtungswut — welche dabei zu Tage kam. Abgesehen von den besonderen Veranlaßungen trug das ganze Verfahren der äußersten Linken am 5. October den offenen Anschein, den Vicepräsidenten Simson gleich von vorn herein in seiner Autorität zu knicken, ihn zu reizen, ihn aus dem Gleis zu werfen und „unmöglich" zu machen. Dieses Andringen, dieses Hinanspringen an den Präsidentensitz, dieses heftige, beinahe wilde Anschreien, dieses herausfordernde, ja drohende Geberdenspiel, diese aber- und abermal wiederholten Angriffe auf die Handhabung der parlamentarischen Ordnung, auf die Stellung der Fragen u. s. w. muß man gehört und gesehen haben, um die Sicherheit, die Festig-

keit, die Ruhe dieses Neulings auf dem Präsidentenstuhl würdigen, um sie bewundern zu können. Und die Leidenschaft selbst, welche von dieser „Zukunft Deutschlands“ zur Schau getragen wurde, welches Antlitz trug sie? Wir wünschten sagen zu können, wenn auch ein furchtbares, doch ein erhabenes, wenigstens ein großes; gerade unsere persönlichen, individuellen Sympathieen würden einer solchen Leidenschaft, trotz aller politischen Antipathie gegen die Träger derselben, nicht gefehlt haben. Aber nichts weniger als groß, geschweige denn erhaben, trat dieser Zornmut des jüngsten Deutschlands auf: er hatte nicht einmal eigentliche Bitterkeit, er hatte etwas Saures, Hämisches, Giftiges, und dabei etwas zwischen dem Zorn des Mannes und dem Erbostsein des Knaben Schwankendes, etwas Ohnmächtiges und eben darum blind um sich Schlagendes an sich, es fehlte ihm Würde — er trug auch nicht einen edlen Zug; in einzelnen Momenten beider Sitzungen wurden wir an gewisse Scenen, wie wir sie in gewissen Tavernen wol gesehen haben, lebhaft erinnert. Die heftige Rede des mit der Anklage auf Anreizung zum Aufruhr belegten Simon aus Trier bestand aus Phrasen, die man freilich fast bösartig nennen konnte, die doch aber nicht mehr als eben — Phrasen waren, und erregte nur Widerwillen, die grimmigen Drohworte des augenscheinlich in Zorn kochenden Wesendonk beinahe Abscheu — beide ohne irgend ein höheres, beßeres Gefühl der Theilnahme hervorzurufen. Und nun die Antragsteller Schmidt und Wiesner! Und die Partei, welche diesen An-

trag, dessen jeder Engländer, dessen jeder Franzose in seiner Nationalversamlung sich auf ewig geschämt haben würde, diesen Antrag, bei dem uns das Blut in das Gesicht stieg, mit wildem Bravo bewillkommnete! Wenn sie kein Gefühl der Achtung vor dem Vaterlande, vor der Versamlung in welcher dieser Antrag sich hervorwagte, besaß — besitzt sie denn auch kein Gefühl der Achtung vor sich selbst? Und dann das furchtbare Geschrei der Galerie, von welchem dieses Bravo begleitet wurde! Es war eine Scene, um sich vor dem deutschen Volke, um sich vor sich selbst, der man diesem Volke angehörte, zu entsetzen. Es war das schreckliche, das tödtende Gefühl der Ehrlosigkeit, welches über uns kam, und welches auf der Stelle so tief einbrannte, daß wir der Spuren dieses Brandfleckes uns sicherlich niemals werden entledigen können.

Da trat v. Gagern auf die Rednerbühne herab — und war es unser Vertrauen auf die Persönlichkeit dieses Mannes, waren es die Wahrnehmungen, die wir an seiner Haltung, ehe er und in dem er sich erhob, gemacht hatten, genug, eine sichere Ahnung sagte uns, daß ein Blitz sich entladen werde, durch welchen wenigstens die erstickendsten, die giftigsten Dünste der unheilvollen Atmosphäre zerstreut werden würden. Er sprach das Wort aus, welches mit Felsenlast auf vielen hundert Herzen lag — und es war nicht möglich den Ruf der aus tiefster Seele kommenden Zustimmung zurückzuhalten. Vielhundertstimmiges Bravo ertönte, und Zurufen und Händeklatschen — manche

Zuhörer in unserer Umgebung schienen sich gar nicht wieder faßen zu können — wir unseres Orts konnten jedoch nicht umhin, mitten in der heftigen Erregung, die auch uns ergriffen hatte, der Linksten und ihrer Galeriepartei billige Abrechnung zukommen zu laßen. Waren auch die Rufe für Gagern allein innerlich sittlich berechtigt, waren sie gleich eine sittliche Notwendigkeit — die Grenzen der äußern, parlamentarischen Sitte waren von uns überschritten worden, wie von der Linksten und der Galerie. Und die Folgen blieben nicht aus: mit unserem Bravo mischte sich alsbald ein wütendes Geschrei der Linken samt Galerie — und nun denke man sich fünfzehn- bis sechszehnhundert Kehlen, meist aus allen Kräften: „Bravo!" oder „Herunter!" „zur Ordnung!" rufend, schreiend, brüllend; man denke sich das Klatschen, das Pochen, das Stampfen von dreitausend Händen, dreitausend Füßen neben diesem entsetzlichen Geschrei, welches die ganze Kirche bis zum Ohrzerreißen erfüllte! Die Linkste sprang auf, wie Ein Mann, stand auf den Bänken, umdrängte die Rednerbühne, den Präsidentenstuhl, und die stärksten Rufer (Wesendonk, Schlöffel, Rösler u. a.) donnerten ihr: „zur Ordnung den Abgeordneten von Gagern!" dem Vicepräsidenten Simson mit wahrer Löwenstimme in das Gesicht. Lange dauerte es, ehe Simson nur die Glocke ergriff. Endlich brach diese sich einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick Bahn: „ich werde den Abgeordneten von Gagern nicht zur Ordnung rufen" war die scharf gesprochene Antwort Simsons; und das Geschrei begann von neuem, noch weit

ärger als vorher; neues Anstürmen mitten unter dem Rufen, Schreien, Pochen, Stampfen: „Nein! nein! nein!" war die wiederholte Antwort, mitten unter dem Toben, mit dem Geberdenspiel der allerfestesten Entschiedenheit. Und an diesem Felsen brachen sich wirklich, wenn auch nur allmälich, die hochaufschlagenden Wogen der Zerstörer, wobei freilich der Rückblick auf die Ereignisse des 18. September nicht außer Rechnung zu laßen ist; die Stärke, welche der Partei am 7. und 8. August beigewohnt hatte, besaß sie offenbar nicht mehr. Politisch bedeutend erschien sie uns, als Theil der Versamlung betrachtet, gar nicht mehr, nicht in dieser, noch viel weniger in der folgenden, 92. Sitzung am 6. October.

In dieser Sitzung war bekanntlich die Beratung des Gesetzes zum Schutze der Nationalversamlung an der Tagesordnung. Die Rede des Vicepräsidenten Riesser war der Lichtpunkt der ganzen Verhandlung, aber auch ein so heller, ein so stralender, daß der Eindruck derselben weder durch die zahlreichen, theils unbedeutenden theils aufregenden Reden, welche ihr folgten (Edels und von Vinckes Reden waren jedoch weder das eine noch das andere), noch auch durch die niedrige, wie es uns schien, beinahe absichtlich herbeigeführte Tumultscene geschwächt werden konnte. Wir haben uns schon im Eingang unserer Schilderung über diese Rede ausgesprochen, und da sie nunmehr auch in besonderm Abdrucke vorliegt, so hoffen wir allgemeine Beistimmung zu unserm Urteil, daß dieselbe eine der vortrefflichsten Parlamentsreden sei, die wol je-

mals gehalten worden sind, und wünschten nur, allen Lesern derselben den Ausdruck des sittlichen Ernstes, der tiefen Ueberzeugung, der edlen politischen Gesinnung, welche aus jedem Worte, jedem Tone, jeder Geberde des Redners sprach, bei dem Lesen aus unserer Anschauung heraus mitgeben zu können. Der unangenehmste allgemeine Eindruck war (abgesehen von den vorher bezeichneten Eigenschaften der Linksten und von der herbeigezogenen Veranlaßung, das Wort „Frechheit" von gestern als Rachemittel anwenden zu können) der, daß Mölling, Fehrenbach, selbst Schoder, Venedey und Vogt den Aufstand vom 18. in ihren einzelnen Worten misbilligten und durch die ganze Haltung der Rede doch wieder gewissermaßen in Schutz nahmen. Diese Halbheit der politischen Stellung (auf welche Vincke in seiner Rede auf eine, wie durchaus behauptet werden muß, völlig unverfängliche Weise anspielte) gab auch den Beßern unter ihnen etwas Unsicheres, etwas Unbehagliches, was sich ihrer ganzen Haltung, ihrem Ausdrucke, ihrem Tone sehr leicht abfühlen ließ; die etwas tiefer Stehenden sprachen schon sicherer, aber freilich eigentlich nicht zu der Versamlung, sondern zu dem Souverän der Galerie, zu welchem der Schreiber dieser Zeilen in dieser Sitzung selbst gehörte. Doch war diesmal der Souverän ziemlich stumm, ja theilnahmlos — zudem wollte es das Verhängnis, daß von elf Uhr an ganze Bänke der Galerie von östreichischen, bairischen, preußischen, hessischen Soldaten eingenommen waren. Nur die vordersten Reihen der Galeriezuhörer schienen das

stehende Galeriepublicum zu bilden — diese hielten, wie auch schon in den früheren Sitzungen zu bemerken war, standhaft aus: sie saßen und standen fast unbeweglich, und lockerten sich nur dann, wenn die Tagesordnung zu den Abstimmungen führte.

Daß die häßlichen Worte, welche in dieser Sitzung, allerdings von der äußersten Linken mit Gewalt und Absicht hervorgerufen, von beiden Seiten fielen, in der folgenden Sitzung zurückgenommen wurden, haben wir ziemlich begreiflich, ja wir haben es natürlich gefunden: die ganze Tumultscene dieser Sitzung, so arg dieselbe war, machte auf uns den Eindruck eines persönlichen unedel geführten Streites. Ganz anders war es mit den Auftritten der vorhergehenden Sitzung; daß diese von der Versamlung in der 97. Sitzung „mit Vergeßenheit habe bedeckt“ werden können müßen wir beklagen. Die Reichsversamlung scheint bei diesem Beschluße sich als eine Privatgesellschaft betrachtet und ihre Eigenschaft als Reichsversamlung auf bedenkliche Weise in den Hintergrund gestellt zu haben.

Um nicht langweilig zu werden, schließen wir hier unsern schon allzu lang ausgedehnten Bericht, ohne uns wie wir anfänglich beabsichtigten, auf das Verhältnis der politischen Parteien innerhalb der Reichsversamlung einzulaßen und über unsere Hoffnungen und Befürchtungen zu verbreiten, welche wir aus den manigfachen Beobachtungen, die wir zu machen Gelegenheit hatten geschöpft haben. Es möge genügen, das Resultat auszusprechen, daß wir mit beßern Hoffnungen auf die Zukunft Deutschlands, so weit diesel-

ben von der Reichsversamlung und der Reichsgewalt abhängen, aus Frankfurt geschieden sind, als wir die alte Mainstadt betraten. Ein höheres und schärferes politisches Bewustsein und größere politische Entschiedenheit wenigstens haben wir gefunden, und zwar weit allgemeiner verbreitet gefunden, als wir erwarten konnten. Aber die Bedenken gegen die „Grundrechte", welche wir gegen dieselben von Anfang an gehabt und vielfältig ausgesprochen haben, sind uns nicht benommen, sondern verstärkt worden. Siegen die „Grundrechte", dann ist das politische Bewustsein und die politische Entschiedenheit der Einzelnen definitiv überwunden, und unsere Hoffnung für Deutschland verloren.

Der erste November 1806.

(1848)

Mit diesem Tage hat das alte Hessen ein Ende genommen; das alte Hessen, so wie es seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges, also über einhundert und fünfzig Jahre lang in beinahe ungestörtem Frieden, im sichersten Bestande aller äußern Güter und Ordnungen, im ruhigen und behaglichem Gedeihen aller Stände sich erhalten hatte. Nur eine größere Störung fällt in diesen langen Zeitraum tiefer Ruhe: der siebenjährige Krieg; doch hat selbst dieser Krieg nur in einzelnen Stößen das Land, und zwar außer Kassel fast nur die Grenzbezirke des Landes, gestört und erschüttert, denn z. B. selbst der gefürchtete Brigadier Fischer hat bei weitem nicht das ganze Land mit Plünderung und Brand durchzogen. Der französische Re-

volutionskrieg berührte unser Hessen-Kassel kaum von fern, so wenig wie die gerade hundert Jahr früher mit Frankreich geführten Kriege es berührt hatten.

Es war gar eng und beschränkt, und es war gar still im Lande diese einhundert und fünfzig Jahre lang: was draußen geschah, das wußte man theils nicht, theils kümmerte man sich nicht allzuviel darum; jedermann gieng, ohne rechts und links, ja ohne nur viel rückwärts und vorwärts zu schauen, seinem nächsten Berufe nach. In dem Bürger- und Bauernstande, und in dem letztern ganz besonders, bildete sich in dieser Zeit eine Zufriedenheit und Genügsamkeit, eine Ehrenhaftigkeit und Ehrenfestigkeit, eine Verständigkeit und Besonnenheit aus, wie das alles zusammen diesen Ständen, zumal dem Bauernstande, im sechszehnten Jahrhundert und überhaupt vor dem dreißigjährigen Kriege nicht eigen gewesen war; vor allem aber ist in diesem langen Zeitraume von mehr als vier Menschenaltern das Christentum, das evangelische Christentum erst das warhaftige Eigentum des Bauernstandes geworden. Das war es in der alten katholischen Zeit nicht, das war es auch im Zeitalter der Reformation nicht; es war wol der Besitz, aber noch nicht das innerste, mit dem Herzen verwachsene Eigentum gewesen — die Leute auf dem Lande hatten ihr altes katholisches Christentum nur durch die Geistlichen, und nachher die Lehren der Reformation im Anfange wieder nur durch die Geistlichen, und dazu durch die Fürsten und den Adel. Daher aber, daß jetzt nach der Not und Angst, nach dem Drangsal und Elend

des dreißigjährigen Krieges, Kirchengang und Predigt, Kirchenlied und Katechismus, Gebet in der Kirche und auf dem Felde und im Hause den Leuten lieb wurde wie das eigene Blut und das eigene Leben, lieb und gewohnt und notwendig, wie Eßen und Trinken und Schlafen und Arbeit, daher kam denn auch jene Verständigkeit und Besonnenheit, jene Ehrenhaftigkeit, Ehrenfestigkeit und Zufriedenheit, welche angedauert hat nicht allein bis zu dem Unglückstage heute vor zwei und vierzig Jahren, sondern welche im Ganzen und Großen Gott sei Dank noch andauert bis auf den heutigen Tag. Aber den ersten Sturm auf diese alten guten Zustände hat der erste November 1806 herangeführt; andere kleinere Stürme sind auf diesen ersten Stoß und aus demselben gefolgt, und in unsern Tagen wehen Stürme und drohen Unwetter, gegen welche das hessische Bauernhaus sehr fest verwahrt sein muß, wenn es nicht von Grund aus umgeblasen und hinweggewehet sein will. Doch meinen wir hiermit nicht so sehr das von Holz und Steinen gebaute Haus, obgleich auch diesem schon in unserer Zeit Gefahren drohen, als vielmehr das Haus des Herzens, in welchem die Gerechtigkeit und der Friede, die Zucht und die Sitte, die Ehrbarkeit und die Genügsamkeit wohnt. Ist dieses inwendige Haus einmal wankend gemacht, dann steht das äußere Haus auch nicht mehr auf den festesten Fundamenten, und ist es gar hinweggeweht und zerbrochen, dann wird es kein Menschenalter mehr dauern, bis auch das gemauerte und gezimmerte Haus ein Raub der Zerstörung wird, wie im dreißigjährigen

Kriege. Und der Raub wird ein weit geschwinderer, die Zerstörung eine weit ärgere sein, als damals.

In jene Menschenalter, vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis zum ersten November 1806 fällt die gute alte Zeit wie von ganz Deutschland so insbesondere die gute alte Zeit unseres Hessenlandes, und die gute alte Zeit ist sie, wo nicht allein doch vorzugsweise durch unsern Bürger- und Bauernstand — diese Stände sind im Verlaufe dieser anderthalb Jahrhunderte ohne Frage die besten Stände gewesen, während die andern Stände eben in dieser Zeit mancher Tadel trifft: der Tadel der Gleichgültigkeit und des Leichtsinns, der Eigensucht und der Trägheit, des Dünkels und des Uebermutes (bald auf ihre ausschließliche Weisheit und Gelehrsamkeit, bald auf ihre Macht und Gewalt), Fremdländerei und Genußsucht. Aber geradezu schlecht war es bis dahin in unserm Hessen auch in den andern Ständen noch lange nicht. Manches ist im vorigen Jahrhundert in Verwaltung und Gesetzgebung, in der Rechtspflege und im Steuerwesen bei uns in Hessen-Kassel eingerichtet worden mit aller Stille und Ruhe, ohne Lärm und Pralerei, ohne Volksversamlungen, Deputationen und Sturmpetitionen, aber mit desto mehr Festigkeit, desto mehr Dauer und desto mehr Erfolg, manches was damals ein Muster für fast alle anderen deutschen Länder war, und woran wir noch heute, nach hundert und mehr als hundert Jahren wol etwas zu lernen hätten, wenn wir nicht anfiengen, das Lernen zu verlernen. An die Männer der alten Zeit, welche dergleichen Dinge zu Stande

brachten, denken unsere jungen Geschlechter nun vollends nicht mehr, da wir aber eben an diesem Todestage des alten Hessens an dieses alte Hessen denken, so wollen wir der jungen geschwinden Zeit auch den Namen des Mannes nennen, welchem unser Land den Ruhm seiner Gesetzgebung und Verwaltung in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verdankt; er hieß Heinrich Otto Kalckhoff, und der Schreiber des Volksfreundes wünscht, daß die jetzigen hessischen Gesetzgeber und ihre Thaten über hundert Jahr bei seinen Enkeln und Urenkeln in demselben guten und dankbaren Andenken stehen mögen, in welchem er von seinen Großvätern und Urgroßvätern her den Geheimerath Kalckhoff hält. Der Fürst aber, welcher einen solchen Mann hervorzuziehen, zu schützen und bis an seinen Tod in seinen Aemtern und in seiner Wirksamkeit zu bewahren wußte, war der feste, standhafte, strenge und ehrwürdige Landgraf Wilhelm der Achte, welchem die Franzosen nicht einmal eine ruhige Stätte zum Sterben vergönnten, denn er sah Kassel nicht wieder und mußte in Rinteln, acht und siebenzig Jahr alt, sein müdes Haupt zur Ruhe niederlegen.

Diesen selben Franzosen und dem Franzosenwesen war leider sein Sohn Friedrich II. nur allzusehr zugethan, und daß am Ende die Franzosen über uns Herren wurden, kommt davon her, daß wir an ihrer Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit und — Gottlosigkeit lange vorher ehe sie über uns kamen, Gefallen gefunden hatten. Sind wir also am 1. November 1806 gestraft worden, so sind es die französischen Sünden der

Väter, die erst an den Kindern heimgesucht wurden. Auch daß unter Landgraf Friedrich II. unsere Soldaten für Geld in einen Krieg geführt wurden, der uns ganz und gar nichts angieng, nach Nordamerika, war nicht sonderlich schön, doch verdient die Sache den Lärm nicht, den man darüber, so wie über ähnliche württembergische, braunschweigische u. a. Mietverträge erhoben hat; denn seit dem 15. Jahrhundert, also 300 Jahre lang, war es Sitte gewesen, für Geld im Kriege zu dienen. Am allerwenigsten aber dürfen unsere heutigen Lärmmacher nur ein Wort darüber sagen, weil sie alles, was heut zu Tage ins Werk gesetzt wird, um das Ding zu erreichen, welches sie „Volksfreiheit“ nennen, von der Heckerei im April d. J. bis zur Struvelei im September, und von dem Frankfurter Aufruhr und den Wiener Mordgeschichten bis auf das Fenster- und Thüreinwerfen und die Katzenmusiken herab für Geld thun oder thun laßen, für französische Fünffrankenthaler oder ungarische Ducaten, für Vierundzwanziger oder Fünfsilbergroschenstücke.

Trotzdem allen aber und trotz mancher anderen Uebelstände war es in Hessen, eben auch mit der Regierung und den Beamten unter Friedrich II. und später bis 1806 nicht gerade schlecht bestellt; trotz mancher Wunderlichkeiten, Willkürlichkeiten und vielleicht auch Härten waren unsere Fürsten und deren Beamte in der Hauptsache väterlich gesinnt — wem wäre nicht noch im guten Andenken, daß Kurfürst Wilhelm I. fast alle Beamten seines Landes bis auf die untern herab und sonst viele Landeseinwohner in

Städten und Dörfern persönlich und genau kannte und sich wolwollend mit ihnen über ihre Verhältnisse unterredete? Rechtspflege, Verwaltung, Abgabenwesen hatte alles einen geweisten Weg, war sehr einfach und in der Anwendung sicher und schnell. Wer wußte vor 1806 etwas von den fünf- sechs- ja zehnfachen Wegen, welche seit 1822 bald zum Justizamt oder Landgerichte, bald zur Renterei, bald zum Kreißamt, zur Regierung, zum Obergerichte hin und her führen? Da war ein Amtmann mit vielleicht nur einem einzigen Schreiber, welcher Justizbeamter, Kreißrat, Rentmeister in einer Person war. Und die Kosten? Gegen die jetzigen etwa die Hälfte, und das kaum! Durch Abgaben und Druck des Behördenwesens verarmt sind, das kann man kühnlich behaupten, in den 150 Jahren bis 1806 keine zehn Menschen in ganz Hessenkassel. Genug, es war Frieden im Land, äußerlich, und weit mehr noch innerlich, in den Herzen.

Da kam der erste November 1806 als der eigentliche Störenfried, und schon darum ist es recht, daß auf diesen Tag von Kurfürst Wilhelm I. der jährliche Buß- und Bettag ist verlegt worden, und soll das auch in der Folge, wenn die Verhältnisse der evangelischen Kirche sich einmal völlig geändert haben werden, wie das wahrscheinlich ist, nicht geändert werden. Es lag an den Tagen vorher auf Hessen wie eine schwüle schwere Gewitterwolke: die von der Schlacht bei Jena (14. October) Versprengten zogen und liefen hin und her mit allerlei abenteuerlichen Sagen und Gerüchten; „die Franzosen kommen!“ hieß es schon

seit dem 20. October, und mit einem Male standen sie an der hessischen Grenze, fast vor den Thoren von Hersfeld. Einer hat damals seine Pflicht gethan, und ist dafür ausgelacht worden, wir aber wollen nicht lachen, die wir noch etwas auf Treue und Ehre, zumal auf hessische Soldatenehre halten. Dieser Eine war der Stabscapitän Wilhelm von Rosenkranz vom Füsilierbataillon Todenwart. Mit einem kleinen Commando von etwa zehn Mann stand er im Sieglos (damals hart an der hessischen Grenze gelegen) um die Neutralität von Kurhessen zu wahren. Und als das französische Armeecorps unter Mortier von Bodes und Eitra herüber anrückt, da — zog er sich wol zurück und brachte seine Haut in Sicherheit? o nein, es stellt sich dieser hessische Staatscapitain mit seinen zehn Mann auf der Straße auf, zieht seinen Degen und verwehrt der französischen Armee den Einmarsch. Darüber mag lachen, wer es kann! Die Franzosen, ja, sie lachten, und zogen weiter, und immer weiter, aber uns Hessen vergieng das Lachen je mehr und mehr. Man gieng und lief hinaus, und sah von fern die französischen Bajonette blitzen, und die mit Schimmeln bespannten Kanonen, und Haufen an Haufen, Colonne an Colonne hinab nach Kassel ziehen — es war, als ob der Tod und das Gericht vorüber zöge. Und Sonntag den 2. November, als unsere alten Soldaten von der Garde und Gardegrenadier zurückkamen mit ihren Bärenmützen und mit Thränen in den Augen und mit grimmigen Flüchen auf den Lippen unter ihren gewichsten Schnurrbärten — wie sie mit Fäusteballen

erzählten, daß die Franzosen Kassel eingenommen hätten, daß sie hätten fortgehen müßen ohne einen Schuß zu thun, daß der Kurfürst verjagt sei und sie nun ihre Gewehre „aus Bosheit“ in tausend „Granatenstücken“ zerschlagen hätten, da hab ich — ich war damals noch ein Bübchen von sechs Jahren — zum erstenmal gefühlt, was Vaterlandsliebe und Vaterlandsehre, was Soldatenehre und Soldatentreue ist, aber auch gleich so gefühlt, daß es mich niemals wieder hat verlaßen können, und mich auch über die gegenwärtige böse Zeit, ja in doppelter Stärke hinaus begleiten wird. Und an jedem ersten November muß ich dieser Gardisten und Gardegrenadiere gedenken, und die Namen dieser wackern Bauersmänner, die mich zuerst die Ehre des Vaterlandes und den Schmerz um das Vaterland gelehrt haben, und die nun schon längst unter denselben Linden schlafen, wo auch meine Mutter schläft, gehen leise über meine Lippen.

Seit diesem Tage ist es nicht mehr so, wie es sonst war. Seit diesem Tage ist ein goldiger Apfel um den andern am Baum der Erkenntnis ausgehängt worden, und wenn wir uns auch diese güldenen Aepfel der Politik gefallen laßen könnten, so sitzt doch auch ein Drache dabei, der sie bewacht und sie uns einschmeichelt, und diesen Drachen können wir uns nicht gefallen laßen, denn der heißt Unzufriedenheit mit den gegebenen Zuständen und Ungeduld nach neuen Dingen, gleichviel, was für Dinge es sind, wenn sie eben nur neu sind. Seitdem lernten Viele, zunächst die Studierten, die Beamten, die Vor-

nehmen überhaupt und sodann auch viele Städter, „daß es ja ein Leichtes sei, alles was wir hätten, von Grund aus umzugestalten“; seitdem kamen die politischen Feindschaften und die napoleonischen Gesinnungen auf; seitdem fiengen die Herren an, die alten Gesetze, Gebräuche und Sitten zu verachten, und wollten gern alles französisch gestaltet und über einen Kamm geschoren haben, lachten die Bauern aus, wenn sie von ihren alten Rechten und Gewohnheiten sprachen, hieben ihnen die Lindenbäume in den Dörfern um, unter denen schon die Urväter gesessen und getanzt hatten, brachen die guten schönen Kirchtürme ab und setzten Vogelhäuschen mit grünen Läden auf die Kirchen, daß es ein Spott war anzusehen, verboten den Verkauf der alten schönen Historien auf den Märkten und jagten die Leiermänner weg — alles um der Polizei willen, welche für die „Bildung“ des Volkes und die Sicherheit der Personen zu sorgen hatte — damit nämlich ja nicht ein Lindenast von der mächtig großen Dorflinde oder ein Schieferstein von dem hohen Thurm herabfiele, und jemanden todt schlüge, der nicht unten stünde, oder jemand durch die Fabeln abergläubisch würde, und etwa den Lindwurm des gehörnten Siegfried im nächsten Busche suchte. Dafür hat denn nun nachher die Polizei ihre liebe Not mit den Zeitungen gehabt, welche schlechte Klatscherei, Aufregung und Revolution predigten und jetzt kann sie nicht einmal das Heckerlied und die deutsche Republik verbieten.

Seitdem gibt es manche Hessen, welche diese von den Franzosen und Franzosenfreunden ihnen aufgegebe-

nen Lectionen nur allzu gelehrig lernten, manche Hessen, die nicht mehr ihre Ehre und Freude in der alten Treue und Ehrbarkeit, in der alten Genügsamkeit und Friedfertigkeit, in der alten Ruhe und dem alten Ernste suchen, sondern in dem „Fortschritt mit der Zeit," das heißt, daß sie alles mitmachen, was der Wind daher getragen bringt: und daß sie sogar dem Wind vorauslaufen und neuen Wind in die Welt hinausblasen, daß sie „alles anders" und „von Grund aus neu und beßer" haben wollen, ohne davon doch etwas zu verstehen; daß sie die alte Treue gegen den Landesherrn und den alten Gehorsam gegen die Gesetze verleugnen und verspotten; daß sie sogar das Christentum ablegen wie man einen Rock ablegt und in lichthellen Hemdsärmeln ja als bloße „Menschen," so wie sie aus Mutterleibgekommen sind herumlaufen; Müßiggang, Wirtshauslaufen, Kreischen und Widersetzlichkeit verstehen sich schon bei Manchen gleichsam von selbst.

Viele sind es noch nicht, welche alle diese Wege gehen, diese unhessischen, diese undeutschen Wege; aber die Zahl kann wachsen, und die Schlimmsten unter ihnen haben es geradezu auf einen abermaligen 1. November 1806 abgesehen, wo es eben so wie damals, nur noch viel schlimmer gehen soll. Da soll alles ausgefegt und weggejagt werden, was nur noch deutschen Sinn und deutsche Liebe, hessische Ehre und hessische Treue im Herzen hat; die hessische Soldatenehre soll geschändet und die hessische Soldatentreue aufgelöst und gebrochen werden: trunken in Branntwein und Aufruhr will man unsere jungen Soldaten machen,

deren Großväter am 1. November 1806 ihre Gewehre zerschlagen haben; es soll „reiner Haushalt gemacht werden," also daß auch nicht ein Härchen von der alten Zeit übrig bleibt und sogar die Erinnerung daran in Grund und Boden getreten wird, ja es soll nicht allein bei dem Wegjagen bleiben — es soll und wird an das Todschlagen gehen, an das Morden und etwa auch an das Rauben und Plündern, womit man in Frankfurt, in Pesth, in Wien schon einen guten Anfang gemacht hat. Dazu dann offenbare, laute und allgemeine Gotteslästerung, wie man sie bisher nur halb oder ganz im Geheimen getrieben und gelehrt hat, und damit wird denn auch das Niedertreten von aller Zucht und Sitte nicht weit entfernt sein.

Ein solcher zweiter 1. November 1806 wird uns angedrohet und steht uns bevor. Und wenn wir nicht dazu thun — noch zur Zeit können wir es — daß es dahin nicht kommt, wenn wir nicht den Aufrührern und Aufwieglern das Handwerk legen, wenn wir uns feige zurückziehen und stille schweigen, wenn wir vertuschen, beschönigen, entschuldigen, was öffentliche Kunde, was Fluch und Strafe verdient — dann verdienen wir nichts Beßeres, als daß wir um das letzte Restchen von deutscher Ehre und hessischer Treue gebracht, daß wir in der Schande ersäuft werden, also daß wir diesen Rotten, diesen Metternich und Effelen und Held und ihren Gesellen die Füße küssen, wie auch während der westfälischen Zeit Manche den Franzosen gehündelt und geschwänzelt haben, oder daß wir weggejagt und todtgeschlagen werden von den Melosch und Consorten.

Dann verdienen wir einen abermaligen 1. November 1806. Der erste gieng nur auf die Haut, aber der zweite, darauf können wir uns verlaßen, wird in das Fleisch gehen bis auf die Knochen.

Aber nein! liebe und getreue Hessen! Es soll auch in weltlichen Dingen bis an das Ende unser Wahlspruch sein: Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben.

Wie hat Wien den 18. October 1848 gefeiert?
(1848)

Zwölf Tage, vom 6. bis zum 17. October ist nun Wien in vollem Aufruhr, mit einem in Permanenz (als stets versammelt und stets beschlußfähig, mithin auch unauflöslich) erklärten Reichstage, aber ohne einen in Permanenz erklärten politischen Verstand; mit nur einem Minister, aber desto mehr Polen; mit einer lustigen Studenten-Aula, deren letzte Sorge Oestreich und das deutsche Reich ist, und vielen Literaten für die nach dem von einem Engländer schon vor Jahren gethanen Ausspruche das Vaterland nur in so fern etwas Greifbares ist, als es der Ort ist, um Unruhen anzustiften — aber ohne Kaiser und Regierung; mit hundert tausend Bewaffneten, und wenigstens einer Million tapferer Redensarten, mit außerordentlichem Mute in Adressen und mit großer Furcht vor Auersperg, Jellachich und Windischgrätz; voll Hoffnung auf die Ungarn, die nun schon dreimal gekommen und dage-

wesen und dreimal zugleich nicht gekommen und nicht dagewesen sind; voll Zuversicht auf die gänzliche Zerstörung der östreichischen Monarchie, voll Freiheitsfreude und voll Freiheitsjubel und voll Triumph über die endlich erlangte völlige Gesetzlosigkeit, voll Frolocken über den endlich erzielten schimpflichen Untergang des eigenen Vaterlandes. So hat Wien seinen achtzehnten October gefeiert. Einst werden die Todten bei Leipzig auferstehen, Karl Schwarzenberg wird aus seinem Grabe wiederkommen und Johann Liechtenstein, Ignaz Hardegg und Philipp von Hessen-Homburg; der Erzherzog Karl und der Kaiser Franz werden aus ihrer Kaisergruft heraufsteigen, und auch Maria Theresia und Laudon, Guido Starhemberg und Prinz Eugen von Savoyen werden erwachen aus dem langen Schlafe; — und dieß Geschlecht der Wiener Aula — ja, es wird auch auferstehen: es wird auferstehen wider seinen Willen. Der Lärm dieser Welt ist dann längst verstummt — mit der Ruhe der Ewigkeit werden die treuen Helden der alten Zeit auch dieß Geschlecht der späten Schande hervorbrechen sehen aus den Gräbern; der Kampf und die Wut haben aufgehört und der Haß ist erloschen: Franz Lamberg und Theodor Latour haben verziehen und vergeben, wie Felix Lichnowsky hier schon vergeben hat. Aber das gerechte Gericht hebt dann erst an; das Gericht um das Vaterland, und um den Mord, und um die Verführung der Seelen.

Ein seliges neues Jahr.
(1849)

Das war der Wunsch unserer Altväter, den sie einander am ersten Tage des Jahres darbrachten: ein seliges neues Jahr. Späterhin wurde aus dem seligen neuen Jahr ein glückseliges neues Jahr, und noch später ein glückliches, oder man wünschte einander „Glück zum neuen Jahr"; und zu allerletzt wurde denn gar nur zum neuen Jahr gratuliert und zum neuen Jahr aufgewartet. Im Anfange war es volle Herzen, welche in dem „seligen" neuen Jahr die geistlichen und ewigen Güter, und damit zugleich, wenn auch unausgesprochen, die zeitlichen Güter wünschten, denn dazumal hatte man den Spruch noch nicht vergeßen: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann wird euch das andere alle zufallen. Darnach kamen, gleichsam als reiche das „selig" allein nicht aus, und müße man ihm noch eine Hülfe und Verstärkung mitgeben, in dem „glückselig" auch die weltlichen Güter mit an die Reihe, und sogar schon ein wenig vorn an: aber immer waren es doch nur zeitliche Güter mehr geistiger Art, an die man dabei dachte, wie in dem treuherzigen Spruche, der sich zwar nicht in der vornehmen und gelehrten Welt, wol aber bei Bürgern und Bauern bis auf unsere Tage erhalten hat: „ein glückseliges neues Jahr, langes Leben und Gesundheit, Fried und

Einigkeit, und die ewige Seligkeit". Im bloßen Glückwunsch zum neuen Jahr wird nun die Ewigkeit und die Seligkeit ganz vergeßen, und bloß das zeitliche Gut angewünscht; im Gratulieren und Aufwarten endlich ist von gar keinem Gute, weder himmlischem noch irdischem, mehr die Rede, sondern es sind eitle Worte, leere Complimente, Kratzfüße und Possen.

Am Kleinen sieht man oft das Große: denn so, wie es mit den Neujahrswünschen gegangen ist, und wie diese sich fortwährend verändert haben — eben nicht zum Guten — genau so ists auch mit den Herzen gar Vieler im deutschen Volke, mit ihren Gedanken und Gesinnungen gegangen; zur selben Zeit, wenn sich der Neujahrswunsch änderte, hat sich allemal auch die Gesinnung — nicht etwa hinterdrein verändert, sondern sie hat sich schon verändert gehabt, und der anders klingende Neujahrswunsch war nur ein Ausdruck von dem, was in den Gedanken und Gesinnungen nunmehr schon vollendet war und fest stand.

Vor dreihundert oder vierhundert Jahren, als man sich ein seliges Neujahr wünschte, da sah es in der politischen Welt nicht beßer aus, als heut zu Tage auch, eher noch ein wenig schlimmer, denn in noch größerer Ausdehnung als jetzt war eines Jeden Hand aufgehoben wider die Hand eines Jeden. Aber die Leute hatten damals mitten in den heftigen Weltbewegungen tiefe Sehnsucht, rechten Hunger und Durst, nach den Gütern der Seele, nach der Ewigkeit und Seligkeit — ja vielleicht eben darum, weil es so schlimm stand in der Welt, hatten sie desto warhaftigere, desto

tiefere, innigere Sehnsucht. Es galt ihnen darum, die Seele zu retten, und sie wußten, wenn sie die Seele gerettet hätten, würde Leib und Gut auch nicht verloren gehen. Und darin haben sie sich nicht geirrt: Deutschland, damals am Rande des Verderbens, ist dennoch wenigstens nicht untergegangen, und Wolstand und Wolbefinden hat sich darnach in allen Ständen, zumal in dem Bürger- und Bauernstande, so eingestellt und erhalten, wie beides früher nicht vorhanden gewesen war, und früher niemals in gleicher Dauer sich erhalten hatte.

Gerade während dieses Wolstands und zeitlichen Wolbefindens, in den letzten hundert bis hundert und funfzig Jahren, ist nun das glückselige Neujahr, und als man sich recht sicher und fest in diesem Wolstand fühlte, also daß man genug zu haben meinte bis an den jüngsten Tag, das glückliche Neujahr aufgekommen. Und wenn man einander bloß zum Neujahr gratuliert und aufwartet, wie ist es da? — Nun, da wirds wol so sein, daß die Worte alles thun sollen; so, daß man etwas spricht, ohne sich dabei etwas zu denken, daß man des Jahreswechsels überhaupt vergeßen hat (es sei denn um Sylvesterbälle und Sylvester-Eßen zu halten, oder sich ein wenig, auch wol ein wenig viel, zu betrinken und daneben ein klein Bißchen Unfug zu treiben) und von einem Tage in den andern gleichgültig hineinlebt, und daß man gar kein Herz hat, dem Andern etwas wirklich zu wünschen und zu gönnen, sondern nur dazu, sich selbst allein alles Mögliche zu gönnen und zu wünschen. Das wäre

denn ein Zeitalter der hohlen Redensarten und des Wortheldentums, zugleich aber auch ein Zeitalter der Gleichgültigkeit, der Stumpfheit und der Eigensucht, bei welchem wir mit den Gratulationen und den Aufwartungen zu Neujahr angekommen wären.

Bei dem Gratulieren und Aufwarten wird nichts gegeben, nichts gethan, nichts gewünscht, nichts gedacht, sondern bloß gesprochen und — geheuchelt; bei dem Anwünschen eines glücklichen neuen Jahres wird noch etwas gedacht und gewünscht, aber nichts gethan und nichts gegeben; bei dem „glückseligen Neujahr" wird noch wenigstens die Hand ausgestreckt, um etwas zu geben und zu gewähren; mit dem seligen Neujahr allein wird etwas nicht bloß gedacht und gewünscht, sondern wirklich und warhaftig gegeben und geschenkt. Zeitliche Güter kann man freilich durch das bloße Wünschen nicht verleihen, und wenn auch der Wunsch noch so aufrichtig und herzlich ist, aber die geistigen und ewigen Güter haben das Eigene, daß sie mit dem Wunsche, wenn er aus einem ganzen, vollen, treuen und gläubigen Herzen hervorgeht, zugleich auch in aller Wirklichkeit dem zu Theil werden, welchem man sie wünscht. Wünschest Du Jemanden die Seligkeit — er bekommt sie, so viel Du selbst davon hast; er bekommt sie, so viel und so weit er dieselbe annehmen will; er bekommt sie, freilich nicht so, als ob Du selbst für Dich allein die Seligkeit zu verschenken hättest, wie Aepfel und Nüße, sondern durch Den, der die Gabe der zeitlichen und ewigen Seligkeit in seinen Händen trägt, und sie nicht allein Je-

dem gibt, welcher ernstlich darum für sich bittet, sondern auch Jedem, der diese Gabe für Andere verlangt, und bereit ist, sie weiter zu tragen zu denen die sie noch nicht haben. Denn Sein Wort kommt nicht leer wieder zu Ihm, sondern wie Regen und Schnee vom Himmel kommen, nicht um nutzlos zu verfließen, sondern die Erde fruchtbar zu machen, und dann erst wieder in dem warmen feuchten Dunste des erquickten Landes aufzusteigen zum Himmel, so soll auch Sein Wort thun, was Ihm gefällt, und soll ihm gelingen das, wozu Er es sendet. Das Wort von der Seligkeit ist kein unzuverläßiges Menschenwort und kein Schein, es ist gewisse Wahrheit und unmittelbare Wirklichkeit, und der Wunsch der Seligkeit ist kein bloßer, wenn auch noch so gut gemeinter, doch machtloser **Wunsch**, sondern eine **Kraft** und eine **That**, die so wenig wie jede andere kräftige That sich unbezeugt läßt und ohne Wirkung bleibt.

Und so kehre ich denn im Anfange des Jahres 1849 zur ganz alten Zeit zurück: meinen Lesern, wer sie auch seien, ein seliges neues Jahr; den Führern und Häuptern des deutschen Volkes ein seliges neues Jahr; dem deutschen Volke selbst, und den Verirrten und Verführten zuvor, **ein seliges neues Jahr!**

Die gute alte Zeit des Bettels.

(1849)

Das heilige römische Reich deutscher Nation hat seine gute alte Zeit gehabt, und die Kurfürsten, Fürsten und Stände dieses heiligen römischen Reiches haben ihre gute alte Zeit gehabt, der Adel in Frankreich hatte sein bon vieux temps, und die geistlichen Herren in Cöln und Bamberg, in Mainz und Fulda hatten ihre gute alte Zeit, ja selbst der Bürgerstand und die Bauern wußten von einer guten alten Zeit zu erzählen — warum sollte der einzige große Stand des Bettelmanns davon ausgeschloßen sein? Ja, auch der Bettel hat seine gute alte Zeit gehabt. Es war damals, als es Bettelordnungen gab, welche nicht gehalten, und Bettelstrafen, welche nicht ausgeführt wurden, als es noch keine Polizei und keine Polizeidiener, wenigstens keine Polizeisergeanten und Polizeiwachtmeister gab, sondern höchstens Bettelvögte mit dem gelben Blech am Arme und auf den Dörfern Tagewächter, nicht einmal mit dem Blech, sondern mit dem Dorfspieß, der allezeit viel gefährlicher aussah als er wirklich war. Trieb denn auch der alte hustende Tagewächter, den die Bettler immer eine Viertelstunde vorher hörten, ehe er kam, den bettelnden Gesellen zur einen Ecke des Dorfes hinaus, so gieng derselbe nur ganz gemächlich um ein paar Gärten herum und kam des Nächsten zur andern Ecke wieder herein. Und wenn die „armen Leute“ (denn Bettler durfte man sie

nicht nennen, das war geschimpft, und das ließ sich nicht nur kein Bettelmann und keine Bettelfrau gefallen, sondern das wurde den Kindern von ganz ehrenfesten alten Leuten gar ernsthaft verwießen) wenn also die „armen Leute“ auch da und dort einmal ausgescholten und fortgejagt wurden, im Ganzen standen sie sich doch nicht gar zu schlecht bei ihren Umzügen: in den Bauerhäusern wurde bei jedem Gebäck eine Anzahl „Armenlaibe“ oder „Bettellaibe“ gebacken, und jeden Tag eine Anzahl Stücke Brod zum voraus abgeschnitten, und in andern Häusern ein Körbchen mit Hellern jeden Tag von neuem an das Fenster gestellt. Für die kleinen Kinder, die noch nicht oder kaum laufen und sprechen konnten, gab es keine größere Freude als wenn sie der „armen Frau“ ihr Stück Brod reichen oder ihren Heller bringen durften, ja es war in vielen Familien sogar ein Vorrecht der kleinen Kinder, und wurden dieselben mit Fleiß dazu herbeigeholt und angehalten. Sie sollten in Zeiten das Geben lernen und das Mitleid.

Die gute alte Zeit des Bettels aber gieng vorüber; die Polizei wurde mächtiger und schärfer von Tage zu Tage, die Gensdarmen kamen auf, und die gezwungenen Armensteuern, und hinter den Bettlern wurde scharf dreingesetzt, so daß sie nirgends mehr Gemach und Ruhe fanden, und wenn man nicht hin und wieder noch ein paar Bettler und besonders Bettelkinder neben den Eilwagen hätte herlaufen sehen, so hätte man glauben können, der ganze Bettelorden sei ausgestorben. Erst in der neueren Zeit scheint er

wieder aufzukommen, und die Geschäfte des Bettels sehen darnach aus, als wollten sie sich wieder heben. Zumal im Jahr Eins der Freiheit und der Errungenschaften, welches ist nach Christi Geburt 1848, scheint auch mit andern guten Dingen der gute alte Bettel wieder in Schwung zu kommen, also, wie er seit dreißig Jahren nicht im Schwunge gewesen ist.

Doch der gute alte Bettel? Ach nein, der nicht, der ist dahin und ab und todt, wie das Alte überhaupt und insgesamt dahin ist, zumal wenn zu dem Alten ein gewisser Sinn und eine gewisse Kunst erforderlich war. Und ein gewisser Sinn und eine gewisse Kunst gehörte zu dem alten Bettel, ein Sinn und eine Kunst, die auch beide ausgestorben und vergangen sind. Kein Bettelkind wurde ausgeschickt, wenn es sein Vater Unser nicht auswendig und ganz ohne Anstoß wußte, oder sein Ave Maria, oder sein Allein Gott in der Höh sei Ehr, oder sein Befiehl Du Deine Wege, Wer nur den lieben Gott läßt walten oder dergleichen, und kein Bettelkind hätte ein Stück Brod oder einen Heller bekommen, ehe es seinen Spruch gebetet hatte. Nicht wahr, liebe Leser, das war doch eine Kunst? Denn heut zu Tage kann man weit und breit herumfragen, ohne daß man Einen findet, der das Vater Unser ohne Anstoß spricht, geschweige denn Einen, der die andern Verslein herzusagen im Stande wäre. Und wenn nun vollends gar die eisgrauen Bettelfrauen und Bettelmänner aus ganz alter Zeit kamen, wie vor dreißig Jahren die mehr als achtzigjährige im ganzen Hersfeldischen und Ziegenhainischen

wolbekannte „Betfrau“ aus dem einsamen Diebenershäuschen im wilden tiefen Knüllwald, die uns an den Tod, an den jüngsten Tag und an das jüngste Gericht erinnerten mit so ganz alten Sprüchen und Liedern: „Wenn der jüngste Tag will werden, fallen die Sternlein auf die Erden“ oder „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt“ oder „Es ist gewislich an der Zeit, daß Christ der Herr wird kommen — da wird die Welt vergehn im Feur und wird das Lachen werden theur“ — da wurde einem doch so ganz eigen zu Sinn, und wenn es freilich oft nur Geplapper war, so kam doch Manchem, der diese aus dem dunkeln Gebirgswalde hervorgehenden Sprüche mit anhörte, ein tiefer Ernst mitten in dem eintönigen Herplappern an, und die alte Betfrau bekam gewis ihren Heller oder auch zwei und drei, ja wenn sie eben an den Rechten kam, so erhielt sie wol auch einen Weißpfennig.

Das war die Kunst in der alten guten Zeit des Bettels. Und der Sinn? Das war der, die Angesprochenen um Gottes willen und in des Herrn Christi Namen anzusprechen, und wer so angesprochen wurde, der hätte es für eine Sünde gehalten, nichts zu geben, und wäre auch eine Sünde gewesen. Und auf die Gabe folgte denn auch der „Gottes Lohn!“ und mit diesem Ansprechen in Gottes und des Herrn Christi Namen und dem Anrufen von Gottes reichlicher Vergeltung war denn auch der Bettler dem reichsten Geber gleich und zu dessen Bruder geworden vermittelst der Liebe, die sich nicht blähet und nicht trotzt, die alles was sie besitzt als gegeben ansieht

aus Liebe, und darum auch wieder austheilt als Liebe, aus treuem und einfältigem Herzen.

Ja, die alte gute Zeit des Bettels ist vorbei. Es kann keiner mehr betteln, aber es kann auch keiner mehr geben. Heut zu Tage, wo man die Eheleute zusammengibt nicht mehr in Gottes Namen, sondern „in des Gesetzes Namen", würde auch wol der heilige Martinus, Bischof von Tours, der um Gottes willen seinen Mantel mit dem Armen theilte, ihn „in des Gesetzes Namen" entzwei schneiden müßen. Die Liebe ist erkaltet, und es wird wol die Zeit herannahen, von der die alte Betfrau aus dem Diebenershäuschen gesungen hat bis an ihr seliges Ende.

Ostern 1814 und 1849.
(1849)

Wer erinnert sich noch der Charwoche und der Ostertage im Jahr 1814, welche fast genau auf dieselben Monatstage fielen, wie in diesem Jahre? Ein langer, schwerer, ungewöhnlich harter Winter war eben erst zu Ende gegangen, und mit zwiefacher Frische und Frölichkeit erhob sich nun binnen wenig Tagen der junge Frühling. Eine weiche warme Luft wehete über dem Erdboden, der Boden selbst duftete überall, auch wo er nicht geackert war, wie das schönste Ackerland unter dem Pfluge dampft und duftet, und der

klarste, sonnigste Himmel war darüber ausgespannt; die Schwalben kamen, die Gartenvögel sangen, die Lerchen jubelten und die Kirschbäume blüheten überall in vollster Pracht; alle Gärten waren voll Blumen und alle Herzen voll Frühlingsfreude. Da kam eine neue Freude: die verbündeten Heere hatten die Schlacht auf dem Montmartre gewonnen, Paris war erobert und Napoleon gestürzt — Deutschland war von der Furcht des Untergangs, von der Furcht des Todes befreit. Alt und Jung, Reich und Arm, Hoch und Niedrig rief sich einander die Sieges- und Freudenbotschaft zu — alle Welt war Jubels voll; nichts als Freudenaugen und Freudenblicke, all überall heitere Gesichter. Es war ein dreifaches Auferstehungsfest, wie wir seitdem keins wieder erlebt haben, wie ich aber Allen, die es nicht mit erlebt haben, eins auch in ihr Leben hinein wünsche.

Damals war Deutschland einig: vor allem in dem Danke gegen Gott, und es soll damals wol sehr wenig deutsche Gemüter gegeben haben, die nicht in jenen Tagen, wären sie auch sonst ziemlich gleichgültig gewesen, einmal recht ernstlich und vielleicht auch recht herzlich an Gott gedacht hätten. Damals haben wir leichtsinnige Zweifler ganz still und ernst, und mutwillige Spötter ganz weich und bewegt gesehen; einer von diesen sagte gar aufrichtig und treuherzig: er sehe es ein, er müße jetzt noch nachholen, was er nach dem russischen Feldzug und nach der Schlacht bei Leipzig versäumt habe, nämlich eingestehen, daß der starke Gott doch noch stärker sei, als der starke Napoleon,

Darum aber, weil das deutsche Volk dazumal in diesem Stücke einig war, war es auch in allen äußerlichen Dingen einig; denn wer da meint, er hätte alles, oder auch nur dieß und das ganz allein gethan, der ist mit Niemanden einig, weil er fürchtet, der Andere möchte auch etwas daran gethan haben wollen, — und umgekehrt ist auch niemand mit ihm einig. Wer aber das was er gethan hat, als eine Gabe ansieht, die ihm geworden ist, der läßt großmütig und weitherzig, unbefangen und frölich alle Andern Theil nehmen an dieser Gabe, habert nicht und neidet nicht, und wird nicht angefeindet und beneidet. Es ist Frieden nach allen Seiten und darum auch Einigkeit. Und so war es damals bei Oestreichern und Preußen, bei den Fürsten und bei den Unterthanen, bei den Herren und bei den Herren wie bei dem Volk hinter dem Pfluge oder dem Handwerkstisch; die Deutschen waren damals wirklich ein einiges Volk, aus dem man in der Freude seines Herzens und in dem Gefühle der Dankbarkeit gegen Gott nicht einmal die Franzosenfreunde ausschloß. „Man war ja selbst Schuld daran, daß die Franzosen gekommen und so mächtig und übermütig geworden waren", das war damals ein Gedanke, ein Bekenntnis.

Diese Ostern, fünf und dreißig Jahre später, erwarten wir auch ein deutsches Auferstehungsfest. Aber wird es ein so helles, so fröhliches Auferstehungsfest, ein so jubelndes Siegesfest, ein so herzliches Friedensfest sein, wie das von 1814? Was wir vor fünf und dreißig Jahren erwarteten, wünschten, hofften, und

was wir Jüngeren und Jüngsten damals schon mit voller Gewisheit zu haben glaubten: ein neues deutsches Reich und einen neuen deutschen Kaiser, das kommt jetzt Beides, oder ist dem Namen nach schon vorhanden, nachdem wir fünf und dreißig Jahre umsonst darauf gewartet haben. Aber es kommt Beides nicht mit den Stimmungen, mit den Gesinnungen des Osterfestes, sondern mit den Gesinnungen und Stimmungen des Wiener Congresses im Spätherbst 1814, und — mit noch schlimmeren. Damals war Misgunst, Neid, Argwohn, Dünkel unter Wenigen, dießmal ist Dünkel und Argwohn und Misgunst und Neid unter Vielen, unter der Mehrzal — man kann beinahe sagen unter Allen — und dazu Haß und Zerstörungslust, die damals nirgends vorhanden waren. Thun wir diese Wiener-Congreß-Gesinnungen nicht von uns, so wird aus unserm neuen deutschen Kaiser und neuen deutschen Reich gerade so viel werden, wie aus dem Wiener Congreß geworden ist, und noch etwas Merkliches weniger, weil wir zwei merkliche Eigenschaften mehr haben, um aus Etwas Nichts zu machen, als der Congreß zu Wien hatte, und weil wir selbst jene Gesinnungen, die wir mit den Wiener Congreßherren theilen, immer etwas stärker, schärfer und spitzer haben, als sie sie hatten. Im Jahre 1814 haben wir doch noch fröhliche, grüne und blühende Ostern, leiblich und geistig erlebt und genießen dürfen — erst die Nachtfröste vom Sanct Georgs- und Sanct Marx-Tage jenes Jahres, worauf die Wälder den ganzen Sommer über braun und dürr standen, bereiteten uns

auf den traurigen Blätterfall im Spätherbste vor. Im Jahre 1849 kommen wir wol nicht einmal zu fröhlichen grünen Ostern, denn der Argwohn und der Haß macht die grünen Blätter der deutschen Hoffnungen gelb und welk und braun ehe sie noch recht aus den Knospen heraus sind, und so erleben wir denn Gott sei es geklagt! vielleicht Blätterfall zu Ostern und Spätherbst im April statt Blättertrieb und Blütengeruch und frischen grünen Frühling.

Dießmal beneiden und beargwohnen sich nicht allein ein paar östreichische, preußische, baierische und hanoverische Minister, dießmal haßt nicht etwa bloß der König von Sachsen den König von Preußen, wie 1814, sondern die Oesterreicher und die Baiern haßen — die Württemberger, die Hanoveraner, die Sachsen beneiden und beargwohnen die Preußen; nicht die Könige und die Diplomaten allein, sondern die Volksstämme selbst wollen keinen deutschen Volksfrühling, wollen zu Ostern weder grüne Blätter noch zu Pfingsten weiße Blüten noch im Herbste goldne Früchte treiben und tragen. Und noch nicht genug: in den spätherbstlichen Ostertagen 1849 haßen die Einen alles, was den Begebenheiten von 1848 angehört, unbesehens und ohne Unterschied im Ganzen, als eine Ausgeburt der Tollheit, des Wahnsinnes und der Niederträchtigkeit mit dem bittersten Haße, ohne daran zu denken, daß diese Dinge ihnen zur wolverdienten Strafe, also auch zur Buße, von Gott gesetzt worden sind; die Andern haßen, mit noch glühenderem Haße, alles was nicht Republik heißt, und unter diesen

Letztern sind denn wieder Viele, die alles mit grimmiger Wut verfolgen, was deutsche Ehre und deutsche Treue, und was deutscher Christenglaube genannt werden mag. Die Erstern haben ihre Freude an den Nachtfrösten, und hoffen auf Sanct Georg und Sanct Marx oder wenigstens auf Pancratius und Servatius, die andern gleichen den mutwilligen Buben, die die grünen Aeste und blühenden Zweige unbarmherzig von den Bäumen reißen, um sich gegenseitig damit durchzupeitschen und zu prügeln.

Noch einmal: thun wir diese Gesinnungen nicht von uns, welche jetzt durch Deutschland wehen wie ein eiskalter wilder Novembersturm, so kommen für uns keine deutsche Ostern, es kommt für uns keine fröliche deutsche Auferstehung. Thun wir sie nicht von uns, so behalten die Nachtfröstler Recht und es kommt ein Pancratiusfrost und ein Maischnee, dergleichen noch nie gesehen worden, hinter unsern Ostern drein, und dicht hinter den Maifrost und Maischnee ein abermaliger fünfunddreißigjähriger Winter mit russischer Kälte, ohne Aufthauen. Wol haben wir vor einem Jahre viel zu viel mit dem Haß angefangen, und sogar mit der Rohheit und der Wildheit. Daraus kann nichts Gutes werden, so lange wir nicht umkehren und eingestehen, daß wir damit im Unrecht waren. Dieses Eingeständnis aber kann, wenn auch nicht Alles, doch Viel wieder gut machen. Schlimmer ist es, daß auf unserem deutschen Volke seit einem Jahre Blutschuld haftet, die noch nicht einmal eingesehen und erkannt, geschweige denn gebüßt und gesühnt worden ist. So

lange das Blut Gagerns, Auerswalds, Lichnowskys und Latours, der Andern nicht zu gedenken, noch zum Himmel schreit, wird es nicht gut. Wo Menschenblut von Mörderhand vergoßen worden ist, da wächst kein Gras wieder. Die deutschen Osterwiesen können nicht grün werden, die Grasspitzen können nicht heraus, bis das Blut hinweggethan ist — so lange bleibt alles winterlich, grau und öde und todt. Erst ein Charfreitag, ein stiller Freitag, dann Ostern! Dann erst rechte, fröhliche, grüne und blumige Ostern für Deutschland, Ostern voll Freude und Friede, voll Hoffnung und voll Siegesgewisheit! Aber erst alsdann, und nicht eher!

Der Erzvater der Communisten.

(1849)

Wenn die gelehrten Herren uns von der Geschichte der Volkswirtschaft oder Nationalökonomie und von den vielerlei Lehren erzälen, welche in alter und neuer Zeit über die Mittel und Wege aufgestellt worden sind, durch welche der Nationalwolstand gehoben und wie derselbe zu erhalten sei, so kommen sie auch auf die Lehre von der Güterteilung zu sprechen, und erzählen uns, daß schon in dem alten Rom eine langjährige und blutige Bewegung über die Verteilung des Grundeigentums Statt gefunden habe, welche das Vorzeichen des Untergangs der römischen Republik war; — sie erzälen uns aber auch, daß zur Zeit der Reformation in Deutschland Meinungen aufgetaucht seien,

welche dahin giengen, daß alles Eigentum unrecht sei und aufgehoben werden müße, und nennen (außer den Häuptern des Bauernkriegs und den Wiedertäufern in Münster, die in ihrem greulichen tausendjährigen Reich den Communismus mit all seinen Erscheinungen und Folgen zur entsetzlichen Wirklichkeit machten) als den eigentlichen Erzvater dieses Communismus einen Mann, der Sebastian Frank hieß, und aus Donauwert gebürtig war.

Diesen Mann kennt nun der Schreiber des Volksfreundes recht gut, und während er die roten Republikaner, die französischen, irländischen und deutschen Communisten, wo es deren immer geben mag, wie bekannt, nicht sonderlich liebt und lobt, so gesteht er, daß er diesen Erzvater der Communisten seitdem er ihn vor etwa zwanzig Jahren kennen gelernt, lieb gewonnen hat. Damit sollen seine communistischen Irrlehren — denn die kommen bei ihm allerdings nebenher vor, und sind vor dreihundert Jahren so gut unrecht gewesen, wie sie es heute sind — nicht etwa entschuldigt werden, aber dieser alte Communistenvater war doch auch nichts weniger als ein roter Republikaner, ja er war in vielen Stücken das gerade Widerspiel von den Männern mit der roten Hahnenfeder. Diese predigen Haß, und er predigte Liebe; sie lästern Gott und Christus, und er preisete und lobte Gott und Christum fast mit jedem Atem- und Federzuge; sie verkündigen Hochmut und Gewalt, und er Demut und Frieden und Ruhe des Herzens; sie verlangen Genuß und Lust und Müßiggang, und

er Entsagen, Entbehrung, Armut und Arbeit; sie begehren Losgebundenheit aller Laster, und er die strengste Zucht und Ordnung in Christo Jesu dem Herrn. Sie verstehen nichts, als Barrikadenbauen, er aber hat dazu nichts gethan — nun freilich, die Barrikaden waren damals noch nicht erfunden — als eine große Menge dicker schwerer Bücher geschrieben, die heut zu Tage schon einen hübschen Anfang zu einer jungen Barrikade machen würden. Aber freilich, ein Träumer, ja ein Enthusiast war er, der gar zu gern das, was er im Himmel und in der seligen Ewigkeit vor sich sah, schon auf dieser Welt neben sich gesehen hätte. Darum galt er denn auch für einen Schwarmgeist (Sectierer) und Wiedertäufer, und er und Dr. Luther waren nicht gut auf einander zu sprechen, worin denn unser Reformator in der Hauptsache vollkommen Recht hatte.

Der Schreiber des Volksfreunds theilt hier einige Stücke aus den Schriften seines alten Communistenfreundes mit, hauptsächlich um zu zeigen, wie verschieden die Art, wie damals Communismus gepredigt wurde, von der Art ist, wie man heut zu Tage, zumal in Paris, Communismus macht. Schwerlich würden die Pariser Hahnenfedermänner unsern treuherzigen Sebastian Frank als ihren Erzvater anerkennen.

Das Gemeine ist rein, das Dein und Mein unrein.

Wir sollten wol alle Dinge gemein haben, wie gemeinen Sonnenschein, Luft, Regen, Schnee und Waßer.

Da aber der Menschen Bosheit das Gemeine nicht konnte mit Liebe besitzen, und theilen, hat es die menschliche Not erheischt, das Gemeine (so jetzt bei den Unreinen unrein will werden) eigen zu machen und unter die Menschen zu theilen. Darum sagt auch schon Augustin der Kirchenvater: „aus menschlichen Rechten und nicht aus göttlichen sagt man: Das Dorf ist mein.“ *) Der gemeinschaftliche Gott hat von Anfang, seiner Art nach, alle Dinge gemein, rein und frei gemacht. Darum ist denn allein das Gemeinschaftliche und Gemeinnützige rein, wie Gott allein rein ist, und das Eigene, sonderlich die Eigensucht und der Eigennutz, hat noch heute einen bösen Klang in aller Menschen Ohren. Wie viel Kinder in eines Vaters Haus ein gemein ungetheilt Gut besitzen, also muß jedermann billig achten, daß wir in diesem großen Haus der Welt Gottes Güter, die er gemein unter uns alle schüttet und uns nur als Gästen leihet und unter die Hände gibt, billig sollten gemein haben. Aber aus unserer verkehrten Art ists geschehen, daß jetzt das reine Gemeinschaftliche von jedermann unrein wird gescholten, also daß aller Menschen Reim ist: Das Gemein ist unrein, Gemein ward nie rein.

Daß aber nichts unser sei, sondern alles des gemeinschaftlichen Gottes, bezeugen wir damit, daß wir

*) Damit hat der Kirchenvater den eigennützigen Besitz gemeint, beide aber, der Kirchenvater und dieser Communisten-Erzvater haben das zehnte Gebot dasmal nicht recht im Gedächtnis gehabt, auch nicht die Verheißung des Landes Canaan für das Volk Israel.



nichts mit uns tragen, sondern alles in gemeiner Welt müßen laßen. „Wäre nicht eigener Wille", bezeugt die deutsche Theologie*), „so wäre kein Eigentum und keine Hölle. Im Himmel ist nichts Eigenes, derhalben ist da an allen Dingen genug, wahre Ruhe, Friede und Seligkeit. Und wäre da Jemand, der sich dort irgend etwas Eigenes anmaßte, der müßte heraus in die Hölle und ein Teufel werden. Denn in der Hölle will Jedermann seinen eigenen Willen haben, darum ist auch kein Friede da, sondern alles Unglück. Wäre aber Jemand in der Hölle ohne eigenes Haben, Wollen und Suchen, der müßte aus der Hölle in den Himmel." Daher hat der heilige Geist in der ersten Kirche alle Dinge gemein gehabt, auf daß sie eine rechte Gemeinde Gottes genannt werden möchte. Denn es wollte unbillig sein, daß sie das Größere gemein hätten, als Glauben, Gott, Evangelium, Christum, Gaben des heiligen Geistes, und nicht auch das Geringere. Doch achte ich, daß dieß in der ersten Gemeinde kein streng Gebot sei gewesen, sondern frei in ihre Willkür gestellt. Da die Christen aber zerstreut sind worden unter die Heiden, die nicht mit ihnen gemein haben wollten sondern ihr Eigenes besitzen, hat

*) Ein kleines tiefsinniges Buch, aus welchem Luther viel gelernt hat. Das Buch predigt sehr ernstlich gegen jede Art von Selbstsucht und Eigennutz, und namentlich auch gegen die Gier nach dem irdischen Besitz und Genuß, die damals, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, eben so stark in der europäischen Menschheit herschte und wütete, wie heut zu Tage. Von communistischen Gedanken jeder Art ist das Buch weit entfernt.

der heilige Geist den Christen, achte ich, auch ihr Eigentum zugelaßen, doch also, daß sie es ohne Eigensucht besitzen, so, als besäßen sie es nicht, und nichts Eigenes und Verborgenes haben für ihre benötigten Brüder, das sie nicht mit ihnen zu theilen bereit wären, desgleichen, daß sie ihnen das Gegebene nicht aufrücken, noch mit gleicher Gewalt wieder fordern, so ihnen von den Gottlosen etwas wird mit Tyrannei oder Gewalt abgedrungen. Wenn nun der heilige Geist solches Eigentum zugelaßen wegen der Bosheit der Heiden, so sollten Christen gegen Christen so zu sagen nichts Eigenes haben; ich meine das so, daß sie den Ueberfluß gern dargeben, leihen und borgen, und nichts davon für sich hoffen, damit ihr Ueberfluß dem Mangel der Andern diene.

Und ist einem Christen eben unter den Heiden als einem frommen Kind, das unter viel Brüdern in einem Hause ist und gern alle Dinge mit seinen Brüdern gemein hätte und allewege haben will, aber die Brüder wollen nicht, sondern kurzum theilen, so muß es ja aus Not auch einen Theil und einen Eigenes haben wider seinen Willen. Also wollten die Christen gern, es wäre jedermann gesinnt wie sie, so wollten sie gern nichts Eigenes, sondern alle Dinge gemein haben. So aber ja die Welt Welt ist und unbekehrt, so müßen sie auch ihr Eigenes haben, denn die Welt will nicht mit ihnen gemein haben. Doch ist ein Christ also gesinnt, daß er nichts Eigenes hat in seinem Herzen, das er nicht mit seinen Brüdern in Nöten gemein habe. Wenn die Welt seinen Theil auch will,

so beschirmt er sein Recht und Eigentum nicht mit Gewalt, sondern läßt es fahren in Gottes Namen; die eigennützige Welt muß es doch alles haben, und Gottes gemeine Gabe zu einer sonderlichen machen, bis Gott alles wieder gemein macht. Besiehe davon die zwei folgenden Reden vom Ueberfluß und von der Liebe.

Der Ueberfluß ist ein unrecht Gut.

Christus heißt Lucas 16. allen Ueberfluß so man zur Not kann entbehren, ungerecht. Damit will er anzeigen, daß das was wir übrig haben, nicht unser sei, und in so fern ein unrecht Gut, als wir es denen, so benötigt sind und Mangel leiden (über die uns Gott zu Bettelvögten und Schaffnern gesetzt hat), mit Gewalt vorenthalten. Wie wir unrecht Gut auszugeben und anzulegen schuldig sind an deren Nutzen, denen wir es entwendet haben, so sollen wir denen die nichts haben geben was vor Gott ihnen zugehört, damit wir nicht Diebe an unserm eigenen Gut werden. Denn Gott wird von uns fordern, was wir an unsern Nächsten versäumen, und nennt die Schrift Mammon allen Ueberfluß so man über die Not hat und zurückhält.

Das wird die Welt glauben und thun, wenn sie nimmer Welt ist. Wenn einer Tag und Nacht jubiliert, spielt, bubt, sauft, mutwillt und allein so viel durchbringt daran zwanzig möchten haben, so spricht er dann, er habe das Seine verzehrt; was es Jemand angehe? So er doch Neunzehnen die Nahrung ge-

stolen hat und seinen Nächsten als ein unrecht Gut vorenthält, und von dessen Schweiß, dessen doch der Ueberfluß und unrechte Mammon ist, wol lebet. Leben und des Lebens Notdurft ist uns von Gott erlaubt, aber was wir mehr thun, das geschieht vom unrechten Mammon.

Die Liebe fast't, das sie mag haben ein'n Gast.

Rechte Liebe darbt, spart, fastet und mangelt selbst, daß sie dem Geliebten möge wol thun, spricht Salomo in seinen Sprüchen. Das siehet man an frommen Vätern wol, die übel leben und an ihrem Munde ersparen, daß sie ihren Kindern mögen raten und helfen. Eine Mutter entzeucht ein Ding ihrem hungrigen Magen und streicht es dem lieben Kind ein. Sollen wir nun den Nächsten lieben wie uns selbst, so sollen wir ihm auch solche Liebe beweisen, sollen mit ihm darben, mangeln, leiden, übel leben. Denn das ist ja die rechte Art der vor der Welt thörichten Liebe, die in Christo erschienen ist, daß sie ihr eigen Recht aufgibt, keine Ruhe hat, es sei denn dem kranken Glied (dessen Mitleiden sie am eigenen Leibe empfindet) geholfen, und ist sogar so thöricht, daß sie selbst mangelt und sich selbst verzehrt, daß nur den Geliebten geholfen werde. Sie nimmt sich seiner Not als der eigenen an, vergißt ihrer selbst, verliert sich selbst, verthut und verzehrt sich in eitel Dienst und Handreichung, und läßt ihr nicht wol sein, es gehe denn Got-

tes Ehre und des Nächsten Nutz vor sich; den empfindet sie, der liegt ihr auf dem Hals. Sieh, ein solcher Mensch ringt mit Gott, nnd wenn er auf Gott stößt, so zanket er mit ihm um Wolthat. Denn weil Gott die Liebe selbst ist, so kann er sich viel weniger selbst lieben, seinen Vorteil suchen und eigennützig sein, als wir. Er will nur ausfließen, dienen, wolthun. Derselben Art ist auch der, so Gottes fähig ist, dann stößt Gleiches auf Gleiches. Nun aber Gott stärker ist denn wir, so überwindet er uns mit Liebe und Wolthat, und zeugt uns in sich selbst, daß wir ganz und gar seiner Art werden, ein Geist mit Gott.

Die Welt aber mit ihrer fleischlichen, falschen, eigennützigen Liebe, die sucht sich durchaus in allen Dingen, auch in Gott, und liebt nichts als das Schöne Lustige, Gesunde, Hohe, Große, Prächtige. Da hängt sie sich an, wie Kot an das Rad. Das Arme aber, Ungestalte, Kranke, Langweilige, Unnütze läßt sie Gott wol allein lieben. In das Klaghaus kann Niemand die Welt bringen, und wenn man sie gleich mit gelehrten Worten hinein schrecket, so geschiehts doch mit Unlust, mit langsamem Fuß und langsamer Hand. Da geht es nur mit Hellern und Pfennigen zu, und wenn uns etwas überschießt, so wir alle Pracht, allen Mutwillen und Vorwitz anfangen, allenthalben verschwenden, aus einer Fülle und Trunkenheit in die andere Völlerei gehen, dann laßen wir etwa einen übrigen Heller fallen.

Daß wir aber an all unsrer Lust und unserm lustigen Leben ein Trünklein, einen Fürwitz, ja nur

einen Heller entzögen, das geschieht nicht; wir geben nur, wenn wir voll sind und nichts mehr mögen, auch nur das was wir nicht mögen und gar nicht bedürfen. Salomon sagt aber, daß rechte Liebe ihr selbst abbreche, und übel lebe, damit sie wol thun und helfen möge, wie man in Christo, in frommen Vätern und Müttern und sonst in rechten frommen Christen sieht. Da erfindet sich die Art Gottes, und die rechte Liebe, die sich selbst verthut, haßt, verzehrt und ausleert in eitel Liebe und Diensten, fast't, daß sie mag haben ein Gast. Und ist in Summa nichts Thörichteres vor der Welt, denn die Natur und Art dieser Liebe, wie freilich alle Worte und Werke Gottes.

Aber die Welt ist nur von Mildhausen, wenn ihre Pfeife und Kanne voll ist, und mit dem was sie nicht mag, dazu nur gegen Freunde und Wolthäter: Korn um Salz, Wurst wider Wurst. Die thörichte Liebe aber gibt das, des sie selbst bedarf, leidet Not, Hunger und Kummer, auf daß sie helfe aus Jammer, entblößt sich selbst, auf daß sie, selbst nackend, uns kleide. Dazu ist sie auch gegen die Feinde wolthätig, da sie keinen Lohn, Vergeltung oder Dank hoffet, eben wie der Vater von seinem Kind, sondern ist aller Untreu gewärtig, daß man sie zu Lohn in den Kot trete; sie wird dennoch nicht laß noch müde, und kann nichts, als wol thun.

Der Genius Deutschlands.
(1849)

Als am 28. Merz die deutsche Kaiserwahl von der Reichsversamlung vollzogen war, wünschte der Präsident Simson „daß der Genius Deutschlands über dieser Wahl walten möge." Der Wunsch war gewis recht wol gemeint, aber in jenem großen Augenblicke, in welchem über das Schicksal unseres Vaterlandes auf Menschenalter hinaus entschieden werden sollte, und für welchen die angeführteu Worte des Präsidenten die Weihe zu geben hatten, würden wir andere Worte, einen andern Segensspruch gewählt haben. Denn wer versteht diese Worte? Von den vierzig Millionen Deutschen, für die sie gesprochen wurden, nicht eine halbe Million, vielleicht kaum einige Tausende, und diejenigen, welche sie verstanden, haben sich nichts Bestimmtes darunter denken können. Will man aber Worte der Weihe und des Segens sprechen, so muß man so sprechen, nicht allein, daß alle Beteiligten verstehen was man sagt, sondern daß sie dieß auch nicht etwa nur ungefähr verstehen. Sie müßen sich etwas Gewisses, Festes, Unzweifelhaftes dabei denken. Sonst sind solche Segenswünsche Worte, Redensarten und nichts weiter, Teuschungen und Unwahrheiten.

Wer ist der Genius Deutschlands? und was ist er? Von einem Genius der alten Römerwelt weiß ich, ich weiß aber auch, daß dieser römische Genius, dieser den Menschen mitgegebene Schutzgeist, zu den allerunklarsten und allerverworrensten Begriffen der ganzen römischen Götterlehre gehörte, und daß er in

den Zeiten, aus welchen wir das Wort erborgt haben, bei den Römern selbst zu einer bloßen leeren Phrase, zu einem dichterischen Klingklang geworden war. Ich weiß ferner, daß diejenigen Stücke unserer deutschen Dichter, der kleinen und der großen, in welchen solche römische Redensarten und poetische Klinglitzchen auf deutschen Boden verpflanzt wurden, ganz und gar nicht zu den Ruhm- und Ehrenstücken unserer deutschen Dichtung gehören, und daß sie auf jeden Fall die schwächsten Theile unserer letzten großen Dichterzeit ausmachen. Indes, den Dichtern kann man immerhin noch ein wenig Klinglitz nachsehen. Aber Klingklang im Augenblicke der Entscheidung über das Geschick Deutschlands? Klingklang in der deutschen Reichsversamlung? Klingklang im Munde ihres Präsidenten?

Also noch einmal: wer ist der Genius Deutschlands? und was ist er? Ist er ein besonderer Schutzgeist, den der allmächtige Gott und Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, oder den der griechische Zeus oder der römische Jupiter oder der altdeutsche Wuotan über Deutschland gesetzt hat? Oder ist er (was wol eigentlich die Griechen mit ihrem Dämon, die Römer mit ihrem Genius meinten) das unerklärliche Etwas, was im tiefuntersten Grunde unseres Herzens uns, oft wider unser klarstes Erkennen und bestimmtestes Wollen, lockt und reizt, treibt und drängt? ist es dieses geheimnisvolle, vielgestaltige, unsichere, gefährliche Ich selbst, auf welches wir keinen Augenblick Verlaß haben? Ist dieser Genius ein guter und gewisser, oder ist er ein ungewisser, neckischer und

trügerischer Geist? Dürfen wir ihn anrufen, und ist er so beschaffen daß er uns hört, daß er nach unserm Anrufen zu handeln geneigt ist, daß er auch handeln und etwas ausrichten kann, oder müßen wir das alles auf gut Glück ankommen laßen?

Wahrscheinlich das Letzte. Denn schwerlich wird in der ganzen Paulskirche ein einziger Mensch gewesen sein, der trotz des Ernstes, welcher in dem Augenblick der Kaiserwahl die Reichsversamlung beherscht haben soll, oder vielmehr bei diesem Ernste, durch die Worte des Präsidenten sich zu einem ernstlichen Ausruf: Genius hilf! aufgefordert gefühlt hätte. Er wäre sich ohne Zweifel vorgekommen wie der Freischütz erloschenen Andenkens, mit seinem „Samiel hilf!“ Und das Lächeln um Simsons Mund möchte ich gesehen haben, wenn man ihn hätte auffordern wollen, seinen Genius nun einmal leibhaftig zu citieren und zum thatkräftigen Wirken für Deutschland zu bestimmen! Also was nun? was denn? Es heißt dieses angebliche Wort der Weihe nichts anderes, als: „es mag so gut gehen, als es eben kann!“ — „Kardinal, ich habe das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre!“ hätte ungefähr dieselben Dienste geleistet. Es sollte dem Geschäfte ein gewisser poetischer Strich, der schwerfälligen Parlamentsarbeit ein gewisser höherer Schwung gegeben werden, ohne doch die wirklich hohen Dinge, Gott und Gottes Hülfe, zu berühren; der „Genius“ war Nebensache, und war nicht mehr, als der deutsche Kaiser selbst bis dahin noch immer ist, nämlich eine Redefigur, sonst auch Tropus genannt.

Man hat in den letzten Jahren den Königen und Fürsten und den Monarchisten und Alt-Conservativen den Vorwurf gemacht, nnd sehr oft gar nicht ohne Ursache, daß sie in einer Welt von Bildern und bunten Schatten, von schönen Gefühlen und hohen Worten lebten, welche weit abliegen von der Welt der Wirklichkeit. Wir hätten demnach wol glauben sollen, diese Welt der Einbildungen, der Schatten, Träume und Redensarten jetzt los zu sein, wo es sich um die allerhandgreiflichste Wirklichkeit und um die höchsten Fragen dieser brennenden Wirklichkeit handelte. Wenn aber in diesem Augenblicke noch aus einem Munde, welcher sonst allezeit die „nüchterne Wirklichkeit", gerade im Gegensatz gegen jene bunten Bilder der Altconservativen geltend gemacht hat (denn Herr Simson gehörte zu den strengsten Altliberalen), aus einem Munde, welcher sich von einer Stätte aus vernehmen läßt, von der man die letzte Entscheidung erwartet, und in einem Augenblick, wo die Worte zu Thaten geworden sein sollen, wenn aus einem solchen Munde solche eitle Redefiguren sich hören laßen, so zeigt uns das, daß das Reich der Figuren, bunten Schatten und Bilder, denen die Wirklichkeit fehlt, noch lange nicht zu Ende ist — ja es droht dieser verunglückte Segenswunsch uns unsere ganze Zukunft wieder in dieses Reich der Phrasen, aus dem wir uns kaum gerettet glaubten, zurück zu versetzen. Das Siegel eines solchen Augenblicks ist unauslöschlich.

Nein! in diesem Augenblicke mußte, wenn ein Segenswunsch für Deutschland ausgesprochen werden sollte,

mit vollster Unzweideutigkeit das Walten des warhaftigen Gottes angerufen werden, durch dessen sichtbares Wirken das deutsche Volk funfzehnhundert Jahre lang das gewesen ist, was es war und ist, nicht aber das Walten eines Genius, der höchstens noch in Tertianer-Excercitien sein kümmerliches Leben aus Dinte und Papier fristet. Wer in dieser entscheidenden Stunde für Deutschland und sein Volk das Wort führte — und das war Eduard Simsons Aufgabe — der mußte sich zu Deutschlands ehemaliger Hoheit und Größe bekennen, und das war eine Hoheit und Größe durch Gott und mit Gott. Wer sich aber nicht zur Vergangenheit bekennt, der bekennt sich auch nicht zur Zukunft. Einen Genius des deutschen Volkes gibt es nicht, wol aber einen treuen Gott des deutschen Volkes, welcher war, welcher ist, und welcher sein wird in Ewigkeit.

Wenn aber ja in dieser Stunde der Entscheidung von dem deutschen Volke etwas ausgesprochen und bekannt, wenn ein Vertrauen zu ihm und zu seiner Gesinnung verkündigt werden sollte — und das mußte, meinen wir, in zweiter Reihe auch geschehen, und durfte nicht unterlaßen werden — wol! so mußte eben diese G e s i n n u n g genannt werden, die Gesinnung der Ehre und der Treue, des Ernstes und der Zucht. Diese, und nur diese Gesinnung, aber auch sie nur dann, wenn sie von dem Gott ausgeht, zu dem die Christenheit sich bekennt, und wenn sie an ihn sich anschließt, wird den deutschen Kaiserthron aufrichten, stützen und halten, aber nun und nimmermehr ein Genius mit seinen Traumfittigen und bunten Schmetterlingsflügeln.

Ein Wort des schneidenden Ernstes hätte sich gebürt und geziemt. War aber ja bis dahin Ernst zu einem solchen Worte vorhanden gewesen, jetzt war dieser Ernst gebrochen durch das vorausgegangene Handeln und Markten um die Verfaßung und um den Kaiser. Und diese Stimmung des unseligen Handelns und Marktens haben wir deutlich genug eben aus dem „Walten des Genius“ heraus gehört. Gott ist nicht bald rechts und bald links, und eine treue deutsche Gesinnung ist auch nicht bald rechts und bald links, verschreibt auch ihre Seele nicht. Aber ein Genius darf heute rechts, morgen links und kann übermorgen rechts und links zugleich sein. Dem Genius ist alles möglich. Und von diesem Genius, dem alles möglich ist, wird Deutschland, fürchten wir, bald noch anders woher zu hören bekommen, als aus dem Munde des Präsidenten seiner Reichsversamlung.

Paradoxa.

(1849)

Es gibt mancherlei Wörter, die sich auf Deutsch gar nicht wiedergeben laßen, sondern eben französisch, englisch, lateinisch oder griechisch gelaßen werden müßen, weil wir Deutsche eigentlich die Sachen zu diesen Wörtern nicht haben, und in den meisten Fällen in der Hauptsache noch viel zu vernünftig sind, als daß wir uns diese Sachen aneignen sollten. Aber mit manchen

solcher Wörter und Sachen ist es doch schlimm genug bestellt — wir haben das Wort nun einmal und die fremde Sache suchen wir je mehr und mehr zu bekommen. Solche fremde Wörter und Sachen aber sind meist dazu geeignet, uns zu bethören und zu verwirren, ja daß wir es recht sagen, uns unsere deutsche Seele aus dem Leibe zu holen. Dahin gehört auch das zur Ueberschrift gebrauchte griechische Wort, welches ungefähr so viel bedeutet, wie einen wunderlichen Einfall, den man ausspricht, weil man sich ein Ansehen damit geben möchte, als sei man klug, während doch eben nicht allzuviel dahinter ist, oder weil man Wolgefallen am Disputieren hat, und durch solche seltsame, übertriebene und abenteuerliche Einfälle Widerspruch hervorrufen möchte. Mitunter gibt es freilich auch Paradoxa oder Einfälle, welche gegen die gemeine Ansicht und Meinung laufen, in denen sehr viel Weisheit steckt, und jedenfalls viel mehr, als die große gedankenlose Menge besitzt. Von dieser Art sind z. B. größtenteils die Sätze des Communistenvaters Sebastian Frank, welcher unter andern eben die Sätze, die der Volksfreund neuerlich mitteilte, „Paradoxa oder Wunderreden“ betitelte.

Zu welcher Art von diesen Paradoxen oder Wunderreden gehört nun wol folgende: „Der Staat ist ein notwendiges Uebel, und die Hauptaufgabe des Staates besteht darin, daß er sich selbst entbehrlich mache“? Ich denke, der alte Sebastian Frank würde sich desselben nicht übel bemächtigt, und recht treuherzige und aus dem Grunde

geholte Wahrheiten darüber gesagt haben, wenn dazumal schon das Ding vorhanden gewesen wäre, welches man jetzt „den Staat“ nennt. Aber es kommt eben darauf an, daß man so viel Verstand und so viel Tiefe der Einsicht und des göttlichen Wißens habe, wie Sebastian Frank hatte, um einen solchen Satz aufzustellen und zu begründen, sonst kann man damit auch etwas herzlich Abgeschmacktes sagen. Es kommt ferner darauf an, was man sich unter dem „Staate“ denkt. Versteht man darunter „die Staatsdiener“, die Beamten, und zwar deren möglichst große Anzahl, möglichst geringe Arbeit und möglichst reichliche Besoldungen, deren möglichst hohes Ansehen und möglichst geringes Einsehen, versteht man darunter eine Versorgungsanstalt für diejenigen, welche den Bierkrug studiert und Schulden contrahiert, im Examen auf viele Fragen wenig Antwort gegeben und im Vorbereitungsdienst nicht viel Sorge auf ihre Anstelligkeit desto mehr aber auf ihre Anstellung gewendet haben — freilich ein solcher Staat ist ein Uebel, und zwar nicht etwa ein notwendiges, sondern ein sehr unnötiges und unnützes Uebel. Oder ist der Staat nur eine Commandieranstalt auf der einen und eine Gehorchanstalt auf der andern Seite, in der die Commandierenden alles zum Voraus und alles am besten und alles allein wißen, wenn sie es auch niemals gelernt und niemals getrieben haben, und die Andern gar nichts, und wenn sie es auch noch so gut gelernt und noch so lange getrieben haben — oder ist er eine Anstalt, in welcher jedem von oben herab das Bett gemacht und ein

Stuhl davor gestellt werden muß, damit er ja nicht herausfällt, und das Fleisch geschnitten, damit er mit dem Meßer sich nicht etwa in den Finger ritze, und die Portionen gereicht, damit er sich nicht den Magen verderbe, wie das im „Polizeistaat" wirklich beinahe der Fall war und im Communistenstaat noch viel vollkommener eingerichtet werden soll — ein solcher Staat ist freilich wiederum ein Uebel, und wenn auch die Commandierenden und Fürsorgenden keine Beamten mit gesticktem Kragen und Orden sondern eitel Volksmänner in Blusen wären.

In dieser oder ähnlicher sinnlosen Weise hat man freilich bisher gar nicht so selten „den Staat" aufgefaßt und verstanden, und daher mag es kommen, daß man wol sagen hört „der Staat müße als ein notwendiges Uebel sich selbst entbehrlich machen." Aber der Kern dessen, was man heut zu Tage „den Staat" nennt, besteht darin, daß es Obrigkeiten und Unterthanen gebe; Obrigkeiten, welche dazu da sind, die Rechtschaffenen zu schützen und die Uebelthäter zu strafen, ohne Ansehen der Person und mit allem Ernst und Nachdruck, auch mit der Schärfe des Schwertes; Obrigkeiten, welche das Recht zu finden, zu schöpfen und zu handhaben berufen sind, dasjenige Recht vor allem, welches älter ist als das Menschengeschlecht und länger dauern wird als das Menschengeschlecht, das göttliche Recht, welches sie darum auch nicht von Menschen — etwa nach der Kopfzahl oder gar auf der Gaße — zu lernen haben oder lernen dürfen, und für dessen Handhabung sie auch nicht Menschen allein

verantwortlich sind; — Obrigkeiten, welche mit Ernst aber auch mit Wolwollen und Liebe befehlen und regieren, und sich weder durch den lauen Wind der Wolgefälligkeit noch durch den scharfen Sturm des Haßes nur einen Augenblick verlocken oder wankend machen laßen. Die große Mehrzal der Menschen aber muß und will gelenkt und regiert werden, und ihr ist die Einsicht vor allem Not, daß sie zum Regieren weder berufen noch geschickt, wol aber zum Gehorchen und Folgen in aller Treuherzigkeit und Liebe bestimmt sei, wenn es anders ihr selbst wol gehen solle, und es auch den Kindern und Enkeln wol gehen solle. Dieses Verhältnis der Obrigkeit und der Unterthanen, durch welches eigentlich „der Staat“ gemacht wird, ist kein Uebel, auch nicht einmal ein notwendiges, sondern ein Gut, und zwar ein notwendiges und völlig unentbehrliches, und wo man es für ein Uebel erklärt, da weiß man entweder nicht was man will, oder man will den Unsinn, den Unfug und das Unglück.

Dergleichen seltsame Sätze laßen sich noch eine Menge machen, und es gibt zu allen Zeiten Flattergemüter, Querköpfe und Wandelherzen, welche dergleichen oft in ganzem Ernste aufstellen. So sagen die Socialisten: der Reichtum ist ein Uebel, und die Communisten: das Eigentum ist ein Uebel, und die Faullenzer: die Arbeit ist ein Uebel, und die Dummköpfe: der Verstand ist ein Uebel. Alles wie man es versteht; so ins Allgemeine und Blaue hinein ists Unsinn, wie es Unsinn sein kann, von dem Staate als einem Uebel

zu sprechen; dann sind auch die Schuhe und die Kleider ein Uebel samt den Schuhmachern und Kleidermachern, da es beßer wäre, Schuhe und Kleider wären uns gleich angewachsen oder wir brauchten sie gar nicht. Wenn aber von notwendigen Dingen, durch die das Heil der Menschheit an und für sich bedingt wird, als von Uebeln, wenn auch von notwendigen, die nur dahin streben müßten, sich selbst entbehrlich zu machen, gesprochen wird, so merke, daß das ein für allemal Unverstand ist. Heißt es also: Obrigkeit und Unterthanen sind ein Uebel, Befehlen und Gehorchen ist ein Uebel, die Kirche mit samt dem geistlichen Stand ist ein Uebel und muß sich selbst entbehrlich zu machen suchen (und das letztere sagen viele Träumer in ganzem vollem Ernste) so ist das glatt nichts anderes, als wenn der kleine Schuljunge spricht: die Schule ist ein Uebel. Das spricht auch der kleine Schuljunge wirklich — und es ist auch ein wirkliches Paradoxon, nur freilich ein Schuljungen-Paradoxon.

Wie die Saat, so die Ernte.

(Im Mai 1849)

Wie die Ernte beschaffen ist, welche unser armes deutsches Volk jetzt heimführt, das sehen wir ziemlich Alle vor Augen: Zwietracht und Zersplitterung, Zerstörung, Aufruhr und Bürgerkrieg heißen die gif-

tigen Früchte, die wir im Jahre 1849 in unsere Scheunen sammeln, und an welchen wir uns ohne allen Zweifel den Tod eßen werden. Mögen auch Manche mit lautem Jubel dem Erntewagen folgen, auf welchen diese Todesgarben liegen, sobald sie sie erst einmal werden im Hause haben, wird es ihnen grauen und ekeln vor dieser Speise des Verderbens. Aber dennoch werden sie davon eßen, weil sie nichts anders haben, und das Gift wird ihnen das Herz abbrechen: wenn sie dann auch noch so laut rufen: „o Mann Gottes, der Tod in den Töpfen!“ es wird sich kein wunderthätiger Prophet, wie einst im alten Testamente, finden, welcher ihnen die bittere Todesspeise in eine milde und heilsame verwandelt.

Welche Saat ist es, aus welcher eine solche Ernte hervorgewachsen ist? und wer hat sie ausgestreuet?

Wir haben es schon wol funfzig und hundertmal und vielleicht noch öfter gesagt, aber wir laßen nicht ab und sagen es zum einundfunfzigsten und hundertundersten Male, und werden es sagen noch mit dem letzten Atemzuge, den jenes tödtliche Gift uns übrig läßt: es ist die Gottesvergeßenheit die Saat, aus welcher diese Ernte hervorgewachsen ist; die Gottesvergeßenheit und nichts anderes. Das deutsche Volk ist nur etwas geworden und gewesen durch Gott und hat nur etwas ausgerichtet und durchgeführt unter dem Paniere des Königs aller Könige, welcher heißet Jesus Christus, warhaftig auferstanden, warhaftig gen Himmel gefahren, warhaftig sitzend zur Rechten des Vaters, von wannen er, so gewis er auferstanden und

aufgefahren, wiederkommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten. Gerade so war einst das jüdische Volk nur etwas durch seiner Väter Gott, der auch unser Gott ist, und durch dessen Verheißungen, und ohne diesen Herrn Jehovah Zebaoth war es Nichts; so wie es von diesem Gott und dessen Verheißungen abfiel, war es eine leichte Beute der Feinde; und als es endlich die Erfüllung der Verheißungen durch die Kreuzigung des Gesalbten absichtlich wegwarf, da wurde es Nichts, und wird Nichts bleiben bis es sich im Ganzen bekehrt zu dem Gekreuzigten — kurz vor der Auferstehung der Todten und dem Gericht über alle Welt.

O deutsches Volk! Fürsten und Unterthanen! Regierungen und Regierte! Hoch und Niedrig, Groß und Klein! wärest du nicht blind, blind wie die, die niemals das Licht gesehen haben, so würde ich dir zurufen: sieh in diesen Spiegel! Du bist nahe daran, zu Nichts zu werden, während du meinst, Alles zu werden. Und du wirst Nichts in viel schlimmerer Weise als das Volk der Juden. Dieß besteht noch fort für den großen Tag der allgemeinen Bekehrung und des allgemeinen Gerichtes; dafür hat es die Verheißung. Du aber, deutsches Volk, du hast diese Verheißung nicht; du, deutsches Volk, wirst nicht fortbestehen: du wirst zu Nichts werden und Nichts bleiben, nicht anders und nicht beßer als es den Griechen und den Römern ergangen ist.

Noch drängt und treibt es mich freilich zu rufen: Bekehre dich zu Dem, von dem du abgefallen bist;

vielleicht ist noch Rettung möglich! Aber es kommt mir immer wieder ein, mit dem Propheten zu verkündigen: „Das Ende kommt, es kommt das Ende; es ist erwacht über dich, sieh es kommt — das Ende über alle vier Oerter des Landes." Ich fürchte: es ist zu spät. Die Ernte ist einmal reif und der welke Halm kann nicht wieder grün werden, er kann nicht wieder zurückkriechen in die Erde und in das Samenkorn. Die Felder sind weiß und die Sichel des Schnitters beginnt zu klingen. Der Name des Schnitters aber heißet **Tod**.

Schlägt die Sichel dieses Schnitters nun dich nieder, deutsches Volk, gehst du unter in dieser Ernte des Verderbens, so geht mit dir auch das Leben der ganzen westeuropäischen Menschheit zu Grunde — unwiderruflich und unwiederbringlich. Du hast nicht für dich da gestanden, wo du ein Jahrtausend lang gestanden hast — du hast da gestanden für Schweden und Dänen, für Engländer und Franzosen, ja für Italiener und Spanier. Du hast für dich und für alle diese Völker den Beruf gehabt, dein altes Erbe der Gesinnung: die Treue und die Zufriedenheit, die Ehrbarkeit und die Zucht, die Ordnung und die Frömmigkeit zu hüten. Dadurch, und nicht durch deine politische Macht allein oder nur vorzüglich, bist du das Herz und der Mittelpunkt von Europa gewesen. Gewesen — denn es geht mit dir zu Ende, und damit geht auch das bisherige Europa zu Ende. Du hast dein Vatererbe und dein Gotteserbe verschleudert und wirfst es jetzt mit Vorsatz und Absicht, wißentlich und

willentlich weg. Darum hört nicht allein deine politische Macht, es hört dein Beruf unter den Völkern, es hört dein Leben und das Leben der Völker auf, die von dir das Beste ihres Lebens einst empfangen hatten und noch fortwährend empfiengen.

Das ist die Saat, welche seit achtzig Jahren mit vollen Händen ausgestreuet worden ist uud heute zur Ernte des Bürgerkriegs, zur Ernte des endlichen und unheilbaren Verderbens heranreift: die Unzufriedenheit und die Untreue, die Genußsucht und die Unzucht, die Unordnung, der Hochmut und die Gottlosigkeit. Und dieser Saat hast du dich gefreut, deutsches Volk, und freuest dich derselben noch jetzt, zu einem sehr großen, zu einem nur allzu großen Theil. Nun, so freue dich auch der Ernte!

Sie haben dir, schon seit drei Menschenaltern, ein gemaltes Christentum verkündigt von allen Kathedern, von allen Kanzeln und sogar von allen Lehrertischen in den Schulen, und einen gemalten Christus, aber kein warhaftiges Christentum und keinen wirklichen Christus. Daß du den gemalten Christus den man dir gepredigt hat — ein Mensch wie wir, und nichts weiter, der gelebt hat und gestorben ist gleich uns, der längst nicht mehr vorhanden ist und von dem wir nichts übrig haben als Erzälungen, mit denen es jeder halten kann wie er Lust hat — daß du diesen gemalten Christus wegwirfst, das verdenke ich dir nicht. Ich selbst glaube lieber an mein eigen Fleisch und Blut als an einen fremden bleichen Schatten. Aber über den gemalten Christus ist dir der rechte Christus

ganz abhanden gekommen, und Vielen, denen doch jetzt schon die Not und die Angst an das Herz geht, will es noch immer nicht in den Sinn, zu diesem Christus, als einem wirklichen Weltenkönige, zu rufen und zu beten. Sie meinen immer, sie riefen damit gleichsam eins von den Bildern an, die sie etwa an der Wand ihrer Stube hängen haben. Richtig; Bilder ruft man auch nicht an. Vielen, denen jetzt so angst und so elend ist, daß sie zittern und beben, will es noch immer nicht in den Sinn, sich dadurch von der Furcht frei zu machen, daß sie sich die Sünden vergeben laßen. Und wenn sie ja vielleicht in der Not des ewigen Verderbens doch kommen und sich die Sünden wollen vergeben laßen, so ist ihr Pfarrer wol gar im Stande, sie wegzuschicken, und sagt: er könne keine Sünden vergeben. Das ist wieder richtig, denn wer nur einen gemalten Christus verkündigt, kann wirklich keine Sünden vergeben. Aber merke: wer nicht zu Christus beten und keine Sünde vergeben will und kann aus Christi Macht, der kann mich und dich auch keine Gottesfurcht, Zucht, Ordnung, Treue und Genügsamkeit lehren, noch viel weniger mich und dich in allen diesen Dingen erhalten und fest machen. Denn kann ichs mit den Erzälungen von Christus halten wie ich will, so kann ichs mit den Lehren, die man ihm zuschreibt, noch viel eher halten wie ich Lust habe: heute nehme ich sie an, morgen werfe ich sie weg; heute thue ich darnach, morgen schlage ich sie in den Wind. Es sind ja doch unter diesen Umständen lauter menschliche Lehren und Vorschriften, und ich bin so gut ein Mensch

wie ein Anderer, kann also schon selbst für mich mir Lehren und Vorschriften geben, wie Lust und Laune mich treibt und mir eingibt.

So haben sie dirs gemacht, armes deutsches Volk, nun seit drei Menschenaltern; sie haben dir Zweifel gepredigt statt Wahrheit, Schrankenlosigkeit statt Ordnung, Ungewisheit und Gleichgültigkeit statt Gewisheit und Gewißenhaftigkeit, und diesen Zweifel, diese Schrankenlosigkeit, Ungebundenheit, Ungewisheit und Gewißenlosigkeit zusammen haben sie dir „Menschenwürde“ genannt. Wie will aus solcher Saat eine andere Ernte aufgehen, als die welche heut zu Tage reif wird? Gesetzlosigkeit und Willkür, Rache und Grimm, das ist Menschenwürde, sagst du heut zu Tage, armes verführtes deutsches Volk. Und wer will dich darum strafen? Diejenigen warhaftig nicht, die ihr ganzes Leben lang dich Zweifel und Ungewisheit gelehrt, die dir Fratzen mit Kohle an die Wand gemalt und gesagt haben: das ist Christus. Diejenigen warhaftig nicht, welche dir einen Dampf von Redensarten viele Jahre lang vor die Augen geblasen und auf diesem Dampf dir ein buntes Gaukelbild über das andere gezeigt und dabei gesagt haben: Sieh, dies schöne bunte Bild ist dein Bild, du schönes, edles, großes Volk, und jenes noch buntere ist das Bild von deiner bunten glänzenden Zukunft! Diejenigen, welche dich in dieser Weise gefoppt und genarrt und aus deiner eigenen Haut heraus gelockt haben, dürfen dich nicht strafen, wenn du dich jetzt toll und thöricht anstellst, wenn du in Redensarten faselst, aus allen Hespen

und Gleisen weichst, dir von Niemand in der Welt etwas willst sagen laßen, und mit Nichts in der Welt zufrieden bist. Sie haben dich es achtzig Jahre lang nicht anders gelehrt. Diese deine Lehrer sind untergegangen mit Schmach und Schanden und der Fluch wird von ihrem Grabe und von ihrem Namen nicht weichen. Aber du hast dich foppen, narren und locken laßen, du hast dir diese Zweifel und Redensarten, diese Bilder und Fratzen in stumpfer Gleichgültigkeit gefallen laßen, oder hast wol gar an dem Dampf und an den bunten Schatten an der Wand deine Freude gehabt. Uud darum gehst auch du unter. Wie die Saat, so die Ernte.

Geteuschte Hoffnungen.
(1849)

Mit dieser Ueberschrift meinen wir diejenigen Hoffnungen, welche wir mit vielen Tausenden unseres Volkes auf eine von Innen hervorgehende, also in der Hauptsache friedliche, Lösung der Wirren in unserm deutschen Vaterlande fast ein Jahr lang gehegt haben. Im Ganzen und in der Hauptsache knüpften sich diese Hoffnungen an die Frankfurter Nationalversamlung. Wir haben diese Hoffnungen mit Tausenden, wir haben sie aber auch mit den Beßeren und Besten getheilt. Diese Hoffnungen sind gänzlich gescheitert; zu Stande gebracht hat die Nationalversamlung Nichts,

und für die Zukunft ist von dieser Versamlung nichts zu erwarten, als Revolution. Diejenige Partei in derselben, welche ein Jahr lang die Zügellosigkeit gehemmt und die Revolution gebändigt hat — sie ist in alle Winde zerstoben, und auch außerhalb der Versamlung für jetzt machtlos. Die Revolution erhebt ihr Haupt, unvergleichbar wilder, hin und wieder vielleicht auch mächtiger, als im vorigen Jahre, und eine geistige Macht politischer Art, wie sie ihr damals gegenüber stand, steht ihr heute nicht mehr gegenüber, dagegen eine unvergleichbar viel größere äußere Macht, welche vor einem Jahre nicht vorhanden war. Geistige Kämpfe werden, so scheint es, in der nächsten Zukunft kaum gekämpft werden, wenigstens keine Entscheidung bringen; die Entscheidung liegt nur in dem Kampfe der äußeren Macht gegen die äußere Macht. Der Erfolg ist auf die Spitze des zum Bürgerkriege gezogenen Schwertes gestellt. Das sind, wie die Geschichte lehrt, die Vorboten des politischen Unterganges; so ist Griechenland untergegangen, so hat sich noch in der neuesten Zeit Spanien verblutet. Sind diese Vorboten untrüglich? oder wäre doch noch eine Aussicht auf Rettung? Sind unsere Hoffnungen für immer geteuscht, sind sie vernichtet? oder sind sie nur für den Augenblick darniedergeschlagen? Ist nicht das eigentliche politische Leben der Nation, sondern nur eine an und für sich haltlose und hoffnungslose Partei untergegangen?

Das Letztere behaupten in ganz gleicher Weise die Republikaner wie die Inhaber und Vertreter der der Revolution jetzt gegenüberstehenden äußeren Macht.

Wir für unser Theil haben zwar der Nationalversamlung oder vielmehr der erhaltenden Partei innerhalb derselben zunächst keinen andern und höheren Beruf zugeschrieben, als die Revolution in ihren allergefährlichsten Zuständen einzudämmen, und müßen fortwährend behaupten, daß sie diesen Beruf erfüllt und zum Segen von Deutschland erfüllt hat. Wir könnten deshalb sagen, die Aufgabe dieser Partei sei nunmehr zu Ende, und ihre Auflösung und nunmehrige Machtlosigkeit eine natürliche Folge der Erfüllung ihrer Bestimmung; indes haben wir, wenn gleich mit weit geringerer Zuversicht als die Partei selbst und als viele andere Genoßen derselben, zugleich erwartet, daß auch, wo nicht das Gebäude, doch die Grundlage des deutschen Reiches und der Reichsverfaßung durch sie zu Stande kommen werde, und diese Erwartung ist vollständig geteuscht, sie ist vernichtet worden. War die Partei in der ersten Beziehung, in der geistigen Bezwingung der Revolution, auf keinen Fall haltlos zu nennen; in der zweiten Beziehung, in der Aufgabe des Bauens und Schaffens war sie allerdings haltlos, und ist wie es jetzt scheint, hoffnungslos. Darüber hat der Erfolg gerichtet, und gegen den läßt sich nicht ankämpfen.

Also müßen diejenigen, welche überhaupt noch Hoffnungen für Deutschland hegen, diese Hoffnungen nach einer Seite hin wenden, welche mit der bisherigen Partei in der Nationalversamlung gar keinen Zusammenhang, gar keine Verbindung hat? etwa nach der Seite, von welcher die ganze Nationalversamlung

in Bausch und Bogen als „Revolution", „Hochverrat", ja mit einer ganzen Flut von Schimpfwörtern als eine Versamlung von eingefleischten Bösewichtern ist bezeichnet worden?

Unsere Hoffnungen für Deutschlands politische Zukunft sind sehr schwach, um nicht zu sagen, sie sind nichts; aber von der eben bezeichneten Seite her werden sie auch nicht mit den geringsten Fünkchen genährt. Rohes Schimpfen, wie das in manchen preußischen Blättern, und leider ganz besonders in Florencourts Volksblatt Sitte geworden, oder polizeilicher Klatsch, wie ihn der „Berliner Zuschauer" in der Kreuzzeitung auftischt, sind nicht beßer als die Unsauberkeiten der rheinischen Demokratenzeitung oder der Kasseler Hornisse, und jedenfalls ein Zeichen politischer Ohnmacht. Ueberhaupt ist das Nein=sagen zu Allem, was nicht in den nächsten Kram passt, die wolfeilste Kunst unter allen, und eine andere Kunst haben wir dort noch kaum gesehen.

Nein, wenn ja noch Hoffnungen vorhanden sein sollten, so ruhen sie dennoch, so weit sie politischer Natur sind, eben auf der Partei, welche jetzt zerstoben und vernichtet scheint, aber freilich nur so, daß diese Partei selbst sich eine Zukunft neu schafft, und nicht auf dem bisherigen Standpunkt, welcher nunmehr politisch überlebt und unmöglich geworden ist, verharrt. Sie muß sich fortwährend von den Schlacken reinigen — oder wenn man will, durch ihr Unglück reinigen laßen — welche ihr angeklebt haben und zum Theil noch ankleben.

Dahin rechnen wir, daß sie mit der Revolution an und für sich noch entschiedener breche, als sie dieß im Laufe des Jahres gethan hat. Sie hat gebrochen mit dem sinnlosen Stürmen und Toben, gleich in der Mainzer Sache im Mai v. J., und hat in den meisten Capitalfragen diesen Bruch behauptet: das erkennen wir gern und vollständig an. Vor dem Zusammentritt der Nationalversamlung war es nicht so: der Unterschied zwischen Welker, Matthy, Soiron, selbst Gervinus und Bassermann einerseits und Itzstein, Hecker, Struve andererseits, (damit wir nur diese auffallendsten Beispiele wählen) erschien nicht als wesentlich, war auch vielleicht nicht wesentlich. Er ist jetzt wesentlich geworden; wir laßen das ohne Weiteres gelten. Aber nicht in allen Hauptfragen ist dieser Unterschied, ist der Bruch mit der Revolution wesentlich und noch weniger erfolgreich gewesen. Die Grundrechte und das Verfahren mit denselben war schon eine Concession an die Partei des Umsturzes, welche uns bereits im Juli v. J. mit Besorgnis, bald mit schweren Bedenken und zuletzt, bei Erlaßung des Einführungsgesetzes zu den Grundrechten, mit Schrecken erfüllte. Aber es blieb leider nicht bei dieser Concession. Das Vertragschließen mit dem Feinde in der Angelegenheit der Reichsverfaßung war ein Schlag, den sich die Partei selbst ins Gesicht gab, und wodurch sie alle Früchte ihrer bisher eroberten und behaupteten Stellung wieder vernichtete. Daran vor allem ist sie zu Grunde gegangen.

Man kann mit den Kräften der politischen Zer-

störung, mit den Mächten der geistigen Finsternis keinen Vertrag schließen, um sie zu guten Zwecken hinzuführen oder auch nur zu benutzen; diese Kräfte dienen nur sich selbst, niemals einem Zwecke der Erhaltung, der Gesittung, der politischen Ehre und Macht. Diese Wahrheit muß von der Partei jetzt erst gelernt werden; ja wir glauben, manche Personen derselben werden jetzt erst lernen müßen, daß Agitation der Massen, daß Aufregung durch Volksversamlungen, daß politische Reden vor großen Haufen, daß dieß alles und Aehnliches zu nichts führt noch führen kann, als zur allgemeinen Kopflosigkeit, zur Gesetzlosigkeit und Zerstörung. Die Massen fühlen ihre Macht nur durch Unruhen, die sie erregen — fortwährend im Aufstande sein, das heißt der Masse: herschen, nur das heißt Volksherschaft, Volkssouveränetät. Lernt dieß die Partei nicht jetzt, so ist sie allerdings hoffnungslos; reinigt sie sich nicht auf das Vollständigste von dieser Schlacke, die ihr noch vor wenig mehr als einem Jahre vom Scheitel bis zur Sohle anklebte, so hat sie ganz und gar keine Zukunft.

Dahin rechnen wir weiter, daß sie ihre alte Bücherweisheit und Stubengelehrsamkeit und die Redensarten und Formeln aufgebe, an welchen sie bis daher noch viel zu viel geklebt hat. Sie muß das Literatentum überwinden, welches sie in sich trägt. Sie muß lernen, daß man mit allgemeinen Begriffen, und wären es die edelsten und die höchsten, in der politischen Welt nichts gründen und bauen, sondern nur zerstören könne, daß aus der von dieser Partei angestrebten

Herschaft der Principien, der „klaren und kalten Gedanken“, der „allgemein menschlichen Einsicht“, nichts anderes hervorgehen könne, als der Despotismus der Phrasen, wodurch das Volk in die tiefste Verdumpfung und Versumpfung gestürzt wird. Wozu haben die „Menschenrechte“ in der französischen Revolution, wozu hat „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, wozu hat „Freiheit, Bildung, Wolstand“ in unsern Tagen geführt? Und woher stammen diese nicht allein staatsverderblichen sondern volksmörderischen Phrasen? Aus der von dem wirklichen Leben abgewendeten, engherzigen, einseitigen und kurzsichtigen politischen Wißenschaft unserer Zeit, die wir doch nur eine Tagesweisheit, ein Literatentum und Journalistentum nennen können. Man muß lernen, sich an Sachen und Personen anschließen, statt an Systeme und Begriffe; man muß lernen, daß die bisher verschrieene „Welt der blinden Thatsachen“ mächtiger ist als die „Welt des reinen Begriffs“. Daß wir es kurz sagen: mit den bisherigen Theorien vom „Staate“ muß gebrochen werden, eben so wol und eben so gründlich wie mit den Personen und Lehren der Wühler und Umstürzer.

Drittens muß diese Partei, will sie nicht hoffnungslos bleiben, sich mit den, ihr bisher unbekannt gebliebenen, wirklichen Bedürfnissen des wirklichen Volkes bekannt machen, welche eben so weit entfernt sind von weltbeglückender roter Demokratie wie von weltbeglückender Wißenschaft. Wir fürchten freilich, es ist damit schon zu spät: das Volk, wenigstens ein großer Theil desselben, lebt schon in eingebildeten Be-

dürfnissen, in solchen, welche ihm sind eingeredet und aufgeredet worden, nicht mehr in wirklichen; und es werden die schwersten Schläge nötig sein, um dasselbe wieder im Großen und Ganzen zu seinen wirklichen Bedürfnissen zurückzuführen — wenn dieß überhaupt jemals wieder möglich sein und geschehen sollte. Auf jeden Fall muß so viel gelernt werden, daß die Bedürfnisse des Volkes, von denen man bisher so viel zu sprechen wußte, nicht die wirklichen Bedürfnisse des Volkes waren noch sind, sondern nur Bedürfnisse, deren Befriedigung einzig und allein dazu dient, um neue Bedürfnisse, und immer neue und immer wieder neue zu erzeugen. Die Einbildungen vom politischen Fortschritt, in Folge deren dieser Fortschritt nichts anderes war als ein Zustand des permanenten Hungers, müßen fallen und wesentlich anderen Vorstellungen Raum geben. — Dann erst wird diese Partei anfangen, wirklich das zu sein, wofür sie Wilhelm Jordan aus Berlin in seiner Abschiedsrede in der Nationalversamlung erklärte: die Partei der Versöhnung.

Vorzeichen der Revolution.
(1849)

Seit sechzehn Monaten stehen wir mitten darin — was hilft es jetzt noch von Vorzeichen zu reden? Mitten im Kampf, im blutigen Kampf, im schmählichen

Bürgerkrieg begriffen, wollen wir lieber nach den Zeichen des Ausgangs fragen, als nach den Vorzeichen des Anfangs, der doch nun einmal, trotz aller Vorzeichen, nicht vermieden worden ist!

So kann man sagen, und vielleicht die Mehrzal der Menschen sagt wirklich so. Indes wer die Vorzeichen des Anfangs der Revolution nicht beachtet hat, oder jetzt, wenn auch an und für sich „zu spät", sich derselben nicht erinnern will, der wird auch niemals die Zeichen des Ausgangs der Revolution erkennen und begreifen. Deshalb meinen wir, es sei ganz und gar nicht außer der Zeit, selbst mitten im wildesten Kampf und Blutvergießen an die Zeichen zu erinnern, durch welche diese Zeit des Unverstands, der hartstirnigen Frechheit, des schamlosesten Bekenntnisses zu dem gröbsten Unsinn und dem niedrigsten Verbrechen, diese Zeit des Volkswahnsinnes, vorbedeutet worden sei.

Die allgemeinen großen und kundbaren Vorzeichen hat der Schreiber dieser Blätter lange ehe die Revolution ausbrach fast sämtlich in öffentlicher Rede und öffentlicher Schrift genannt, hat auch von diesen Vorausverkündigungen kein einziges Wort zurückzunehmen oder zu bereuen Ursache gefunden, weshalb er sie jetzt nicht abermals aufführen und somit sich selbst nicht wiederholen will. Es sollen vielmehr für dasmal einige mehr besondere, kleine, verhältnismäßig verborgene und versteckte Vorzeichen der Revolution genannt werden. Wir thun dieß selbst auf die Gefahr hin, daß wir mit diesen Andeutungen für jetzt nicht überall, selbst nicht bei Einsichtigen und Gleichgesinnten volles Ver-

ständnis finden sollten. Für jetzt; denn wir hoffen, die Zeit des Verständnisses kehrt dennoch wieder.

Seit einer Reihe von Jahren, auffallender seit 10—12 Jahren, war aus der sogenannten gebildeten Welt die Fähigkeit, sich leicht, schnell und sicher auch ohne umständliche Erklärungen und Auseinandersetzungen, auch ohne Wort, zu verständigen, verschwunden; verschwunden war die Fähigkeit, sich mit Hingebung in die Gedanken und Empfindungen eines Andern zu versetzen, den Andern innerlich zu verstehen und innerlich mit ihm zu leben; verschwunden war eben so die Fähigkeit wie die Lust, die feineren und innern Verhältnisse und Verbindungen der Dinge zu ergründen, die Freude an den mildern Lichtern und sanfteren Schatten, an den zarteren, nicht so ohne Weiteres auszusprechenden und hinauszugebenden Empfindungen, seien dieselben mehr ernster oder mehr weicher, ja sogar nur schmerzhafter, komischer Art; — es war das verschwunden, was man in früheren Jahrzehnten das feine Gefühl nannte; ein Ausdruck, der heut zu Tage kaum noch vorkommt und von Vielen wol eigentlich nicht mehr verstanden wird.

Daß jene Fähigkeiten und Empfindungen, daß dieses feine Gefühl vor dreißig, vor vierzig Jahren in großer Allgemeinheit vorhanden war, wißen alle diejenigen, deren Erinnerungen in den Verkehr der gebildeten Welt jener Zeit hineinreichen; daß diese geistigen Zustände abermals dreißig Jahre früher in noch größerer Allgemeinheit, vielleicht auch in höherer Ausbildung herschten, zeigt uns die Tradition aus jenen

Zeiten, die Literatur und der jetzt in großer Ausdehnung zu Tage liegende briefliche Verkehr der damaligen gebildeten Welt — vor allem jener bekannte krankhafte Auswuchs der damals herschenden feineren und weicheren Stimmung: die Empfindelei. Diese geistigen Zustände müßen, wenn auch immerhin nur in untergeordneten, doch in bestimmten Anschlag kommen, wenn die Frage beantwortet werden soll, warum die erste französische Revolution mit ihren Rohheiten, trotz der für dieselbe in Deutschland vorhandenen Theilnahme, damals in unserm Vaterlande keinen Boden, keine praktische Nachahmung habe finden können.

Das war nach dreißig Jahren anders geworden. Daß Einer dem Andern, z. B. der Jüngere dem Aelteren, der Anfänger im Dienst dem Erfahrenen, der Untergeordnete dem Vorgesetzten, etwas „absah" oder „abmerkte", kam beinahe gar nicht mehr vor; es war überall ein sehr bestimmtes, sehr lautes und mitunter derbes Aussprechen nötig und demnach auch Sitte geworden; so, wie dieß früherhin nur als die Art und Weise der ungebildeten Stände war betrachtet worden, gerade so war es nunmehr auch in den gebildeten Lebenskreißen herschend geworden. Man begehrte überall Anweisungen, klare, laut verkündigte, umständlich formulierte Vorschriften, gewissermaßen geschriebene Gesetze und unter der Schelle vollzogenen öffentlichen Ausruf derselben auch für das innere Wesen des Geschäftes und Dienstes, ja des gesellschaftlichen und des Familienlebens. Wie oft konnte man aus jenen feineren Zeiten stammende Staatsbeamte oder Familien-

väter klagen hören, daß ihre jüngeren Amtsgenoßen oder sogar Dienstuntergebenen, daß ihre erwachsenen Söhne (oft selbst die Töchter nicht ausgeschloßen) einen Tadel für ihr Verhalten, der in der Lage der Dinge selbst, in der Sache, in der Sitte liege und sich durch die gestörte Ordnung des Geschäfts oder der Hauseinrichtung doch schon an und für sich bemerklich machen sollte, gar nicht mehr empfänden, und selbst leise auf das betreffende Versehen hinweisende und dessen stillschweigende Verbeßerung anratende Bemerkungen oder Andeutungen nicht hörten oder nicht beachteten; es sei überall ein widriges Lautsprechen nötig, wodurch der Dienstverkehr wie der Familienverkehr unausstehlich geworden sei. Und in der That, ohne dieß Lautsprechen geschah nichts, oder was geschah, geschah schlecht; aber in Folge dieses Lautsprechens geschah nun alles widerwillig.

Im geselligen Verkehr war es nicht beßer; wie laut, wie schreiend war derselbe geworden gegen frühere Zeiten! Man mußte sich innerhalb desselben einen Rang mittelst der Discussion, des Disputierens, gewissermaßen erst erobern und erkämpfen, ja unter Umständen nur einen Platz wahrhaft erbeißen. Nicht auf Wolwollen konnte ein Neueintretender rechnen, wie noch ziemlich allgemein bis in die Mitte ja bis gegen das Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts (nur mit Ausnahme der an sich geschiedenen Parteien der Franzosenfeinde und Franzosenfreunde von 1806—13 hier in Hessen) üblich war, sondern auf Uebelwollen; man war einig darüber, daß man ihn nicht gelten

und gewähren laßen dürfe, sondern daß man ihn „ziehen" müße. Oder es verhielt sich auch umgekehrt: mit der Prätention des überlegenen Wißen oder der allein richtigen Ansicht trat gar mancher Neuling hier und da auf, um zu reformieren — zu tadeln, zurechtzuweisen, selbst in Gebieten, die ihm völlig fremd waren, und gegen Personen, von denen er füglich nur hätte lernen sollen. Im Gespräch zu lernen, anzunehmen, aufzunehmen, war eine unbekannte Gesellschaftstugend geworden; gerade im Gegenteil war jeder nur bemüht, sich selbst auszusprechen, und so laut und so häufig als möglich auszusprechen; gelang das nicht, so kehrte Mancher wol gar, wenigstens der größeren Gesellschaft, voll Unmut den Rücken.

Aber es galt auch in der That, sich sehr laut geltend zu machen, wenn man nicht gänzlich übersehen, als „unbedeutend" bei Seite geschoben, ja wol gar mit unverkennbarem Uebermut und Hohn behandelt sein wollte, so daß manche an die beßeren Sitten der älteren Zeit gewohnte Personen sich in diesem lauten Durcheinander höchst unbehaglich fühlten und tiefe Einsamkeit der roh gewordenen Geselligkeit vorzogen. Stichwörter und Formeln, gesellschaftliche, literarische, politische, religiöse, galten in einer so unbeschränkten Weise, wie es seit den Kämpfen der Reformation im geselligen Leben nicht vorgekommen war, und eine Verständigung über dieselben wurde nicht selten geradezu und mit Uebermut und Unhöflichkeit zurückgewiesen. Wer über diese Stichwörter hinaus gieng, hatte die größte Vorsicht und Behutsamkeit nötig, mußte sich auf

die leiseste und einschmeichelndste Weise für seine tiefere Einsicht und höhere Betrachtungsweise, ja gleichsam für seine edleren Gesinnungen und namentlich für seine, nicht aus dem Lärm des Tages stammenden Ueberzeugungen entschuldigen, und konnte es doch niemals weiter bringen, als daß man ihn „mit Nachsicht“ behandelte, daß man ihn duldete.

Daher denn die unvermeidliche, so oft besprochene Langeweile, an welcher unser gesamtes „gebildetes“ Leben bis zum Erschrecken litt; wirklich Gutes mochte man nicht, weil man zu stumpf und zu träge, zu eigenwillig und eingebildet war; das Einfache, Stille, Zarte wozu Aufmerksamkeit und Hingebung nötig war, und wobei man nicht selbst seine laute Rolle oder eigentlich die mühelose Hauptrolle spielen konnte, genügte nicht — es wurde stets und überall nach den Derberen, Massenhaften, nach der schreienden Farbe und dem pikanten Witz (eigentlich nur Spaß, denn für Scherz und wirkliche Komik war gerade am allerwenigsten Sinn vorhanden) gegriffen. So war es in der Literatur, wo die brennenden Farben und handgreiflichen Darstellungen, z. B. Freiligraths, zu den Weißbinderkünsten Herweghs und zu den Rohheiten der französischen Romane E. Sues und dergleichen führten; so in der Geselligkeit, wo man die noch unter den Gliedern der Gesellschaft älterer Zeit übliche „Unterhaltung“ höchst „ledern und ennuyant“ fand und dafür lieber im tollsten Durcheinander der buntesten und zahlreichsten Zusammenkünfte sich herumtrieb oder in dem, die Derbheit der Zeit hinlänglich charakterisierenden, un-

schönen, ja häßlichen Galoppwalzer tobte. Aber das hielt auch nicht an, und also abermals — Langeweile.

Ausnahmen kamen vor, und sie waren, wo sie vorkamen, um so erfreulicher, zuweilen völlig unerwartet und dann glänzend, aber sie waren selten und, diejenigen Kreiße ausgenommen, in welchen die Revolution des letzten Jahres überhaupt keinen Anklang gefunden hat, sehr vorübergehend. Mochte sich auch die große Masse der sogenannten Gebildeten eine Zeit lang an den Unterhaltungen und geistigen Genüßen der wirklich Gebildeten beteiligen und für dieselben gewonnen scheinen — bald wurden ihnen die auf diesem Wege ihnen zugemuteten Opfer an Aufmerksamkeit und Spannung, an Hingebung und Unterordnung lästig, dann peinlich, zuletzt widerwärtig, und der Widerwille gegen die feineren geistigen Genüße und die wahre Bildung trat nach dem Vorüberrauschen solcher Ausnahmszustände in desto herberer Schärfe, in desto unverhüllterer Nacktheit auf.

Das waren Krankheiten der gebildeten Welt, Krankheiten, welche wiederum nur Vorzeichen eines allgemeineren und schwereren Siechtums sein konnten. In diesen Zuständen unserer gebildeten Gesellschafswelt lagen für den, welcher Augen hatte zu sehen, die Keime theils zu dem ganz unberufenen, die vorhandenen Fähigkeiten weit überschreitenden Drange nach planloser Neugestaltung der „langweilig" gewordenen Verhältnisse überhaupt, an welchem jetzt unser Vaterland zu zerscheitern drohet, theils zu der rohen und plumpen Auffaßung der Zustände in Politik und bürgerlichem

Leben, zu der Gemeinheit und Niedrigkeit, die uns um die Früchte aller unserer Gesittung und Bildung zu bringen drohet, theils aber auch zu der Anarchie, welche laut genug proclamiert und so viel möglich auch ausgeführt worden ist. Es weissagten diese Krankheiten der Stumpfheit und Unempfindlichkeit das Hereinbrechen gewaltsamer Heilmittel, durch welche die schlaffen Muskeln und gefühllosen Nerven der Mitwelt mit der Derbheit, welche sie herausforderten, in Anspruch genommen und erschüttert werden würden, um aus den heftigen Vibrationen dann später wieder in die gleichmäßigen Schwingungen des naturgemäßen Zustandes zurückzukehren. Namentlich für einen großen Theil der Frauenwelt ist die Revolution nichts mehr als ein Gegenstand endlich einmal erreichter pikanter Unterhaltung und Zeitverkürzung gewesen; aber auch an den Nerven dieser Welt wird gerißen werden müßen und gerißen werden bis zum heftigsten Schmerze, ehe die Naturzustände, aus welchen selbst die Frauenwelt zum großen Theil gewichen war, wiederkehren können.

Ehe unsere „gebildete" Gesellschaft aber nicht von einem solchen Schmerze durchzittert und gewissermaßen in ihren bisherigen Grundlagen zerstört worden ist, ist auch die Zeit der Vorzeichen der Revolution noch nicht beendigt und die Zeit der Revolution selbst noch immer ein Theil der Zukunft.

Wo gibt es Revolutionen?
(1849)

Erste Beantwortung:

Da gibt es Revolutionen, wo es den Leuten gar zu schlecht geht, wo die Regierungen die Unterthanen drücken wo die Fürsten ihre Völker aussaugen, wo die Pfaffen und die Jesuiten herschen, wo keine Preßfreiheit, keine Religionsfreiheit, keine Versamlungs- und Associationsfreiheit gegeben wird, wo kein öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren mit Geschwornen, und keine selbständige Gemeindeverwaltung eingeführt, und vor allem die Reichsverfaßung nicht anerkannt ist.

So sagen, wenn auch nicht gerade alles, doch bei weitem die Meisten. Wie ist es denn aber mit Baden? mit Baden in allen diesen Stücken, die man haben und nicht haben will? In Baden gieng es den Leuten nicht schlecht, die Regierung drückte die Unterthanen nicht, denn es sind dort in den letzten dreißig Jahren nicht so viel Gewalthandlungen vorgekommen, als in den letzten dreißig Tagen, der Großherzog sog sein Volk nicht aus, denn er hat in einem ganzen Jahr noch nicht so viel für sich gebraucht, als der jetzige Landesausschuß oder die nunmehrige provisorische Regierung in einem Monat, die Pfaffen herschten in Baden nicht und Jesuiten gab es dort nicht, Preßfreiheit war vorhanden, Religionsfreiheit war vorhanden,

Versamlungsfreiheit war vorhanden, Associationsfreiheit war vorhanden, Geschworne waren vorhanden, die sogar den des Hochverrats schuldigen Struve nur zu ein wenig Gefängnis verurteilten, an selbständiger Gemeindeverwaltung fehlte es auch nicht und die Reichsverfaßung war anerkannt, wie sonst in keinem Lande. — Wie kommt denn Baden zu einer Revolution?

Das ist alles noch nicht genug, denken die Meisten von denen, welche jene erste Antwort aussprachen, und sagen sehr Viele, die sich aus dem Denken nichts machen — das ist alles noch lange nicht genug. Da gibt es Revolution, wo es noch Könige und Fürsten gibt, da gibt es Revolution, wo es noch Reiche, ja wo es nur noch Besitzende gibt, da gibt es Revolution, wo noch keine allgemeine Volksbewaffnung eingerichtet, keine Volksjustiz aufgestellt und das stehende Heer samt allen Beamten nicht abgeschafft ist, da gibt es Revolution, wo noch nicht aller Gottesdienst mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist, da gibt es Revolution, wo noch an einen Gott geglaubt wird, da gibt es Revolution, wo noch nicht Jeder Alles, aber auch A l l e s, thun darf, was ihm gutdünkt, einfällt und gelüstet. Das ist die wahre sociale Demokratie und die wirkliche Souveränetät des Volkes, und so lange und wo die noch nicht da ist, gibts Revolution, immerfort Revolution, überall Revolution.

Das ist schon deutlicher und aufrichtiger gesprochen; ersteres ist die Rede derjenigen, welche die Revolution auf dem Papier machen und hinter dem Schreibtisch, oder auch der gutmütigen Pinsel und der

Narren; das Andere ist die Rede derer, welche die Revolution in Wein und Schnaps machen und hinter der Bierbank. Sie machen sie, ja! aber sie machen sie nicht aus, die Revolution. Wenns ans Ausziehen geht, an die Barrikaden, ans Kugelpfeifen, dann bleiben sie zu Hause, und schicken diejenigen für sich fort, an denen sie bis daher Revolution gemacht haben. Der Papierrevolutionär schickt den Bierrevolutionär in die Volksversamlungen und ins Bierhaus, und der Bierrevolutionär schickt die, die er mit tollen Worten und vollen Gläsern toll und voll gemacht hat, hinaus auf die Barrikaden, vor die Flintenläufe und die Kanonenmündungen. Für das Davonlaufen — he! ha! vorne dran, wenn das Fliehen gehet an! — läßt er sie dann selbst sorgen. Dazu schmeckt ihm sein Champagner im badischen Hofe zu Heidelberg oder im Pfälzer Hofe zu Mannheim oder im Kreuz zu Karlsruhe viel zu gut, als daß er bei dem heißen Sommerwetter selbst mit auszöge und sich mit Laufen viel belästigen sollte. Gehts nicht mehr, und siegen dennoch die hessischen „Croaten" und preußischen „Kosaken", so fahren wir ganz behaglich mit Vieren, „wie der Großherzog", zum Thore hinaus nach dem Bahnhof, und kommen immer noch zeitig genug im Storchen zu Basel an, wo es auch Champagner gibt.

Wo es so zugehet, ja, da gibts Revolution; wo es Leute gibt, die selbstsüchtig und niederträchtig genug sind, Andere an der Nase herumzuziehen, verrückt zu machen und ins Elend zu bringen, damit sie selbst hoch hinankommen und ein bequemes und faules Leben füh-

ren können, und Leute, welche blind und dumm genug sind, sich von jenen an der Nase herumziehen, toll und elend machen zu laßen, ja, da gibt es Revolution.

Aber wir für unser Theil sind mit all diesen Antworten doch noch nicht, noch lange nicht zufrieden. Wir haben noch andere, wir haben ganz andere Antworten auf die Frage: wo gibt es Revolution? Ein paar dieser Antworten zur Probe.

Da gibt es Revolution, wo die Kinder im Hause und auf der Gaße machen und treiben können, was sie wollen, ohne daß sich der Vater oder die Mutter darum bekümmert; wo Vater und Mutter sich schon von den kleinen Jungen commandieren und von den großen in die Ecke und unter die Bank stecken laßen; wo die Eltern, statt mit den Kindern ernstlich zu zürnen, sie zu schelten und zu strafen, sich mit ihnen herumzanken, wo sie das einemal wie toll und blind auf sie schlagen, und im nächsten Augenblick wieder Winzchen machen, streicheln und schmeicheln, und um sie nur „wieder gut zu machen", ihnen Wecke und Kuchen und Zucker hinreichen, so lange sie noch klein sind, schöne Kleider aber und Geld zum Verthun, zumal fürs Wirtshaus, geben, wenn sie schon ein wenig größer geworden sind; wo die kleinen Kinder in den Augen und im Munde der Eltern allezeit sehr spaßhaft, possierlich und witzig sind, wenn sie auch noch so ungezogen sich aufführen, und die größeren allezeit sehr fleißig und sehr gescheid und sehr selbständig und sehr „ehrliebend", wenn sie auch noch so dumm und faul, trotzig und bengelhaft sind; wo die Eltern lange tugendhafte Re-

den halten, hinter denen weder Ernst noch That ist, oder viel toben, rumenten und fluchen. Da lernen die Kinder ihre Eltern verachten, und müßens lernen, und wer das gelernt hat, der ist zum Revolutionär geboren und erzogen.

Da gibt es Revolution, wo in der Schule eingebildete und dünkelhafte Lehrer, die dann zugleich immer feig und jämmerlich sind, mit den Jungen dahlen und plaudern, viele Dinge lehren oder zu lehren sich anstellen, von denen die Jungen nichts verstehen und die Lehrer am Ende selber nichts, von allerlei Weisheit schwatzen, docieren und schwadronieren, die zwischen der Erde und dem Himmel schwebt, aber nur nicht von der Weisheit reden, die im Himmel ist, ja nicht einmal recht von der Weisheit, die auf Erden ist, — großen Lärm machen um vielerlei Kleinigkeiten und um ihren künstlichen Schul-Krimskrams, aber die größten Ungezogenheiten passieren laßen, weil sie sich fürchten, einen Schlag zu geben, geschweige denn einen bösen Buben recht tüchtig aus Rock und Kamisol zu fegen, wie es sich gehört; — auf das Examen künstlich einexercieren, daß die Jungen selber darüber lachen; — alle Welt und den Himmel dazu, die Kinder verachten lehren, wenn sie nur den gehörigen Respect vor der unermeßlichen Weisheit und Gelehrsamkeit und vor der theuern Person des theuern Lehrers zeigen. Da werden die Kinder zu Schwätzern und zu Hohlköpfen, zu Gauklern und Lügnern und zu Verächtern der Schul-Ordnung gemacht; wer aber ein Schwätzer und ein Hohlkopf, ein Gaukler und Lügner in der Schule ge-

worden ist, der wird im Leben ein Revolutionär — erst auf dem Papier, hernach im Bier, zuletzt wie ein Thier; und wer als Kind dazu angeleitet worden ist, die Schulordnung zu verachten, der hat auf das Beste gelernt, als Mann alle Ordnung in der Welt zu verachten.

Da gibt es Revolution, wo in der Kirche Gott der Herr und der Heiland Jesus Christus von den Pfarrern, die da meinen, zeitgemäß predigen zu müßen und den „Gebildeten" keinen Anstoß geben zu dürfen, kaum noch im Vorbeigehen und gleichsam aus Höflichkeit einmal genannt werden, so daß man es ihnen anhören kann, sie halten selbst nicht viel von Gott und von Christus, nennen auch Gott weder „Gott den Vater" noch „Gott den Herrn", und Jesum Christum weder Heiland, noch auch, es sei denn daß es sich in der Rede schön ausnähme, Christus — denn das sind doch alles bedeutungslose Titel; — wo vortreffliche Vernunftpredigten, erhebende Menschenwürdepredigten, bewegliche Tugendpredigten an die Tugendhaften, schöne Frühlingspredigten und rührende Schnupftuchspredigten gehalten werden, die bald aus diesem bald aus jenem Buch entlehnt sind, also daß man sie zu Hause doch auch nachlesen kann, wenn man sie findet, oder so dünne, trockene, leichte, faselige Reden, daß man sie selbst eben so gut und noch viel beßer machen könnte, und darum nicht eben in die Kirche zu gehen nötig hätte; — wo der Herr Pfarrer zwar selbst keine große Ehrerbietung vor Gott, und sehr wenig vor dem gekreuzigten Heiland hat (vor dem ge-

kreuzigten wol gar keine, sondern etwa nur vor dem „großen Weisen", dem „edlen Menschenfreunde" Jesus) und eben auch nicht viel Ehrerbietung für Gott und seinen eingebornen Sohn verlangt, und vollends gar keine Ehrerbietung für die Kirche und deren Bekenntnis wol aber für sich, den Herrn Pfarrer Hochehrwürden oder Hochwürden, und allenfalls für das Kirchengebäude, weshalb er auch jeden einen guten Christen nennt, welcher dem Herrn Pfarrer Werktags höflich zuspricht und Sonntags höflich zur Kirche kommt, um die Schnupftuchspredigten anzuhören. Damit werden die Leute so zu sagen mit Gewalt gelehrt, daß man keine Kirche, keinen Pfarrer, keinen Gott und keinen Christus, keinen Himmel und keine Seligkeit brauche, sondern daß es eben auf dieses Leben allein abgesehen sei und ankomme, daß von oben herab keine Gesetze kommen und gehandhabt werden und jeder selbst sich sein Gesetz sei und mache; daß die ganze Religion und das ganze Christentum doch nur Schattenspiel an der Wand sei, und daß der „edle Menschenfreund" Jesus eben dadurch nur etwas gelte, weil er der größte Menschenfreund, oder wie die Communisten in ihrer Art ganz richtig schon längst gesagt haben, der erste Communist gewesen sei. Wer bei solchen Pfarrern und in einer solchen Kirchengemeinde nicht ein Revolutionär und Communist wird, der hat eine gute Natur.

Das wären ein paar Antworten, aber es ist mit diesen Antworten doch nur eben erst der Anfang zum Anfang des Antwortens gemacht worden.

Zweite Beantwortung:

Da gibt es Revolution, wo Jedermann vom Morgen bis zum Abend den Neuigkeiten und Zeitungen nachlauft, und sein Bischen geistiges Leben nur durch Neuigkeiten, die je toller desto lieber sind, und durch Zeitungsgeschwätz nährt und fristet; wo man zu träge oder zu dumm, oder beides zusammen ist, sich um die Sachen selbst zu bekümmern und ihnen auf den Grund zu gehen, vielmehr wie ein einfältiger Papagei nachplappert, was die erste die beste Zeitung vorschwatzt, und das am liebsten und schnellsten und häufigsten nachplappert, was gerade die armseligste Zeitung, ja was selbst das Frankfurter Journal vorschwatzt, weil dazu die möglichst geringe geistige Anstrengung gehört. Diejenigen, welche sich an das Lesen und Nachplappern der Zeitungen gewöhnt haben, kommen notwendig dahin, daß sie gänzlich ausgeleert und ausgehöhlt werden, daß sie zuletzt gar nichts mehr von Gesinnung, von Ueberzeugung, von Urteil in politischen Dingen in sich tragen, gerade so wie die, welche immer in der Stube und auf dem Bette leben, nicht allein den Verkehr mit der Welt, sondern auch alles Gefühl für den Wechsel der Jahreszeiten, ja zuletzt das Gehen selbst verlernen. Diejenigen aber, welche gar nichts in sich tragen, diese Leute, die statt des Herzens Lumpenpapier im Leibe haben, und innerlich so grau und verwaschen aussehen, wie das Frankfurter Journal äußerlich, diese Hohlen und Leeren,

diese sind für die eigentlichen Revolutionäre die Bequemsten und die Liebsten, denn aus ihnen ist es zwar sehr schwer, irgend etwas Gutes, auch nur das Geringste, aber ausnehmend leicht, alles Schlechte zu machen. Diese bilden die Massen, die großen Haufen der Revolution, eben so wol in den höheren als in den mittlern und niederen Ständen; ihnen ist alles einzureden und alles glaublich zu machen, sie scheuen und fürchten sich ordentlich vor aller Klarheit, Warheit und Bestimmtheit, und glauben zehnmal eine Lüge von Außen und von fern her, ehe sie ein einzigesmal eine Wahrheit glauben, die ihnen dicht vor den Augen und auf der Hand sitzt. Solche aber, welche an den Lügen Wolgefallen haben, die so recht bequem und behaglich sich hinsetzen, um sich ganz eigens etwas weis machen zu laßen, welche recht ins Gelag hinein das sinnloseste Zeug schwatzen und behaupten, die sich blind gemacht haben gegen das Nächste und dafür in jedem Augenblick die Männer im Mond zu erkennen sich einbilden, solche Leute sind die köstlichste Rekrutenschaar für die Umwühler und Umstürzer, die ja nichts anderes wollen, als lügen und betrügen, vorspiegeln und nasführen. Angeführte Narren muß jede Revolution in möglichst großer Anzahl haben, oder sie dauert keine vierundzwanzig Stunden.

Nicht wahr, ihr Herren Revolutionsmacher, ihr Herren Republikaner, Demokraten, Socialdemokraten und Communisten, ein Bauer, der niemals einen Buchstaben Zeitung liest, und sich nicht viel um das kümmert, was in Paris und Berlin geschieht, aber dafür

desto besser weiß, was in seinem Dorfe und auf seinem Hof und Acker Not thut, das ist kein Mann für Euch? Darum tragt ihr ihm auch alle möglichen nichtsnutzigen Zeitungen ins Haus, damit er aufhören soll, sich um das eigene Werk, und anfangen, sich um fremde Dinge zu bekümmern. Nicht wahr, ihr Herren, die Halbverkommenen und Halbverdorbenen, das sind die besten Zeitungsleser, und mit denen könnt ihr schon etwas machen?

So lange das urteilslose, faselige und heißhungrige Zeitungslesen nicht aufhört, werden wir auch des Zunders und Stoffes zu Revolutionen nicht los, und so lange es wächst, wird auch der Brand der Revolution, bald unter der Asche, bald lichterloh, fort und fort stärker glühen. Aber die Zeitungen verbieten, wie das früher geschah, ist gerade der verkehrte Weg, diesen Zunder und Brand zu tilgen und zu löschen. Wer in diesem Stücke nicht von selbst klug wird, dem ist nicht zu helfen.

Da gibt es Revolution, wo es feige, kriechende, knechtische Staatsbeamte gibt. Wer einmal eine Sclavenseele hat, der kriecht und hundeschwänzelt stets vor der Gewalt, habe dieselbe nun in den Händen, wer da immer wolle. Heute kriecht er und krümmt er sich vor den Fußtritten des gnädigsten Herrn, der ein König oder ein Fürst ist, und morgen, wenns umschlägt, kriecht und krümmt er sich vor den Fußtritten des gnädigsten Herrn, der ein bezahlter und betrunkener Straßenschreier ist, sich aber „das Volk“ nennt. Oder er trotzt auch wol dem Könige und Fürsten, weil er recht

gut weiß, daß dieser nicht anders an ihn kommt und kommen kann, als durch das Gesetz, dem sich dann immer seine wächserne Nase umdrehen läßt, und kriecht desto demütiger vor den Straßenkreischern, „Volk“ genannt, weil er wol weiß, daß dieses „Volk“ sich um das Gesetz nicht viel bekümmert, und in gefährlichen Zeiten an ihn kommen kann und wirklich kommt auch ohne Gesetz. Solcher elenden Wichte, die sich vor einer Katzenmusik oder gar vor dem Fenstereinwerfen fürchten, wie vor dem äußersten Schimpf, und darüber den wirklichen, schlimmsten und unauslöschlichsten Schimpf, den Schimpf der aus Furcht vernachläßigten Amtspflicht, auf sich luden, haben wir seit dem vorigen Jahre unzählige in ganz Deutschland gesehen, so daß wir ihre Namen nicht nennen können, indem es hier heißt: Mein Name ist Legion, denn unser ist viel. Aber was ist Schimpf für Einen, der nur um des Brodes willen dient, oder darum, damit er höher steigen, und darum, damit er sich breit machen und brüsten kann? Viele mußten ja auch wol kriechen, denn sie erinnerten sich wol, wie hündisch sie vor dem Merz 1848 gekrochen hatten, nnd fürchteten nun ein wenig die Vergeltung, die so gar ungerecht freilich nicht gewesen wäre, wäre sie auch ungesetzlich gewesen. Also krochen sie nun doppelt, und beteten das „souveräne Volk“ noch viel demütiger und ehrfurchtsvoller an, als sie bisher den „souveränen König“ angebetet hatten. „Wenn wir nur nicht übel in der Residenz angeschrieben stehen!“ das war v o r dem Merz 1848, „wenn wir nur nicht unpopulär werden!“ das war n a ch dem Merz

1848 das stehende winselnde Klaglied der Meisten dieser Erbuntertänigen.

Solchen armseligen Burschen ist es nun vollends nie in ihre feige Seele gekommen, daß sie sich um ihres Amtes und ihrer Pflicht willen, um des Rechtes willen, und nun gar um des Rechtes ihres Landesherrn willen einer persönlichen Gefahr, ja der unmittelbaren Lebensgefahr auszusetzen hätten. Gefahr, Lebensgefahr, den Tod — die bösen Dinge fürchten sie über alles und ihnen gehen sie um jeden Preis aus dem Wege, und keine Niederträchtigkeit scheuen sie, wo sie eine Gefahr damit vermeiden können. Um diesen Preis reden sie jeden Straßenkrawaller „mein verehrtester Herr!“ an, nennen jeden Rotbefederten ihren Freund, nehmen vor jedem Barte den Hut ab, wenn der Bart es auch nicht der Mühe wert hält, zu danken, und versuchen erst dann, die schwachen Zähnchen zu zeigen, und leise zu knurren, wenn es den Anschein hat, als kämen die Straßenkrawaller, die Bärte und Rotfedern etwa an ihre Stellen und Besoldungen. Ich glaube nicht an die Seelenwanderung, aber wenn ich daran glaubte, so würde ich auch glauben, daß die Seelen, welche jetzt in den Leibern solcher Staatsbeamten ihr Quartier haben, unmittelbar vorher in lauter Schoßhündchen mögen gesessen haben. Nachgeben, Zugeben, Hergeben (nur eben nichts aus der eigenen Tasche und von der eigenen Geltung) das ist solchen Lauwaßerseelen das Mittel, die Revolutionen zu beschwichtigen; der Freiheit bis zur Frechheit Raum geben, das, meinen sie, stille das „allgemeine Verlangen“,

das befriedige die „allgemeine Stimmung“. „Nur mehr her! nur immer mehr her!“ tönte diese Stimmung und Stimme jeden Morgen und jeden Abend von der Gaße zu ihnen herauf; und „nur mehr hin! nur immer mehr hin!“ war ihre Antwort vom Morgen bis zum Abend in die Gaße hinunter. Und aus den Fenstern flog freigebig (damit nur kein Stein hinein fliege!) heute unbeschränkte Preßfreiheit, unbeschränkte Associationsfreiheit, unbeschränkte Versamlungsfreiheit, morgen ein Wahlgesetz auf breiter, breitester, allerbreitester demokratischer Grundlage, so breit, daß die gesamte Gaßenjugend darauf Platz hatte, übermorgen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und Geschwornengerichte, vor denen auch der ärgste Rebelle und Hochverräter nicht, oder doch nur „mit mildernden Umständen“ schuldig befunden wird, allgemeine Religionsfreiheit und Religionslosigkeit, den vierten Tag Aufhebung aller Jagdrechte (Nota bene: unentgeltlich!) und Ablösung aller Grundlasten zu einem Spottpreis, den fünften die Grundrechte, den sechsten die Reichsverfaßung und die Beeidigung obendrein; und am siebenten — nun am siebenten Tage ruhete Gott der Herr, nachdem er die Welt geschaffen hatte; aber „was Gott! was Weltschöpfung! das war auch ein schwacher Gott, der am siebenten Tag ruhen mußte; wir sind erst die rechten Götter, und ganz andere Weltschöpfer, denn wir sind unermüdlich!“ am siebenten Tag zum siebenten und siebenundsiebzigsten Male: „nur mehr her! nur immer mehr her!“ Aber die Diener des neuweltschaffenden Straßengottes hinter ihren Fenstern hatten nichts mehr

zu geben — es war alles rein weg, rein weg bis aufs Krümchen, bis aufs Spierchen. Da hieß es: gebt euch selbst her! und wie gieng es da? Nun da gieng es eben, wie es in Baden, im „Lande Baden", gegangen ist. — Und so wirds überall gehen, wo es die Staatsbeamten eben so machen; darüber aus aber, es so zu machen, sind noch anderwärts gar manche Staatsbeamte, vom Polizeidiener hinauf bis zum Minister. Ja, so wirds gehen, wie in Baden, gerade so.

Nur ein einziger Stand ist im Großen und Ganzen ganz auszunehmen von dieser Schilderung. Das ist der Stand der Officiere, ja mit Ausnahme von Baden, leider zum Theil auch von Württemberg, der Militärstand überhaupt.

Ist es an diesen Antworten genug? Oder sind noch andere nötig? Zu Diensten steht noch eine lange Reihe.

Dritte Beantwortung:

Da gibt es Revolution, wo diejenigen, welche politische Rechte besitzen und dieselben auszuüben haben, nicht wißen, was sie mit diesen Rechten anfangen sollen. Das zeigt sich vor allem bei den Wahlen, z. B. zu den Ständeversamlungen, daß die, welche keinen Unfug und keine Unruhe im Lande, keinen Krawall und keine Revolution wollen, dennoch mit dazu helfen, daß es vorerst immer verkehrter und unruhiger in allen Köpfen, und bald immer verkehrter und unruhiger auf allen Gaßen, zulezt verkehrt, un-

ruhig und wild im ganzen Lande wird. So lange ein Wahlmann auf dem Dorfe, oft auch wol noch ein Wahlmann in der Stadt, ganz für sich ist, weiß er nichts von Revolution, und hat, wenn er ja davon hört, den heftigsten Ekel und Abscheu davor; und wenn zwei oder drei oder auch vier solcher Wahlmänner allein zusammen sind, sind sie auch noch immer so vernünftig, so ernst und mitunter sogar so treu und fromm gesinnt, und sprechen so tüchtig und so ehrenhaft, daß man meint, an diesen würden die Revolutionäre Hopfen und Malz verlieren. Aber nicht so! Jetzt kommt so ein Demokratenjüngling hinaus auf das Dorf, wo dieser Eine, oder die Zwei, Drei, Vier wohnen, und hält die schönsten Reden (denn die Worte gehen diesen Burschen meist vom Munde, wie geschmiert) von allerlei zukünftigen Freiheiten, zukünftigen Glückseligkeiten, zukünftigen Herrlichkeiten, und Gott weiß von was für Zukünftigkeiten und Nimmermehrigkeiten. Alle diese herrlichen Dinge sollen auf dem nächsten Landtage herausgebißen werden — ja! heißt es, sie sollen heraus, sie müßen heraus! Dabei kommen denn freilich allerlei absonderliche Dinge zum Vorschein, als da sind: „gar keine Staatsbeamte mehr!“ (denn so hört es dieser gern) oder: „gar keine Pfarrer oder wenigstens Pfarrgüter mehr!“ (so hört es dieser und jener gern) oder: „allgemeine Freiheit und Herschaft über die Waldungen!“ (so hört es dieser und jener und der dritte und vierte gern) oder: „Aufhören aller Steuern!“ (so hören es Viele gern) und dergleichen mehr. Daß das nun Dummheiten, daß es Lügen sind, das sehen jene

drei oder vier Wahlmänner ja wol ein, und schütteln auch bei der Rede des Demokratenjünglings im Anfange wol ganz bedenklich die Köpfe. Aber er hat doch dem größeren Theil der Zuhörenden gar zu gut gefallen; ja, heißt es, schön gemacht hat ers, das ist wahr! und wenns so gienge, wie er spricht, so wäre doch alles sehr gut in der Welt! Und nun stehen jene Drei oder Vier mitten in dem großen Haufen, dem die Reden des Demokratenjünglings gut gefallen haben, und siehe da! am Ende haben sie ihnen auch gut gefallen, oder sie laßen sie sich wenigstens gut gefallen. Da recommandiert denn der Demokratenjüngling entweder sich selbst oder diesen und jenen „braven Mann" und „wahren Freund des Volkes", und wenn es zur Wahl kommt — noch einmal: siehe da! da wählen die, die sonst so vernünftig waren und so gar keine Revolution wollten, eben jenen Demokratenjüngling oder dessen „braven Mann" und „wahren Volksfreund", das heißt, einen Erzdemokraten und Umwühler, einen Erzstänker und Revolutionär, der gar nichts anderes will, als eben nur gewählt und Landtagsdeputierter werden um jeden Preis, damit er seinem Haße recht Luft machen und seinem giftigen Ingrimm Raum geben könne, damit er ein recht angesehener und in den Zeitungen oftmals genannter Volksmann werde, und vor allem, damit er, von Landtag zu Landtag wieder gewählt (und das schlägt dann selten fehl) es vermöge der Tagegelder so gut und beßer habe, wie der, der das einträglichste Geschäft, geschweige denn wie der, der das einträglichste Amt habe. Da kom-

men denn in der Ständeversamlung solche Vögel in Menge zusammen, und die schieben und schrauben und drängen dann bald an dem Ministerium, bald an dem Landesherrn selbst, aus Leibeskräften, daß dieß geschehen und jenes geschehen, daß dieß abgeschafft und jenes abgeschafft, daß zugegeben, nachgegeben, hergegeben werden soll, was das Zeug hält. Wird dann nun brav abgeschafft, zugegeben, nachgegeben und hergegeben — nun dann sind wir eben auf dem Wege, den wir in der vorigen Beantwortung, meist nach dem Muster und Vorbild vom Lande Baden, schilderten. Alles geht drunter und drüber. Wer ist aber in diesem Falle Schuld daran, daß es drunter und drüber geht? Ihr selbst seid Schuld, die ihr euch mit euren Landtagswahlen habt in die Irre führen laßen. Ihr selbst macht die Revolution, die ihr doch nicht wollt.

Wird aber von Oben her nicht gleich alles abgeschafft, zugegeben, hergegeben und nachgegeben — nun dann gehts ans Lärmen, ans Volksversamlungshalten, ans Petitionenmachen, ans Deputationensenden, ans Schimpfen, Toben und Krawallen gleich unmittelbar, und die Wahlmänner wollen denn doch, um sich nicht gar zu sehr bloß zu geben, ihrem Deputierten nicht abfallen. Da glauben sie denn am Ende selbst, es werde von oben eine unerhörte Bedrückung geübt, es sei eine „fluchwürdige Knechtschaft“ im Lande, und am Ende — öffnen sie ihre Ohren auch dem schändlichsten Hochverrat, und laßen sich von Republik vorschwatzen, daß es eine Art hat, und glauben selbst dran. Und

wo man viel von Republik schwatzt und schwatzen läßt und daran glaubt, da kommt sie, oder wenigstens der Versuch dazu, so gut wie in dem unglücklichen und auf Menschenalter hinaus zerrütteten Lande Baden.

Wenn ihr also wirklich keine Revolution haben und machen wollt, wenn ihr nicht wollt, daß man euch auf den Kopf zusagt: „bei euch sitzt eigentlich die Revolution!" so gebraucht eure politischen Rechte auch gegen die Revolution, das heißt: wählet weder den Demokratenjüngling, der zu euch kommt und euch Reden und Recommandationen vorschwadroniert, noch auch denjenigen, welchen euch der Demokratenjüngling recommandiert. Wollt ihr wirklich keine Revolution, so wählt den, von welchem ihr so bestimmt wißt, wie von euch selbst, daß er auch keine Revolution will, so wenig wie ihr.

Aber wählt auch Einen, der fest steht! Denn nirgends gibts leichter, schneller und in schlimmerer Art Revolution, als wo die Landesvertreter schwanken wie die Rohre und umschlagen wie die Rasenschollen unter dem Pfluge. Es ist gar manchmal vorgekommen, daß man die ernsthaftesten, treuesten, festesten Männer gewählt zu haben gemeint hat, und sie warens auch, so lange sie noch keine Versuchung bestanden hatten. Sobald sie aber in Berlin, oder Kassel oder Darmstadt oder wo es sonst war, angelangt waren, machten sich die Umwühler und Schwätzer, die Prahler und Schmeichler, die Demokraten und Republikaner, ja wol gar die Communisten, die Theiler und Diebe, an einen solchen unversuchten Ehrenmann vom Lande, und

schwatzten und schmeichelten ihm so lange vor, schwänzelten und webelten so eifrig und emsig um ihn herum, daß er von den vielen Lobeserhebungen und Vertrauensworten, von den glatten Redensarten und innigen Freundschaftsversicherungen erst taumlich und trunken, und gar bald toll und thöricht wurde, und zuletzt mit den ärgsten Demokraten, mit den Roten, den Republikanern und Umstürzern dergestalt stimmte, daß uns Hören und Sehen vergieng. Zu Hause wollte er keine Revolution und schalt aus Leibeskräften auf die Krawaller und Rebellen; in Berlin oder Kassel machte er selbst Revolution und war selbst ein Krawaller geworden. Woher war das gekommen? Daher war es gekommen, weil er seiner politischen Rechte nicht mächtig war, weil er sie nicht zu gebrauchen verstand, also Andere für sich handeln, von Andern sich leiten, von Andern sich irre führen ließ. In der Ständeversammlung sieht die Revolution anders aus als auf dem Dorfe. Aber Revolution ist sie das einemal wie das andremal. Das wißen aber Viele nicht, und laßen sich dennoch zu Abgeordneten wählen. Da gehts denn auch darnach.

Da gibt es Revolution, wo es so zugehet. Wer nicht weiß, was er mit seinen politischen Rechten anzufangen hat, der macht Revolution. Wer das aber nicht weiß — dem wäre freilich beßer, für sich und für das Land, er hätte diese politischen Rechte gar nicht. Wer sie indes einmal hat — nun der brauche sie auch w i e e i n M a n n, d e r d a w e i ß w a s e r w i l l, u n d d e r s i c h n i c h t i r r e m a c h e n l ä ß t.

Vierte Beantwortung:

Wir haben bisher auf die Frage: wo gibt es Revolution? mit einigen Antworten gedient, welche mehr ins Ganze und Große gehen, und es laßen sich diese Hauptantworten noch in reichlicher Anzahl geben. Aber es gibt auch Antworten auf diese Frage, die mehr aus dem Kleinen und Besondern hervorgehen, welche demnach hier weniger, dort mehr ihre Anwendung finden, hier diese Gestalt, dort eine andere annehmen, in der Hauptsache aber doch auf das letzte Ende, den Umsturz und die Revolution hinausgehen; oder mit andern Worten, es gibt Ursachen und es gibt Veranlaßungen zur Revolution. Die ersteren machen Revolution, die anderen helfen dazu mit. Dieser aus dem Einzelnen und Besondern hervorgehenden Antworten sollen auch einige gegeben, dieser Veranlaßungen einige, doch nur obenhin, genannt werden.

Dahin gehört unter andern das Vielregieren der letzten dreißig, vierzig Jahre, und zwar das künstliche Vielregieren, welches zumal in den letzten zehn Jahren bis zum Wunderlichen und Lächerlichen, aber zugleich auch bis zum Widerlichen und Unerträglichen gesteigert worden war. Alles, was zum Staatsdienst gehörte, wurde mit einer — nicht Genauigkeit, denn die ist ganz in der Ordnung, aber mit einer Kleinlichkeit und Peinlichkeit, mit einer Aengstlichkeit und Weitläufigkeit betrieben, welche die Beamten selbst oft mismutig und verdrießlich machte, und auf der andern Seite nur

Mismut, Widerwillen und Abneigung gegen alles erzeugte, was Staatsbehörde und Regierung, Justiz und Verwaltung, Finanzwesen, Kriegswesen, Forstwesen, Schulwesen und so weiter hieß. Wenn nicht alles haarklein in Buch und Tabelle gebracht, registriert, protokolliert und controlliert war, so glaubte man dem Beamten nicht — das war ein Mistrauen gegen die Staatsverwaltung, mit dem zumal uns in Hessen die westfälische Zeit beschenkt hat, welches aber außerdem gleichsam in der Luft lag, und auch wol ohne die Franzosenzeit gekommen wäre. Also wurde denn nun, damit man jedes verausgabte Hellerchen belegen, jeden Vorgang festhalten, jedes Wort, so zu sagen, schwarz auf weiß beweisen könne, gebucht und tabelliert, registriert, protokolliert, controlliert an allen Ecken und Enden. Daher gab es denn nicht nur eine viel größere Anzahl von Staatsdienern, als früherhin nötig gewesen war, sondern, was eigentlich noch weit schlimmer war, die Staatsdiener nahmen auf diesem Wege zwei sehr üble Eigenschaften an.

Einmal verloren sie durch das Sitzen am Schreibtisch, durch das Papierwesen und die Actenhaufen, an die sie wie mit Ketten gebunden waren, zum großen Theil alle Fähigkeit, das wirkliche Leben kennen zu lernen und es anzusehen, wie es wirklich war, die Leute ihres Amtsbezirkes mit ihren Angelegenheiten zu verstehen und zu verständigen, das Rechte geschwind zu treffen und schnell Abhülfe zu schaffen. Sie waren den Leuten ihres Geschäftskreißes ganz eigentlich fremde Menschen, die anders sahen, anders hörten, anders

dachten und anders handelten, als die Leute mit denen sie doch täglich und unmittelbar zu verkehren und auf die sie zu wirken hatten. Mitunter hätte man eben so gut Polen und Franzosen, Italiener und Spanier hinter unsere Actentische setzen können, als die Leute, die wirklich dahinter saßen, obgleich sie im eigenen Land geboren und erzogen waren. Sie waren den Leuten im Lande gerade so fremd, wie Personen mit fremder Sprache und Sitte. Und das Fremdsein, das möge man nur glauben, ist weit, weit schlimmer, als das Grobsein, als das Gewaltsamsein, ja als das Ungerechtsein. Von einem, den man so zu sagen als sein eigen Fleisch und Blut anerkennt, der da spricht und denkt und fühlt und handelt wie wir, von dem laßen wir uns mancherlei gefallen, was auch sonst nicht so gar glatt und eben und recht ist, aber nimmermehr von einem Fremden. Wer das nicht glaubt, dem ist freilich nicht zu helfen; er gehe aber nur einmal hin auf die Dörfer, wo es mit Gemeindehaushalt und Gemeindeverwaltung doch auch oft lange nicht so steht, wie es stehen sollte, und dennoch die Unzufriedenheit nicht herscht, die gegen das Staatsdienerwesen vorhanden ist. Man läßt sich das Ungleiche oder gar Unrechte dort eher gefallen, bloß weil man sich unter einander versteht, sich unter einander also verständigen, meinetwegen auch auf sehr verständliche Weise mit einander zanken kann. Unsere alten Beamten, die vor 1806, waren grob und gewaltsam genug, ein Einziger viel gröber und gewaltsamer, als jetzt zehn Beamten zusammen sind, aber sie sprachen

und dachten gerade so wie das Volk, mit dem sie zu thun hatten, und waren, wenn sie ja grob und gewaltsam waren, in Volksmanier grob und gewaltsam; was sie sagten und wie sie dachten und was sie thaten, das verstand man, man erkannte und fühlte gleich: es sind Leute wie wir, und damit war es meist gut. Man traute ihnen, während man den fremdgewordenen Beamten nicht traut; von diesen nimmt man immer an: sie wollen uns hinters Licht führen, oder wenigstens zum Besten haben und verhöhnen. Ja, oft war für die Leute im Lande (und ganz natürlich) das Bestreben mancher sonst wolmeinenden und freundlichen Beamten „sich zu dem Volke herabzulaßen" das Allerwiderwärtigste und Verdächtigste. Wo das gemerkt wurde, da war es mit dem Vertrauen nun vollends vorbei. Wer selbst aus dem Volke hervorgegangen ist, und jemals solche Versuche, „sich herabzulaßen" in ihrer unglaublichen Ungeschicktheit mit angehört hat, der wird wol verstehen, was ich sage.

Eine zweite böse Eigenschaft, zu der die Staatsbeamten durch das Papier- und Actenwesen und durch die vielfältige Geschäftsvermehrung gezwungen wurden, war nun die Peinlichkeit und Kleinlichkeit, die sie gegen die Personen ihres Geschäftskreißes wieder ihrerseits in Anwendung brachten. Da gab es nun tausend kleine Dinge und kleine Geschäftchen, und für jedes kleine Ding und Geschäftchen einen besondern Weg nach dem Justizamt, dem Kreißamt, der Renterei und so weiter. Manche Beamte gefielen sich dazu in diesen vielen Geschäftchen, und meinten sich wunder wie

groß und wichtig zu machen, wenn sie an dieser und jener Kleinigkeit, am Strichlein und am Pünktchen auf dem J wie die alten Schulpedanten mäkeln und kritteln konnten. Da gabs denn nun ein Ueberlaufen bei den Beamten, daß sie sich oft in der Haut nicht zu laßen wußten, Thür ein, Thür aus, Trepp auf, Trepp ab, vom Morgen bis zum Abend, und doch immer um lauter kleine Dinge, die der Mühe oft nicht wert waren. Beamte aber, welche um viel unwichtige Dinge überlaufen werden, werden mit der Zeit unwirsch, barsch und grob — nicht in guter alter Weise grob, freundlich grob, daß ich so sage, sondern recht feindselig und hämisch grob; so, daß man in manchen Ländern und Gegenden von allen Staatsbeamten in Bausch und Bogen das sagte, was man in alter Zeit nur von den vielüberlaufenen und viel gefragten Postbeamten gesagt hatte: s.. grob wie ein — —. Dabei gabs dann eine Menge Irrtümer und Versehen, Berichtigungen und wieder neue Versehen und wieder neue Berichtigungen von der einen und andern Seite, und jeder Irrtum und jede Berichtigung und jede Berichtigung der Berichtigung kostete wieder einen neuen Weg, neues Ueberlaufen und neuen Verdruß. Will man den Beamten bei gutem Willen und bei gemütlicher, friedlicher Stimmung erhalten, so muß er nicht zu viel zu thun haben, namentlich nicht zu viel überlaufen werden; darum eben waren in alter Zeit die Beamten viel behaglicher und gemütlicher, viel ruhiger und friedlicher, trotz aller Derbheit und Gewaltsamkeit. Auch hatten sie damals, da sie noch das Ganze und Große

mehr oder fast allein im Auge behielten, viel mehr Fug und Recht, auf ihren Anordnungen und immerhin auch ihren Meinungen zu bestehen, während sie heut zu Tage bei dem vielen Krimskrams im Kleinen und dem Ueberlaufenwerden selbst dem Irrtum allzu sehr ausgesetzt sind, und dann den Aerger über den eigenen Irrtum auch diejenigen mit Schelten, mit Anfahren, mit Drohen, sie einstecken zu laßen und dergl. entgelten laßen, die doch diesen Irrtum nicht verschuldet haben. Da gibts denn Mistrauen, Misstimmung, Mismut und Widersetzlichkeit, Widerwillen gegen alles was Staatsbeamte, und zuletzt Widerwillen gegen alles was Staatsregierung und sogar was öffentliche Ordnung heißt.

Solche Misgestimte hören denn auch gar leicht auf die weltbeglückenden Freiheitsreden der Demokratenjünglinge und stimmen gar leicht in das Geschrei ein: ja es muß anders werden! es muß ganz anders werden! es muß beßer, es muß von Grund aus beßer werden! Solche Misgestimte und verdroßen Gemachte laufen dann mit in alle Volksversamlungen, die auf den Umsturz aller Ordnung berechnet sind, und machen zwar selbst keine Revolution, aber sie bilden den großen Haufen, der mitlauft und mitschreit, sie helfen sie machen, als die leicht Verführbaren und Angeführten. Sie laßen sich dann leicht vorschwatzen: „man brauche gar keine Staatsbeamte“, „der Staat müße sich selbst entbehrlich machen“ und sind darum oft bereitwillige Diener und Werkzeuge der völligen Anarchie, der rohesten Gesetzlosigkeit.

Was soll nun werden?
(Anfangs Juli 1849)

Was soll nun werden, wenn jetzt der rohe Aufstand in Baden vollkommen besiegt, wenn die Revolution im Ganzen gebändigt, wenn vielleicht bis zum Winter auch Ungarn der österreichischen Herschaft unterworfen sein wird? Was soll nun werden? — Wir möchten wol wißen, ob sich diese Frage Diejenigen recht ernstlich vorgelegt hätten, in deren Händen jetzt die Schicksale von Deutschland ruhen, und dann, ob diese zeitweiligen Machthaber diese Frage sich auch wol bereits beantwortet hätten? —

Nach dem, was wir in den letzten Monaten gesehen haben, können wir kaum glauben, daß man sich diese Frage nur ernstlich vorgelegt habe, geschweige denn daß man zu einer entscheidenden Antwort gekommen sei. In allen oder fast in allen Staaten Deutschlands werden noch im Laufe des Sommers die Ständeversamlungen wieder zusammen treten, mit ganz geringen Ausnahmen ganz aus denselben Personen bestehend, wenigstens dieselben Richtungen verfolgend, wie bisher auch; — vielleicht äußerlich etwas behutsamer, doch dieß bloß wegen der dämpfenden Macht der Verhältnisse, innerlich mit der alten ungebrochenen Zerstörungslust, der ehrlichen und der unehrlichen, der bewusten und unbewusten, mit den alten unverminderten, ja theilweise mit neuem, bedeutend gesteigertem

Haße, auf jeden Fall mit der alten, aller Ansprüche vollen Kopflosigkeit. Manche neue Ständeversamlungen werden sich von den früheren nur durch eine, von den sinnlosen demokratischen Wahlgesetzen herbeigeführte, unvergleichbar größere Unfähigkeit wesentlich unterscheiden. Dazu dann etwa ein neuer „Reichstag“, zum Theil unter ähnlichen Verhältnissen, wie die Ständeversamlungen — mit denselben Personen, denselben Richtungen, unbelehrt, unbekehrt, ungebeßert — zu Stande gekommen, der dann dießmal noch das inhaltreiche Thema: „Annehmen oder ablehnen?“ aus allen möglichen Tonarten und in allen erdenklichen Variationen zu spielen nicht verfehlen würde (wiewol wir nicht glauben, daß bei dem vorliegenden Wahlgesetze mehr als nur einige Vereinzelte aus dem ehemaligen rechten Centrum oder gar aus der Rechten würden gewählt werden; im nächsten Reichstag, wenn es zu demselben kommt, wird die Linke von vorn herein das Uebergewicht haben — nicht eben durch solche ungeschlachte und beschränkte Persönlichkeiten, wie Schlöffel, Vogt, Zitz und dergleichen; — aber doch auch zum Theil durch eben dieselben!). Also dasselbe Spiel soll noch einmal durchgespielt werden, welches wir ein Jahr lang und darüber gleich Beseßenen gespielt und womit wir uns bis an den Abgrund gespielt haben? Ein zweites Stadium der Revolution? Und welchen Gipfel kann, wird, muß dieses zweite Stadium haben? Es gehört gar keine Sehergabe dazu, um diesen Gipfel schon im Voraus mit aller Sicherheit zu erblicken: bei dem tiefen Zwiespalt, welcher im unteren Lager der

Kämpfenden und welcher eben so, vielleicht mit noch größerer Bitterkeit, weil mit weit größerer Eifersucht, im obern Lager der streitenden Parteien herscht, ist dieser Gipfel kein anderer, als allgemeine Zerstörung der politischen Lebenskräfte unseres Volkes, sehr wahrscheinlich auch eine allgemeine Zerstörung der äußeren Zustände — eine neue Revolution, in welcher der Communismus dießmal in das Vordertreffen tritt.

Möglich, daß die Erreichung dieses Gipfels ein Jahr, vielleicht einige Jahre Zeit erfordert; möglich, daß bei der Erschlaffung, welche auf die unnatürliche Anspannung der verfloßenen sechszehn Monate notwendig eintreten wird, der Ausbruch dieser abermaligen Revolution weder heute noch morgen, weder in diesem noch im nächsten Jahre erfolgt; möglich, aber nichts mehr; kaum wahrscheinlich.

An eine Befriedigung der völlig ausgehölten, rein ausgeleerten und eben darum in fiebrischer, gespensterhafter Unruhe hin und her irrenden mittleren geistigen Welt, der großen Mehrzal unserer sogenannten „Gebildeten", an ein Gewinnen der untern geistigen Welt, der unversöhnlich zürnenden, der ingrimmig haßenden, der mordblutig wütenden Massen, denke Niemand. Vor einem Jahre war das Erstere, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, möglich; das Andere war damals schon eine Unmöglichkeit, und nur das Eine war allenfalls denkbar, daß die Gesinnung der rohen Pöbelherschaft durch die weit überwiegende geistige Macht der Beßeren geistig darnieder gedrückt und nieder gehalten werden konnte. Nicht zu allen

Zeiten ist möglich, was zu einer Zeit, was überhaupt nur einmal möglich gewesen ist; zu jener Befriedigung auf der einen, zu jener Bändigung auf der andern Seite gehört eine allgemeine geistige — Bewegung nicht allein, sondern Erhebung, es gehört dazu immer eine Art von allgemeiner Begeisterung, welche, wie die Erfahrung zu vielen hundert Malen gelehrt hat, in einem Menschenalter nur einmal, und nicht wieder, eintritt. Dieser Zeitpunkt, dieser Entscheidungsaugenblick, der im vorigen Jahre lag, ist versäumt, er ist, wie es uns schon im vorigen Jahre schien, und heute aller Welt deutlich vor Augen liegt, nicht begriffen, ja nicht einmal erkannt worden. Wäre er erkannt und begriffen worden, so würde die Frankfurter Versamlung in anderer Weise ihr Werk begonnen haben, als sie es begonnen hat, sie würde die verderbliche Bahn der Grundrechte nicht betreten haben, auf der sie schon im Juli v. J. gänzlich aus ihrem Gleis kam, und sie würde nicht die Malmöer Waffenstillstandssache so kopflos behandelt haben, bei welcher die politische Unfähigkeit gerade der „Verfaßunggebenden" dergestalt zu Tage trat, daß wir, unseres Orts wenigstens, seitdem zu Dahlmann nicht das allergeringste politische Vertrauen mehr haben hegen können.

Was im vorigen Jahre bei der doch vorhandenen, wenn auch immerhin unreinen und verworrenen, allgemeinen geistigen Erhebung nicht möglich war, wird in diesem Jahre der Berechnung noch viel weniger gelingen. Eine neue politische Schöpfung, zu welcher im vorigen Jahre wo nicht die dringende Veranlaßung,

doch wenigstens die Gelegenheit gegeben war, ist von der Berechnung überhaupt nicht, ist von derselben für die gegenwärtige Generation auf keinen Fall zu erwarten; nicht von dem Gothaer Nachparlament, diesem harmlosen Nachspiel des harmvollen Frankfurter Parlaments und Vorparlaments, auch nicht von den Regierungen Deutschlands. Es wird zu einer dürftigen Wiederherstellung der alten Zustände kommen, mit allerlei vermeintlichen Verbeßerungen — im besten Falle, wenn es überhaupt dazu kommt, und wenn nicht der Zerfall und die Uneinheit oder Uneinigkeit, mithin auch die Schwäche Deutschlands größer wird, als vor 1848. Es wird zu einer dürftigen Wiederherstellung kommen, die doch nur eine einstweilige sein wird, bis — auch die letzten Stützen brechen, dieselben, auf welche man sich heut zu Tage mit so blindem Vertrauen stützt. Wir unterlaßen es billig, sie näher zu bezeichnen. In welcher besondern Weise, mit welchen Stützen im Einzelnen diese Wiederherstellung zu Stande komme, ist uns für unser Theil ziemlich gleichgültig, noch weit gleichgültiger, als vor dreißig Jahren in unserer Jugend uns die Bundestagsprotokolle aus Frankfurt und die Kammerverhandlungen in München waren, nachdem wir einmal gesehen hatten, daß die ganze vaterländische Begeisterung von 1813—1815 zu nichts weiter geführt hatte, als zu einem Diplomaten-Congreß und zu gespreizten, unnützen und unwahren Kammerreden und Zänkereien. Die Unzulänglichkeit und der Unbestand dieser Wiederherstellung ist für uns von vorn herein entschieden. Wir sehen nur eine Möglich-

keit politischer Gestaltung für Mittel- und Norddeutschland vor uns; Preußen wird nicht in Deutschland, wol aber werden deutsche Länder in Preußen aufgehen, und Preußen, welches sich nicht darbieten läßt, was es nicht annehmen will, wird an sich nehmen, was ihm nicht dargeboten ist. Das wäre noch der glücklichste Fall, und dazu der natürlichste Gang der Dinge: Preußen ist ein erobernder Staat, oder es ist Nichts. Da kann die „preußische Sprache" von der die Franzosen so lächerlich gefabelt haben, und die „preußische Theologie, die preußische Philosophie und preußische Historiographie" des Herrn v. Lassaulx noch einmal zur Wahrheit werden. Aber ob dieser Fall eintreten wird und ob solche Zustände, sind sie selbst wirklich eingetreten, sich behaupten werden — das ist eine andere Frage. Wir zweifeln noch zur Zeit sehr daran. Wenigstens sehen wir auch nicht von ferne einen Weg, auf welchem Preußen selbst die Schwierigkeiten, auf welche wir im Anfange dieses Aufsatzes hindeuteten, überwinden wollte, geschweige denn wie es dazu helfen könnte, diese Schwierigkeiten in den übrigen Staaten zu überwinden.

Aber es sind noch viel näher liegende und engere Gebiete, als dieß Gebiet der allgemeinen Politik, auf denen wir die Frage aufwerfen: Was soll nun werden? auf eine Antwort aber eben so vergeblich hoffen, wie auf jenem weitern Gebiete. Faßen wir auch diese Gebiete einmal in das Auge; vielleicht, daß wir hier eine Antwort, ja eine sehr bestimte geben können, wäh-

rend wir auf den Feldern der allgemeinen Politik gerade so ratlos sind, wie — die Könige.

Der augenblickliche „Sieg über die Revolution" den die preußischen Waffen in der Pfalz und in Baden davon getragen haben und die Freude über diesen Sieg scheint Vielen die Aussicht in die fernere Zukunft verschloßen zu haben. Sie begnügen sich mit dem Nächsten, und denen, welche unmittelbar und empfindlich von der Revolution jener Gegenden sind berührt worden, so wie den unmittelbaren Siegern selbst, die sich des „Sieges über die Revolution" freuen, und denen, für welche die Revolution von Anfang an „Nichts" war, können wir es weiter nicht verargen, wenn sie nicht weiter sehen. Sie verwechseln den sichtbaren Feind, die Aufstände, mit dem unsichtbaren, der Revolution im Ganzen. Es sind aber nur Aufstände unterdrückt, noch nicht einmal besiegt, es ist die Revolution noch nicht überwunden worden. Diese ist nach wie vor vorhanden. Aber fragen wir selbst nur in Beziehung auf diese unterdrückten Aufstände: Was soll nun werden? so scheint bis dahin an eine Beantwortung dieser Frage von Seiten der Sieger noch wenig oder gar nicht gedacht worden zu sein. Wir wüßten jedoch gerade von diesem Gesichtspunkt aus einige Antworten auf die Frage: Was soll nun werden? zu geben.

Die Obrigkeit muß wieder zu ihrem Recht kommen! Das wäre das erste, was wir unserer Seits auf diese Frage zu antworten hätten. Und die Obrigkeit handhabt ihr Recht, der Natur der Dinge

und der göttlichen Ordnung gemäß, zunächst durch die Furcht. Die rechte Furcht wieder in die verwirrten und losgebundenen Massen zu bringen, das würde die nächste Aufgabe nach der Unterdrückung der Aufstände und der erste einigermaßen sichere Vorbote der Ueberwindung der Revolution sein. Die rechte Furcht, nicht eine Polizeifurcht, wie sie die letzten funfzehn, zwanzig, dreißig Jahre her bestanden hat, bei der Jeder sich duckte und kroch und die Faust in der Tasche machte, sondern diejenige Furcht, welche eine weit überlegene, eine völlig unwiderstehliche, jeden Augenblick zum rücksichtslosen Einschreiten bereite, zur Strafe, und zwar zur nachdrücklichsten und schnellsten Strafvollziehung entschloßene und vollkommen berechtigte Macht und Gewalt über sich sieht und anerkennt. Eine solche Furcht jetzt herzustellen, ist möglich: es ist der rechte Augenblick, es ist vielleicht der einzig rechte Augenblick. Von dieser Furcht ist die Welt in den letzten zwanzig bis dreißig Jahre beinahe völlig abgekommen, und zwar durch die Schuld der Obrigkeiten selbst; viel Vorbeugung, viel Einhemmen, viel Polizei überhaupt, sehr, sehr viel Polizei, aber sehr wenig und sehr langsame Justiz; viel Mäkeleien und Zerrereien im Einzelnen und Kleinen, aber kein Schlag im Großen mit dem Schwerte, welches nicht umsonst geführt werden soll; viel menschliche Gerechtigkeit, die immer zwischen zwei äußersten Dingen: der grausamen Härte und der weichlichen Schwäche, hinüber und herüber springt, aber wenig oder gar keine göttliche Gerechtigkeit. Daher denn wol Groll

und Grimm, aber keine Furcht, im Gegenteil Frechheit, welche von Jahr zu Jahr wuchs, und sich mit Groll und Ingrimm nur allzu wol verträgt; daher denn wol „Achtung vor dem Gesetze" aber keine Furcht vor der Obrigkeit, vor der persönlich wirksamen Obrigkeit, im Gegenteil, eine zuversichtliche Sicherheit und Unbesorgtheit, die sich alles für erlaubt hielt, zumal seitdem sie gemerkt hatte, daß sie wol auch einmal an die Gesetze kommen und diese abändern, z. B. die Todesstrafe abschaffen könne. Die deutsche Welt hat überhaupt seit den Kriegszeiten 1813 keine Furcht irgend einer Art mehr empfunden, und man kann beinahe sagen, diese Empfindung war in der Masse abgestorben, insbesondere da, wo in Schulen und Kirchen eine selbsterfundene Religion, die sogenannte Religion der reinen Menschlichkeit, gelehrt wurde. Die Furcht gehört aber in die Menschenseele hinein als eine notwendige Empfindung, und eine Menschenseele ist keine rechte und vollständige, wenn ihr die Furcht fehlt, gerade so wenig wie eine menschliche Seele eine rechte und vollständige wäre, wenn ihr die Freude oder die Liebe fehlte. Eine Seele ohne Furcht wird entweder toll und thöricht und wahnwitzig, oder (so seltsam das auch klingen mag, es ist doch wahr) ganz träge und feige, oder beides zusammen; eine Seele mit Furcht, aber ohne die rechte Furcht, ohne die Furcht des Gesetzes, die Furcht der Zucht, die Furcht Gottes, ist zwar immer beßer als jene Seele, aber freilich eigentlich nur eine veredelte Thierseele; Furcht ohne Gottesfurcht ist indes auch eigentlich keine Furcht, sondern Angst.

Wenn in dieser Weise zur Erweckung dieser rechten Furcht, zur Ausfüllung dieser Lücke in den Menschenherzen, der Sieg der Bajonette benutzt wird, dann wollen auch wir diesen Sieg der Bajonnete begrüßen, sogar mit hoher Freude begrüßen. Außerdem — ist er uns nichts wert. Denn daß derselbe unsere Personen, unser Leben, oder unser Hab und Gut gerettet hat, bringen wir freilich in Anschlag, aber doch nur in untergeordneten Anschlag. Wer in solchen Zeiten wie die unsrigen sein Leben nicht einzusetzen entschloßen ist, und nicht sterben kann, der verdient nicht zu leben, nnd wer nicht entschloßen ist, den Aufrührern nötigenfalls persönlich mit den Waffen gegenüber zu treten, und sich seiner Haut bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren, auch ohne den Sieg und Schutz der Bajonette, der thut beßer, er lauft mit den Rebellenrotten.

Wir verlangen also zu allernächst für die Rebellen in Dresden, in der Pfalz, in Baden, schnelle und strenge Justiz; wir verlangen für deren Häupter und Führer, als für Blutvergießer und Mörder, baldige und unnachsichtliche Todesstrafe. Sagt man uns aber: das gehe überhaupt nicht an, das gehe der Gerichtsverfaßung wegen nicht an, das sei alles sehr zweifelhaft, oder solche Executionen würden „nichts fruchten" sondern „nur erbittern", oder gar, es sei ein solches Verfahren doch zu hart — nun dann haben wir, solchen Ansichten und Behauptungen gegenüber, nur die eine Antwort: dann laßt der Revolution ihren Lauf! Dann, das behaupten wir dagegen mit

der allergrößten Entschiedenheit und der zweifellosesten Sicherheit, dann hat diese zeitweilige Bändigung der Aufstände nur dazu gedient, der Revolution noch beßeren Boden zu verschaffen, als sie schon hatte; gerade so, nur noch in weit größerem Maßstabe, wie die Langsamkeit, Unentschloßenheit und sogenannte Milde (in der Wirklichkeit: niederträchtige Schwäche) mit der man die Aufstände Heckers und Struves behandelt hat, nur dazu diente, der Revolution in Baden den breiteren Boden zu verschaffen, den sie im Mai d. J. gefunden hat. Das wißen unsere Revolutionäre auch recht gut; hört man sie doch auf den Gaßen verkündigen: „man solle ja nicht glauben, daß ihnen die badische Niederlage geschadet habe; jetzt erst würden sie aller Orten den Mut und das Geschick bekommen, loszuschlagen.“ Das ist in der Hoffnung auf eine solche Schwäche gesprochen, und mag es auch zum guten Theil Prahlhanserei sein, worin die Hauptstärke der Demokraten besteht, so ist doch nicht nur etwas, sondern recht verstanden viel Wahres daran.

Aber wir wollen obrigkeitliche Gerechtigkeit, kein Notrecht, kein Standrecht. So sehr wir die Notwendigkeit nicht allein, sondern auch die volle Rechtmäßigkeit des Standrechts anerkennen, so ist doch das Standrecht nicht mehr und nicht weniger, als eine Notwehr, der Ausdruck der schwer empfundenen Gefahr des Augenblicks; es gewährt Schrecken, aber keine Furcht, wenigstens nicht die rechte Furcht, von welcher wir oben gesprochen haben. Der Schrecken wird überwunden, geht vorüber, und schlägt wol gar in sein

Gegenteil um; die Furcht, welche wir meinen, *soll bleiben*; wir verlangen, sie solle gar nicht überwunden werden können.

Wir wollen auch nicht obrigkeitliche Gerechtigkeit um des bloß äußerlichen Bestandes der Dinge, bloß um des zeitlichen und irdischen Lebens willen; wir wollen sie nicht bloß aus menschlichem Rechte, sondern mit vollem Bewußtsein kraft göttlichen Rechts und um der ewigen Vergeltung und ewigen Gerechtigkeit willen ausgeübt sehen. Wer diese Aufrührer, welche in offen erklärter Weise gegen Gott und Menschen, gegen göttliche und menschliche Rechte und Ordnungen sich erhoben haben, nicht mit der vollsten Ueberzeugung, daß er in Gottes Namen strafe, und daß er für Gottes Gesetz einzustehen mit Leib und Leben verpflichtet sei, strafen kann, der *straft* nicht, der übt keine Gerechtigkeit, sondern der vertreibt Gewalt mit Gewalt; der stellt nur den Menschen dem Menschen gegenüber, und *gerade dieß ist der Quell unserer gesamten Revolution* durch ganz Europa seit sechzig Jahren. Kann die Gerechtigkeit und das Gesetz Gottes nicht *jetzt* wieder zur Anerkennung und Geltung kommen, dann wird Gottes Gesetz und Gerechtigkeit in diesem Menschengeschlechte nicht, und überhaupt erst dann wieder zur Anerkennung gelangen, wenn weit schwerere und allgemeinere Strafgerichte Gottes durch viel ausgedehntere und furchtbarere Revolutionen, als Vorläufer des Weltgerichts, werden zum Ausbruche gekommen sein.

Von allen diesen Dingen jedoch, fürchten wir,

werden die dermaligen Sieger über die Revolution nichts wißen und nichts hören wollen. Gesagt aber mußten sie werden.

Zusammenhängende Gedanken.

(1849)

Zusammenhängend zu denken ist nicht Jedermanns Sache: Viele haben keine Lust und Viele keine Kraft dazu; also, daß man sie nicht dazu bringen kann, weder im Guten noch im Bösen, sich richtig vorzustellen, wie ein Ding aus dem anderen folgt und eins vom anderen hervorgebracht und ans Licht getrieben wird. Daß zwei mal zwei vier gibt, und noch zwei dazu, sechs, das begreifen sie wol noch, wenn man es ihnen auf der Schiefertafel vorrechnet, auch allenfalls noch, daß zwei mal zwei Thaler vier Thaler sind und zwei Thaler dazu sechs Thaler — so lange es sich nämlich darum handelt, zwei Thaler und wieder zwei Thaler und noch zwei Thaler einzunehmen; so wie es aber ans Ausgeben geht, ist der Verstand schon zu Ende, und viele gute Leute geben zwei Thaler aus und wieder zwei Thaler und noch einmal zwei Thaler, und meinen immer nur zwei Thaler ausgegeben zu haben, werdens auch nicht eher inne, daß sie sechs Thaler verklappert haben, als bis die Finger auf dem hölzernen Boden des Geldkästchens anlangen, und da wol Holz aber keine Thaler mehr finden. Mit den Hunderten

aber ists noch schlimmer: daß zweimal zweihundert Thaler Schulden vierhundert Thaler Schulden, und wieder zweihundert Thaler dazu sechshundert Thaler Schulden machen, das begreifen sie Dir zum Voraus nicht, Du magst Dich anstellen wie Du willst, denn es ist ihnen zu hoch oder macht ihnen zu viel Mühe; lieber machen sie noch zweihundert Thaler Schulden dazu und laßen sich dann Haus und Hof verkaufen. Das ist ihnen viel gemächlicher, denn dabei brauchen sie doch nichts zu denken und zu rechnen. Die Mühe laßen sie lieber den Juden und Advokaten. — Oder auch: zwei Narren und noch zwei Narren macht vier Narren, und zwei Narren dazu, macht sechs Narren — geht zur Not noch! Aber zweimal zweihundert Narren macht vierhundert Narren und zweihundert Narren noch dazu, gibt sechshundert Narren — beware Gott! „gibt sechshundert vernünftige Menschen!“ heißt es da. Fünf dumme Streiche gestern und fünf dumme Streiche heute gibt — zehn dumme Streiche? Nein, sie glauben Dirs nicht; das macht zusammen zehn kluge Streiche, sagen sie. Heute ein Bischen Revolutionchen gemacht, morgen ein Bischen, übermorgen wieder ein Bischen — heute hier, morgen da, übermorgen dort, gibt zuletzt eine ganz große Revolution, in der alles drunter und drüber geht; ist das wahr? Nein, sagen die guten Leute, die immer nur in Stückchen und in Brocken denken, wie die Kinder, nein, sagen sie, das gibt keine ganze und große Revolution, sondern das gibt gar Nichts, als ein wenig lustige Motion, für die jungen Leute ein Tänzchen, oder ein paar fröliche

Wirtshausabende, für die Andern ein Stellchen als Obergerichtsrat, oder als Bezirksrat, oder auch als Staatsrat und Minister. Einmal an den Leuten gehetzt, geschürt, gewühlt, noch einmal, zum dritten, zum vierten und fünften Mal — daraus folgt kein Straßenscandal, kein Fenstereinwerfen, kein Freischarenzug, kein Todtschlag und kein Mord, bewahre! je mehr man schürt, wühlt und hetzt, desto ruhiger werden die Leute. Heute die Pfarrer, die Kirche, die Religion lächerlich und verächtlich gemacht, und die Freiheit von allen „veralteten Satzungen" verkündigt, morgen den Landesherrn lächerlich und verächtlich und zur Puppe gemacht, übermorgen Theilbarkeit alles Grundeigentums und progressive Einkommensteuer, als den Inbegriff aller Weisheit des Staatshaushalts angepriesen — das ist keine rote Demokratie, keine wilde Republik, kein Communismus und keine Anarchie; bewahre! Es muß ja nicht gerade immer und nicht gerade überall gehen, wie in Baden! So sagen unsere guten Leute, deren Gedanken gerade von Elfe bis Mittag reichen, und oft noch nicht so lang sind als ihre Nasen.

Wir wollen keine Anarchie! keine Gaßenrepublik! keine rote Demokratie! das rufen unsere guten Herren Politiker jetzt alle Tage, aber sie thun gerade das Genteil von dem was sie wollen, und befördern durch jedes Handaufheben und jedes Wort und jeden Federzug das, was sie nicht wollen. Wir wollen, rufen sie in einem Atemzuge, keine Gesetzlosigkeit, aber auch keine Strafe für die Gesetzlosen; wir wollen keine Gottlosigkeit, aber auch keine Religion, am wenigsten Christen-

tum; wir wollen die Kirche vom Staate getrennt haben, aber die Kirche soll in dem Staate aufgehen; die Kirche soll frei sein, aber sie soll dem Staate gehorchen; wir wollen keine Prediger der Anarchie, aber wol Solche, welche die Prediger der Anarchie heranziehen und bilden; wir wollen keine zügellose Gaßenjugend, aber auch keine Zucht gegen die Jugend; wir wollen freie Wißenschaft und Bildung, aber keine feste Gewisheit und starke Ueberzeugung; wir wollen das Wahre, aber wir wollen auch Garantie dafür, daß die Dummheit zu ihrem Rechte komme; wir wollen das Gute, aber wir halten das Böse auch so zu sagen für gut; wir wollen Gott nicht von seinem Throne absetzen, aber der Teufel soll sein Mitregent sein.

Darauf mache Einer nur einmal einen Vers! Ich kanns nicht, und die Demokraten könnens auch nicht. Das können nur Die, die inwendig so bunt sind, wie eine Elster auswendig.

Weichlichkeit.

(1849)

Den Criminalisten ist es längst bekannt, daß zwei anscheinend weit von einander entfernte Leidenschaften, Wollust und Grausamkeit, Laster, die man auf den ersten Blick für einander entgegengesetzt und widersprechend halten sollte, eng mit einander verbunden sind; — aus der Geschichte zahlreicher Verbrecher ist

es bekannt, daß gerade der, welcher wie aufgelöst und hingegoßen ist in thierischem Triebe und blinder Wollustgier, die Opfer seiner Lüste gleichmütig gleich Thieren abschlachtet, und in diesem Schlachten aufs Neue in entsetzlicher Weise seinen vorigen viehischen Genuß sucht. Unseren Geschworenen kann es bei der jetzigen Einrichtung unserer Criminaljustiz auch noch bekannt werden, und wenn sie dergleichen Dinge erfahren und lernen — vorausgesetzt, daß sie nur wirklich lernen — so ist eine solche Erfahrung, die das Volk so recht greiflich selbst macht, und die es sich selbst vorzusprechen und geltend zu machen genötigt ist, gar keine übele Frucht unserer neuen Ordnung der Dinge. Denn Vieles, welches dem Volke zu wißen gar Not ist, und welches nicht füglich oder gar nicht von den Kanzeln gepredigt, noch weniger in den Schulen gelehrt, oft selbst nicht einmal in den Zeitungen öffentlich besprochen werden kann, vergrub sich bisher in den Acten und Repposituren, in den Büchern und Bibliotheken. Manche solcher Dinge, und die meisten, lernen sich überhaupt nur aus dem wirklichen Leben, an dem man selbst Anteil nimmt und in das man einzugreifen verpflichtet und genötigt ist. Dahin gehört auch die erschreckliche Wahrheit, mit der wir diesen Aufsatz begonnen haben: der häufige, ja sehr gewöhnliche Zusammenhang zwischen Wollust und Grausamkeit. Wer das nicht an wirklichen Personen erlebt und erfahren hat, der glaubts oft nicht, und es ist dieß auch in der That eins der finstersten Geheimnisse des unergründlichen Menschenherzens, wenn sich gleich äußerlich manches davon er-

klären und auf natürlichem Wege einigermaßen aufhellen läßt; wirkliches und volles Licht fällt erst in diese höllischen Tiefen aus dem Worte Gottes.

Aber wir haben nicht nötig, zurück zu gehen bis auf die scheußlichen Würger und Mädchenschlächter — denn so lange von solchen Greuelmenschen und Greuelthaten die Rede ist, denkt doch ein Jeder: „das bin ich ja nicht! was geht das mich an?" und: „ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie Jene dort." Wir können im ziemlich gewöhnlichen, wir können im ganz alltäglichen Leben bleiben, und erblicken doch, zwar nicht dieselben Thaten, aber wol dieselben Gesinnungen, welche wir dort verabscheuen. Freilich sehen diese Gesinnungen, weil sie nicht auf dieselben Thaten gerichtet sind, von Außen her nicht so aus, als ob sie dieselben wären, und wer, wie die Heiden, bloß nach den Handlungen und Thaten über das Innere des Menschen urteilt, der wird es auch nie glauben, nicht einmal daß Rachsucht und Mordlust einerlei sei, geschweige denn daß Prachtliebe und Diebstal, oder daß Wollust und Grausamkeit ganz auf derselben Gesinnung, auf demselben Seelengrunde ruhen.

So wird es uns denn auch, wenigstens auf den ersten Blick, wol nur eine nicht allzu große Anzal unserer Leser glauben, einmal, daß Weichlichkeit und Revolutionslust einerlei sind, und sodann, daß diese beiden Gesinnungen wieder eines Ursprungs und einer Richtung sind mit den so innig zusammengewachsenen Lastern der Wollust und der Grausamkeit. Und doch könnten wir hierin schon manches, wenn auch nur

Aeußerliches und Andeutendes von den Griechen und Römern lernen: bei Beiden waren nicht allein die Ausdrücke für Weichlichkeit und Wollust ganz dieselben, sondern die ersteren hatten auch Ausdrücke, welche zu gleicher Zeit einen Weichling, Wollüstling und Umstürzer bezeichneten.

Was man heut zu Tage am leichtesten einsehen wird, ist das, daß die Arbeitsscheu, das erste und äußerlichste Zeichen der Weichlichkeit, zugleich der Anfang der Revolution ist. Zu allen Zeiten sind arbeitsscheue Müßiggänger theils die Anstifter, theils die Mitläufer bei Revolutionen gewesen; ernste, auf ernstliche Arbeit gerichtete Gemüter, mochten sie auch sonst nicht viel an Kenntnis, an politischer oder gar religiöser Bildung und Ueberzeugung besitzen, haben sich niemals mit Revolutionen zu schaffen gemacht. Heut zu Tage aber ist die Arbeitsscheu, der Müßiggang, die Tagdieberei das Eins und Alles der Revolution — war doch im „Lande Baden" das allgemeine Stich- und Sprichwort: „nix z'schaffe, aber recht viel z'saufe". Daß diese Schlaffheit, diese Neigung zum völligen Müßiggang, dieses Herumschlendern ohne Zweck und Ziel notwendig zum Umwühlen, Unruhstiften und Umstürzen führen müße, haben Einsichtige schon vor vielen Jahren gesagt, seitdem diese bösen Neigungen unter der Jugend des Handwerkerstandes und unter der Jugend der Wißenschaft Ueberhand nahmen, und bei der letzteren zu dem cigarrenverdampfenden, Eis eßenden, Champagner trinkenden, stets reiselustigen und reisefertigen, in den Theatern heimischen und in den Wirts-

häusern wohnhaften, Louisdore zusammenkritzelnden Literatentum geführt hatten. Weichlichkeit in dieser Art ist nichts anderes, als das Streben nach möglichster Ungebundenheit, nach völliger Schrankenlosigkeit — und was ist die Revolution, was war unsere Revolution von 1848—1849 in den großen Massen Anderes? Nur daß man diese Ungebundenheit des wirklichen Genußes, diese Schrankenlosigkeit der Schwelgerei Freiheit nannte. Jedes Gesetz, welches der Ueppigkeit sich gegenüber stellt, welches die Weichlichkeit auffordert, sich zusammen zu raffen, welches der Schwelgerei mit dem Anspruch auf Arbeit und Austrengung oder gar auf Entbehrung entgegentritt, ist im Sinne der Weichlichen ein „freiheitsfeindliches“ Gesetz, und so war denn die ganze bisherige Weltordnung mit allen ihren Gesetzen samt und sonders, die noch auf dem alten Boden der Entbehrung stand, für die Schwelger und Ueppigen eine „nicht mehr berechtigte“ Weltordnung.

Aber dieß sind doch nur Aeußerlichkeiten, Aeußerlichkeiten, an denen sich freilich, wie wir gesehen haben, sehr große Massen beteiligen, und die darum in hohem Grade gefährlich werden können, welche jedoch meist von der andern Hälfte der Menschheit nach kurzem Taumel und vorübergehender Verwirrung als schwere Irrtümer und zerstörende Gifte für die menschliche Gesellschaft anerkannt werden. Viel schlimmer sind andere Seiten der Weichlichkeit, weil sie einen unvergleichbar viel größeren Boden haben und von sehr Wenigen in ihrer Gefährlichkeit erkannt werden.

Die Weichlichkeit der Seele zeigt sich, wie die Weichlichkeit des Leibes in der Arbeitsscheu, vor allem in der Scheu vor jeder Bestimtheit des Wißens, vor jeder Festigkeit der Ueberzeugung, vor jeder Entschiedenheit des Glaubens. Sie fürchtet sich vor nichts mehr, als vor dem „Abschließen“, dem „Fertig-Werden“, vor der Ausschließlichkeit, oder wie sie es nennt, vor der Rechthaberei und Feindseligkeit irgend einer bestimmten, runden und klaren Ueberzeugung, stehe dieselbe auf dem Gebiete der Gesellschaft oder der Politik oder der Religion. An hohe Fragen hinan gehen, und mit ihnen ringen unter Aufbietung aller Kräfte, das mag sie nicht; sie hat dagegen einen unüberwindlichen Widerwillen, der oft bis zum Eckel und Abscheu geht, weil sie wol fühlt, daß sie damit aus ihrem behaglichen Dämmerlichte, aus ihrer Faul-Ecke heraus getrieben werden würde. Lieber kriecht sie in sich selbst zusammen und wickelt sich in ein undurchdringliches warmes Gewand von unendlichen Spitzfindigkeiten: „das ist doch nicht so“, „das könnte man doch so und so, und wieder s o und s o, und noch einmal **so** und **so** auffaßen“. Gerade dieses Ja und Nein zu gleicher Zeit, dieses So und So, dieses „Gebeut hin, gebeut her, harre hie, harre da, hier ein wenig, da ein wenig“, diese allverbreitete Meinung, daß eigentlich nichts mehr feststehe und man sich für nichts mit endlicher Zuverläßigkeit und abschließender Gewisheit entscheiden könne, gerade diese grundsätzliche und zwar vorzugsweise leider im Richterstande herschende Unentschiedenheit ist, wo nicht eine der Hauptursachen, doch eins

der Hauptförderungsmittel der Revolution. Bei aller ihrer vorgeschützten „Billigkeit, Mäßigung, Milde und Anerkennungsfähigkeit“ (denn es will ja das Kind einen ehrlichen Namen haben, und Weichlichkeit gilt noch nicht für ehrlich) gehen diese Weichlichen nicht nur immer auf die Seite der Umstürzer, weil man ihnen hier schmeichelt und sie gewähren läßt, indem man hier wol weiß, daß man sie brauchen kann, und haben augenscheinliches Wolgefallen an der hier herschenden Freiheit, sondern sie werden auch unbillig, heftig, hart und erbittert, so wie ihnen eine feste Ansicht, geschweige denn tiefe Ueberzeugung und unerschütterlicher Glaube gegenübertritt. Mit der Revolution, wo ihnen diese „zu weit“ zu gehen scheint, sprechen sie stehts gar leise und linde, z. B. „daß sie die Zustände in Baden doch nicht so ganz zu billigen vermöchten“, mit den Kämpfern gegen die Revolution aber heftig, in den meisten Fällen hämisch und giftig. Davon sind jetzt in sehr vielen Zeitungen reichliche Proben zu sehen; aber von dem Ja und Nein, So und So, Hier und Da, Hier ein wenig, Da ein wenig, sind schon seit vielen Jahren in den Zeitungen, auch in denen, die sich sehr ehrbar anstellten, nur allzu viel Proben zu sehen gewesen, und auf ihre Rechnung und auf die Häupter ihrer Anhänger und Nachtreter wälzen wir einen großen Theil, nicht zwar der Hauptschuld, wol aber der Mitschuld an der Revolution. Wo aber, wie leider nur allzu häufig in Deutschland, der Richterstand, welcher der unerbittlichste nnd festeste unter allen Ständen sein sollte, mit in diese Weichlichkeit, in das unent-

wirrbare Gespinst von Ansichten und Spitzfindigkeiten, in diese Scheu von einer jeden festen politischen oder religiösen Grundüberzeugung hinein gezogen worden ist, da trägt er weit mehr als bloß die Mitschuld.

Aber die Weichlichkeit der Seele ist innerlich bei weitem nicht so zugänglich, billig, anschließungsfähig, bereit sich überzeugen zu laßen, wie sie dieß vorgibt; sie ist es überhaupt gar nicht. Es gibt nichts Eigenwilligeres und Eigensinnigeres, als gerade diese Weichlichkeit, diese Unbestimtheit und Unentschiedenheit, gerade wie die weichlichen und verzogenen Kinder auch die eigensinnigsten, oder vielmehr die allein eigensinnigen sind. Ihre Stimmung, ihre persönliche Anmutung, ihre Laune ist es, was die Weichlichen unentschieden und unmutig macht; diese ihre weibische Natur verbietet ihnen, sich allgemeinen Grundsätzen unterzuordnen und zu männlichen Entschließungen zu gelangen; in dieser Stimmung aber sind sie auf das Äußerste verletzlich, und diese verlangen sie vor allem andern geschont zu sehen. Aus dieser Stimmung und Laune sind sie auf keine Weise, am allerwenigsten durch Gründe, zu vertreiben; hundertmal dieselben Gründe vorgetragen bis zur Ueberzeugung, hat zum hundert und ersten mal dasselbe Spiel von neuem zu beginnen: sie sehen sie wol ein, diese Gründe, aber sie wollen sie nicht einsehen. Wer sie zu locken versteht und zu kirren, dem folgen sie; darum zieht sie denn auch ein unwiderstehlicher Zug zu denen, welche das Kirren und Locken als ihr eigenstes Geschäft betreiben, die Revolutionsmacher, erst die feinen, dann die groben. Ja,

diese Eigensinnigkeit, dieses ausschließliche, beharrliche Hervorheben ihrer eigensten, besondersten Persönlichkeit, dieses kleinliche Pochen auf das eigene liebe Ich macht diese Weichlichen zu geborenen Anarchisten. Auf Widersprüche mit sich selbst kommt es ihnen so wenig an, wie allen eigensinnigen Kindern, und wo viel hin und her geredet wird, wie z. B. auf dem Gebiete der Religion, da haben sie auch diese Widersprüche ganz unbedacht und lächerlich an den Tag gegeben, wie z. B. die Weichlinge der Schleiermacherschen Schule, die sogenannten Dämmerlinge, ganz lustiger Weise behauptet haben: das Bekenntnis der Christen müße das sein, kein Bekenntnis zu haben. Nur auf ihrer Meinung, weil sie eben die ihrige ist, bleiben sie fest stehen, unbekümmert um die Welt, um die praktische Notwendigkeit, um die Gestaltung der Zukunft. Alles das hat für sie keinen Sinn, so wenig wie die Aussicht auf Genesung einen Sinn hat für ein eigensinniges krankes Kind, welches Arznei nehmen soll. — Das alles ist nichts anderes, als grundsätzliche Anarchie, welche der saubere Held in Berlin oder Ludwig Simon von Trier proclamiert haben: „es müßen noch alle objective Regeln und Gesetze fallen und lediglich die Berechtigung des concreten Individuums muß übrig bleiben, diese aber zur vollen, unbeschränkten Geltung kommen.“

Endlich aber hat die Weichlichkeit der Seele noch eine schlimme und zwar die allerschlimmste Seite: den Widerwillen gegen die Gerechtigkeit. Die Besten unter den Weichlichen sind in dieser Beziehung Träu=

mer: sie faseln von der besten Welt und von dem Himmel auf Erden, wo alles ohne Zwang und Strafe, mit Liebe und Güte, durch Ueberredung und Bitte bewirkt werde; aber auch diesen Besten steht im Innersten ihres Herzens die Gewaltthat des Verbrechers und die Strafe, welche er dafür erleidet, auf ganz gleicher Stufe; durch die eine wie durch die andere werden sie „unangenehm berührt", vor der einen wie vor der andern schrecken und schaudern sie zurück; beide werden von ihnen einzig und allein nach dem widrigen Eindruck, den sie auf ihre „Herzen" machen, beurteilt; von Gesetz, Gerechtigkeit, verdienter Strafe, ist bei ihnen keine Rede, dafür ist gar kein Gefühl vorhanden. Aber es bleibt dabei nicht, und bei weitem die Mehrzal der Weichlichen gehört nicht zu diesen Träumern, nicht zu diesen Besten. Die Mehrzal ist, wenn sie auch Beleidigungen, Gewaltthaten, Verbrechen und blutige Greuel „nicht billigt" (das ist das gewöhnliche, und sogar einzige Wort, welches in gleicher Weise für eine Unhöflichkeit in der Gesellschaft wie für den Mord an Lichnowsky angewendet wird), dennoch gern und stets bereit, alle nur möglichen Gründe der Erklärung, der Entschuldigung und Rechtfertigung für das Vergehen oder Verbrechen hervorzusuchen und geltend zu machen; aber für die mit Gerechtigkeit und Notwendigkeit eintretende Strafe hat sie, eben weil diese mit unerbitterlicher Notwendigkeit eintritt, kein Wort der Entschuldigung. Ja im Gegenteil: sie stimmt in der Beurteilung der Acte einer nach Verdienst strafenden Gerechtigkeit mit den schamlosesten Buben und den

verruchtesten Anhängern der Diebs- und Mörderrepublik überein; Mordthaten und blutige Aufstände nennen sie je nach Umständen „bedauernswerte Ereignisse“ oder „glorreiche Volkserhebungen, bei denen sich manches Beklagenswerte leider nicht vermeiden laße“, wolverdiente Hinrichtungen aber „Schlächtereien.“ Die Mordthaten von gestern sind vergeßen, denn die Weichlichkeit läßt nicht gern unangenehme Eindrücke lange haften, viel weniger denn absichtlich erneuern, sie ist von Natur des kürzesten Gedächtnisses. Daher denn der heftigste Widerwille gegen die kraft der Gerechtigkeit vorgenommenen Hinrichtungen, weil die Gerechtigkeit des Richterschwertes jene Eindrücke in aller Stärke zurückruft, daher die leidenschaftliche Theilnahme, welche jetzt erst für das Verbrechen erwacht. So führt die Weichlichkeit in den tiefsten sittlichen Pfuhl der unheilbaren Niederträchtigkeit, zur Theilnahme nicht an den Mördern, sondern an dem Morde, auch an dem rohesten, grausamsten, viehischesten, selbst. In den Herzen dieser Weichlichen sitzt der Blutdurst und die Grausamkeit in ganz gleicher Weise, wie in den teuflischen Herzen der Allensbacher, Melosch, Struve, Bönning, Mieroslawski und Trützschler.

Das ist denn auch die Spitze, in welcher beide, an sich unzertrennbar verbundene Richtungen, die Weichlichkeit und die Wollust, zuletzt zusammentreffen: in der Grausamkeit. Die Wollust, welche thätig sein muß, vergießt *selbst* das Blut, und mordet, gelockt durch das Blut, stets mehr und stets weiter, und kann sich in ihrem teuflischen Genuße nicht mehr bezähmen

und bändigen; die Weichlichkeit, welche überhaupt nicht thätig sein kann, sondern ihrer Natur nach sich passiv verhält, sieht gleichmütig oder gar halb behaglich zu, wenn es vergoßen wird; je mehr gewütet und gewühlt wird, um so enger und dichter wickelt sich die Weichlichkeit in sich selbst zusammen, um so weniger vermag sie es über sich zu gewinnen, dem Wüten und Wühlen Einhalt zu thun oder nur Einhalt gethan zu sehen. Die Weichlichkeit weidet sich gleichsam an dem Geruche des Blutes, welches von der Wollust vergoßen und genoßen wird. — Und überhaupt im Ganzen: Mangel an Gefühl für Gerechtigkeit ist immer und unter allen Verhältnissen zugleich ein starkes Gefühl für die Verletzung der Personen an Ehre, Leib und Leben und eine lebhafte Hinneigung zum blutigen Morde.

Vom Ehrgeize.

(1849)

Unter den Ursachen der Revolution, welche der Volksfreund seiner Zeit aufführte, hätte vielleicht eine mit unter den ersten sein sollen: der Ehrgeiz; vergeßen aber darf sie auf keinen Fall werden. Die letzten Zeiten, d. h. die letzten zwanzig Jahre hindurch scheint nämlich die Welt von dieser Leidenschaft in ungewöhnlich hohem Grade beherscht worden zu sein. Es war gleichsam ein allgemeiner Wettlauf in der Bücherwelt, in der Gesell-

schaftswelt und in der Staatswelt, ein allgemeines Rennen von viel Hunderttausenden nach dem Ziele, etwas zu werden, etwas zu gelten und vor allem etwas anzuordnen und zu befehlen zu haben. Auf Anerkennung zu warten und sich eine höhere Geltung oder Stellung von der Zeit, ungesucht und ungerufen, geben zu laßen, das schien Niemandes Sache mehr zu sein; jeder war darauf aus, sich, was er wünschte, zu erobern, zu erkämpfen, zu erschreien und zu ertrotzen. Ob zu einer solchen Stellung Fähigkeiten, Erfahrungen, Leistungen vorhanden seien, darauf kam es nicht an; Ansprüche, die waren es ganz allein, von denen immer und immer wieder die Rede war, und welche mitunter in so hochmütigem, so unleidlich lautem, schreiendem Tone vorgebracht wurden, daß auch dem Geduldigsten und Anspruchlosesten wol die Galle überlaufen konnte. Dieses Rennen und Jagen, dieses Fordern und Vordrängen war sehr allgemein, und keinesweges bloß auf der Seite zu suchen, welche im engeren Sinne die revolutionäre, demokratische, genannt werden muß. Nur, daß die Revolutionäre und Demokraten, welche überhaupt die allerschlechtesten Zeitbewegungen vorzugsweise in sich aufnahmen, pflegten und auf die höchste, zuletzt teuflische Spitze trieben, sich diese Gesinnung des Ehrgeizes in ihrer ordinärsten Plattheit, in ihrer niedrigsten Gemeinheit aneigneten. Denke man nur an das theils zwar ungemein lächerliche, theils aber auch unbeschreiblich widerliche Haschen nach Orden, bei welchem sich auf eine uns unbegreifliche Weise Männer beteiligten, die genug Zeug im

sich hatten, um auf eigenem Boden zu stehen und zu ruhen, Männer, deren sonstige Gesinnung das gerade Widerspiel des eitlen Ehrgeizes war, Männer, mit deren Stellung sich nicht einmal die Orden in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Verfaßung vertrugen, z. B. Personen des hohen Adels außer Staatsdienst, Geistliche, Oberbürgermeister u. dgl. Im eigentlichen Staatsdienst war dieß Ordenshaschen in der That fabelhaft, wenn auch allerdings nicht überall in gleicher Stärke, wie z. B. in Baiern und noch mehr in Preußen, verbreitet, so daß mit gutem Recht das hart scheinende aber nicht einmal unbillige, geschweige denn ungerechte Urteil ausgesprochen werden muß: sehr viele Staatsdiener, zumal preußische, sind Jahrelang unermüdlich thätig und früh und spät zu allem bereit gewesen, einzig und allein in der Aussicht auf den roten Adler; und sie waren unglücklich bis zum Verzweifeln, wenn wieder ein Jahr umgelaufen war, ohne das ersehnte Kreuz gebracht zu haben. Nicht der Dienst, die Ehre, die Pflicht, das Vaterland, der König — das alles war ihr Augenmerk nicht — ach es hatte für Viele kaum einen Sinn! — nein, einzig der Adler! Wie sehr der preußische Staat durch dieses Ordenswesen, diese Beförderung ganz gemeinen, wenigstens ganz äußerlichen Ehrgeizes der Gesinnungslosigkeit seiner Beamten, über welche im vorigen Jahre so laute und gerechte Klage erhoben wurde, also am Ende auch der Revolution selbst, vorgearbeitet und Vorschub geleistet hat, wird Jeder wißen, welcher die Verhältnisse aus näherer Anschauung kennt.

Aber nicht diese äußerste und lächerlichste Spitze des Ehrgeizes, das Ordenswesen, welches zu verurteilen jetzt freilich wolfeil ist, ist etwa auch die einzige oder schärfste Spitze. Längst war schon der Eintritt in den sogenannten Staatsdienst nichts anders, als der Eintritt „in eine Carriere", und neben dem häßlichen Besoldungspunkt war das „Angestelltwerden und Befördertwerden" das ausschließliche Ziel der Staatsdienst-Aspiranten. Nach den Wegen, welche auf dieses Ziel hinliefen, richteten sich leider bei nur allzu Vielen auch die Gesinnungen. Sehr loyal, sehr conservativ, sehr bereit, sich zu jeglichem Dienste der gefordert, zu jeder Ansicht, welche von den „Einflußreichen" aufgestellt wurde, zu stellen und zu bekennen, so lange noch irgend ein gewünschtes Ziel dieser Art zu erreichen war, schlugen mit einem Male die Gesinnungen um, sobald es erreicht war oder auf anderem Wege vielleicht ein noch höheres zu erreichen stand. Wir haben Staatsdienstaspiranten gesehen, welche die bescheidensten, anspruchlosesten und bildungsfähigsten jungen Männer schienen, so lange sie noch eben Aspiranten waren; sobald sie angestellt waren, namentlich wenn sie ihrer „erprobten Gesinnung" wegen gleich von Anfange an eine höhere Stellung erhielten, wurden sie anmaßend, insolent und sogar förmlich ungezogen, selbst gegen Vorgesetzte; wir haben deren gesehen, welche vor dem Merz 1848 für alle Maßregeln des damaligen „Systems" blind eintraten und absolutistische Sprünge machten, welche besonnenen Männern wie ein Halsbrechen vorkamen; im Merz 1848 schon waren sie

Biersäufer und Gaßenluderer, Katzenmusikanten und Fürstenfreßer; dermalen sind sie Prediger der „gesetzlichen Ordnung". Die nächste Quelle dieser niedrigen Haltungslosigkeit ist nichts anderes als Ehrgeiz. Aber wäre es nur bei der jüngeren Welt geblieben! Dieselben Erscheinungen zeigten sich auch in der Männerwelt des Beamten- und wieder vielleicht am meisten des Richterstandes. Unter diesen, so lange sie noch in untergeordneter Stellung waren, blinde Absolutisten zu finden, welche mit der Merzrevolution zu roten Demokraten umschlugen, ist eine nur allzuhäufig vorkommende Erscheinung gewesen. Und wie Viele, welche, sonst der ehrenwertesten Gesinnung, durch die Begebenheiten der Revolution zufällig emporgehoben worden sind, versöhnen sich je mehr und mehr auch mit den unleidlichsten Zuständen, welche wir jetzt noch haben, ja mit einer revolutionären Zukunft, welche einen völligen Umsturz, ihnen aber voraussichtlich eine höhere Stellung bringen wird! Wo aber im Beamtenstande solche Brandfackeln und glimmende Aschenhaufen sind, wie will man denn verlangen, daß außerhalb desselben alles gleichgültig und unempfindlich, kalt und todt sein soll? Wie leicht erklärlich findet man alsdann diese „Teilnahme am Staate", nach welcher die Umstürzer schon vor mehr als zwölf Jahren mit brennendem Hunger und lechzendem Durste aus tausend heiseren Kehlen schrieen? Oder glaubt man wirklich, dieses Verlangen nach Bezirksräten und wie diese Institutionen sonst heißen, nach Geschworenen und dergl. beruhete auf einem gegründeten Anspruch, auf wirk-

licher Fähigkeit, auf einem Triebe, „Gutes zu stiften“? Ehrgeiz, Ehrgeiz und zunächst nichts anders ist es, wodurch diese Begehren sind geweckt worden und fortwährend erhalten werden.

Eine der thörichtsten Richtungen nahm indes der Ehrgeiz auf die Ministerposten, und nirgends waren die Aeußerungen dieses Ehrgeizes allgemeiner, freilich nirgends lächerlicher und abgeschmackter aber auch nirgends gefährlicher als in Preußen im Laufe des vorigen Jahres. Hier hatte diese Spitze des Beamtentums eine Bedeutung, eine Macht und einen Glanz erlangt, wie verhältnismäßig kaum anderwärts, namentlich ist Oesterreich in dieser Beziehung mit Preußen in gar keinen Vergleich zu stellen. Der Minister in Preußen war das Haupt einer mächtigen Beamtenaristokratie, und folglich, nach dem üblichen Sprachgebrauch „allmächtig“; eben darum aber, weil er das Haupt eines geschloßenen Beamtenstaates war, glaubte jeder, welcher diesem Beamtenstande angehörte, den Minister auch in seiner Tasche oder wenigstens in seiner Brust zu tragen. „Minister werden!“ das war, ausgesprochen oder nicht ausgesprochen, des geheime Endziel eines jeden preußischen Beamten von nur irgend höherer Stellung — vielleicht sogar der großen Mehrzal der auf untergeordneten Stufen Stehenden. Und ein sehr großer Theil der unruhigen Zustände Berlins im vorigen Jahr, das ganze Treiben und Wühlen Waldecks und seiner Partei ganz besonders, ist aus diesem Ministerkitzel zu erklären. Es steckt viel weniger eigentlich rote Demokratie dahinter, viel

mehr brennender, lodernder, zerfreßender Ehrgeiz, als man gewöhnlich annimmt. Die Kurzsichtigkeit dieser ehrgeizigen Wühler zeigte sich freilich eben in diesem Punkte deutlich genug, und zeigt sich überall, wo ähnliche Zustände, wenn auch unter weniger grellen Farben, eintreten. Es gab allerdings eine Zeit, in welcher der Posten eines Ministers ein wahrer Ehrenposten und auch ein wahrhaft und auf die Dauer einflußreicher Posten war. Das ist er aber nur unter der Voraussetzung, daß zu demselben nur durch eine lange, wolbenutzte Erfahrung zu gelangen sei, und er die naturgemäße Endstufe aller Vorstufen im s. g. Staatsdienste bilde, also bleibend verliehen werde. Nach den eigenen Grundsätzen der Demokratie aber, ja nach den Grundsätzen der constitutionellen Monarchie, wo dieselben nackt und consequent angewendet werden, ist jetzt ein Ministerium weder eine Stellung der Macht, noch, und vielweniger, eine Stellung der Ehre, sondern es ist lediglich der Schaum, welchen der vorüberrauschende Strom der „öffentlichen Meinung", der Ansichten des Tages, an das Ufer wirft. Aber eben dieses schnelle, wilde Vorüberrauschen, dessen sich die moderne politische Welt nur allzu wol bewußt ist, stachelt den Ehrgeiz nur noch heftiger auf: jeder strebt wenigstens auf einen Augenblick haften zu bleiben und zieht es vor, im Sande zu vertrocknen, als hinabzuschwimmen in Wellengestalt zum Ocean des Nichts, welchem das heutige politische Leben mit Notwendigkeit zueilt. Ministerien des Ehrgeizes, des constitutionellen wie des aristokratischen und demokra-

tischen Ehrgeizes, können diesen Strom nicht aufhalten, denn sie sind bereits von demselben ausgespieen, sondern nur Ministerien der Resignation. Diese thun uns Not.

Und welche Rolle spielt der Ehrgeiz in der eigentlichen Demokratie, welche in den demokratischen Clubs und Volksversamlungen, welche auf der Gaße ihr Gebiet hat? Zuweilen sind wir versucht, zu antworten: geradezu die vorwiegende, wo nicht die ausschließliche. Hecker, das bezeugen alle seine Bekannten, ist nur, ist ganz allein von unmäßigem Ehrgeiz, von einer beinahe narrenhaften Ueberschätzung seiner selbst zu der wahnsinnigen Rolle getrieben worden, die er übernommen und so unglaublich kläglich zu Ende geführt hat. Den unfähigsten, armseligsten, rohesten Menschen that es natürlich am wolsten, endlich auch einmal „etwas zu sein", was bisher nur den Fähigen und Gebildeten gelungen war; wer die siegreichen, triumphierenden Blicke des jämmerlichsten Salbaderers auf einer Volksrednerbühne nur einmal betrachtet hat, der kann nicht anders urtheilen, als daß nur Ehrgeiz, freilich der kindischste und lächerlichste, einen solchen Armseligen in einem solchen Augenblick beherschte. Wie behaglich gebrauchten unsere Volksführer, erbärmlichen Andenkens, von sich selbst die stolze Bezeichnung „Präsident"! Jeder dachte sich damit allen Präsidenten die da gewesen waren und noch vorhanden waren und noch kommen würden, gleich gestellt. Und selbst der schmutzige Bube auf der Gaße, wenn er schimpfte oder mit Steinen warf, es war Ehrgeiz, der ihn schimpfen

und werfen hieß. War er doch den Erwachsenen und den „Großen" nicht allein gleich, sondern auch zu ihrem Herrn geworden. Und dieser schmutzig-dunkle Begriff eines gesättigten Ehrgeizes lag auch der „Volkssouveränetät", dieser Spottgeburt aus Dreck und Branntweinfusel zum Grunde.

Er ist, um diese Betrachtungen abzubrechen, nichts anderes, als eine Abzweigung des seelenmörderischen Hochmutes, dieser Ehrgeiz, von dem wir so eben gesprochen. Ehe die Welt nicht durch schwere Demütigungen von diesem allverbreiteten Ehrgeiz genest — aus sich selbst wird sie niemals davon genesen — wird auch die Revolution nicht gestillt werden. Nun weiß freilich der Schreiber dieser Zeilen recht wol, daß in der politischen Welt ein gewisser Ehrgeiz herschen muß, und ohne denselben diese politische Welt nicht würde bestehen können, und zwar nicht allein der Ehrgeiz, welcher darin besteht, in der Erfüllung seiner Pflicht, im Amt und Dienste, untadelig zu sein; — es ist der Wunsch, in seinen dienstlichen und politischen Leistungen sich anerkannt und seine Ansichten zur praktischen Geltung gebracht zu sehen. Aber beide Arten des Ehrgeizes, dieser beßere und jener schlimmere und schlimmste, fließen meist unvermerkt in einander. Das mag den Schreiber dieser seiner Darstellung wegen entschuldigen, wenn ihn nicht der Umstand entschuldigt, daß der liebe Gott ihn für seine Person mit der allergeringsten Gabe von Ehrgeiz hat auf die Welt kommen laßen (wenn er nicht überall seine Sünden fühlte, so würde er sagen: ohne allen Ehrgeiz), weswegen

er freilich, wie er sich sagen muß, in der Welt nicht allein wenig geworden ist (daran läge schon nichts) aber auch wenig gewirkt hat, weil er Andere stets für befähigter und berufener gehalten hat als sich selbst. Hat er darum zu scharf gegen den Ehrgeiz gesprochen, so mögen die Staatsmänner und die Gelehrten, die ohne Ehrgeiz freilich nicht sein würden, was sie sind, ihm seine Herbigkeiten verzeihen. Daß der Ehrgeiz jedoch eine Haupttriebfeder unserer Revolution sei und bleibe, das wird er sich nicht ausreden laßen.

Herbstgedanken eines alten Jägers.
(1849)

Es sind nun nahezu siebenzig Jahre, seit ich mit auf die Jagd gehe, und über sechzig Jahre, daß ich sie ausübe, und doch wird mirs noch immer, wenn der Herbst kommt, wenn der Wind durch die Stoppeln geht und der Wald sich färbt, wenn die Füße im Laub rauschen und der Reif den Waldboden scharf gemacht hat, wieder frisch zu Sinn, daß ich, wenn schon ein Achtzigjähriger, noch einmal zur Flinte greife und hinaus gehe, um die alte Jagdlust, die mich siebenzig Jahre lang begleitet hat, noch einmal zu suchen, nnd wäre es auch das letzte Mal. Nun wie Gott will!

Aber die alte Lust — ja ich habe sie wol noch, aber draußen finde ich sie nicht mehr. Mir selbst und meinem Jagdrevier hat zwar die neue Zeit nichts anhaben können, denn es ist ein großes wolgeschloße-

nes Besitztum, auf dem ich, wie mein Vater und schon mein Großvater, die Jagd getrieben habe; aber um mich herum ist es anders geworden, und wenn man mit seiner Lust und Freude ganz allein steht, da ists vorbei mit der Freude und der Lust auch für die, die nicht im achtzigsten Jahre stehen, wie ich.

Und allein stehe ich mit meiner alten Jagdfreude. Die Leute gehen hinaus auf die Jagd, wie sonst auch, und meinetwegen möchten ihrer statt der drei oder vier Berechtigten aus alter Zeit jetzt dreißig oder vierzig, ja dreihundert oder vierhundert sein — ich wollte es ihnen schon gönnen, vom ganzen Herzen. Aber sie gehen nicht mehr mit Lust auf die Jagd. Was mit Lust und Freude getrieben werden soll, das muß mit Maß und Regel und Ordnung getrieben werden, und muß eine Art Kunst dabei sein, sonst ists pure Luderei und Lümmelei. Jetzt gehen sie nicht mehr auf die Jagd, sondern sie laufen auf die Jagd, und das Jagdlaufen hatte in meiner Jugend einen schlimmen Sinn, den sich kein rechter Jäger aufhängen ließ. Da laufen die Narren hin, der ohne Jagdtasche, jener mit einer Tasche, aber auf der rechten Seite, und ein Dritter gar mit der Flinte auf der rechten Schulter, und plappern alle mit einander wie die Papageien, laufen im Feld herum mit lautem Gekreische und Spektakel wie die alten Weiber, Acker auf Acker ab hinter ihren undressierten Hunden her, und platzen, daß es zum Erbarmen ist, immer zu drei vier auf einen Hasen, und wenn einmal ein Küttchen Hüner aufgeht, so knallt die ganze löbliche Jagdgesellschaft — auf die Hüner,

in die Luft und einander in die Beine. Es kommt so genau nicht darauf an, es soll nur einmal losgeknallt werden. Dieses Jagdlaufen kommt mir gerade so vor, wie das wüste, tolle Saufen, was auch die neue Zeit erst wieder gebracht hat, und was zu meines Großvaters Zeiten kaum so arg gewesen sein kann; statt guten Wein mit Ordnung und Maß zu genießen, saufen sie jetzt das schlechteste Zeug, Kretzer und Aepfelwein, Bier und Rum und Fusel durcheinander, bloß um sich voll zu saufen, oder gar um sich Mut zum Kreischen und Unfug anzusaufen. So gehn sie auch nur des Trödels wegen, wie sie jetzt sagen, auf die Jagd, und wenn ein ordentlicher Jäger sie Kartoffeljäger schilt, so merken sie nicht einmal, daß das gescholten ist; an der Jagd haben sie ja keine Lust mehr und am wenigsten an der Jagdordnung, sondern nur an Lärm und Unfug auf der Jagd. Eine der Jagdgesellschaften in meiner Nachbarschaft besteht aus lauter Demokraten, wie sies jetzt nennen; wenn es aber in ihrer Republik, die sie machen wollen, eben so aussieht und hergeht, wie auf ihrer Jagd, dann erbarm sich Gott der Republik und der armen Leute, die in dieser Republik sein müßen. Das gäbe lauter Gekrisch und Schweinerei. Am accuraten Jäger erkennt man den accuraten Herrn und Hausmann, hat mir mein Großvater gesagt. Sie schimpfen viel auf den Adel, aber die schlimmsten Krautjunker, von denen ich weiß, ja von denen ich von meinen Vater und Großvater, von länger als hundert und funfzig Jahren her, gehört habe, sind noch lange nicht so ohne Ordnung, Zucht

und Regel gewesen, wie die Schießprügelgesellen von der Jagdfreiheit der neuen Zeit. Die alten Krautjunker hatten freilich nichts gelernt — aber was verstehen denn die Jagddemokraten unserer Zeit? sie giengen müßig — ist leider Gottes wahr; aber von den Arbeiten der Jagdlaufer heutiger Zeit habe ich auch noch nichts gesehen; im Gegenteil, da sind in meiner Nähe zwei Schulmeister, welche täglich auf die Jagd gehen aber nicht täglich Schule halten. Und im Saufen und Huren thun sie es den Krautjunkern zum Theil noch zuvor, die Meisten gleich. Es geschieht eben nichts Neues unter der Sonne — Krautjunker und Krautdemokrat, einer wie der andere, zwei Hosenbeine von einem Tuch. Aber die Jagd verstanden diese Landjunker aus dem Grunde, und wer ein Ding so recht ernstlich und kunstmäßig übt, und Augen und Ohren und alle Sinne offen hält, um in diesem einem Dinge recht aufzumerken und nichts zu verpassen, mit dem ists auch in andern Dingen noch nicht ganz schlimm bestellt. Vor allem hat der, der ein Ding recht versteht und sich recht genau darum bekümmert, keine Lust, sich in Dinge zu mengen und um Dinge zu bekümmern, die er nicht versteht. Das wußten wir jungen Bursche vor funfzig Jahren recht gut. Jägerlatein zu sprechen, hieß es damals, ist für einen rechten Jäger ein Schimpf; Jägerlatein gehört für die Sonntagsknaller und Kartoffeljäger. Wiederum aber gehörte für Kartoffeljäger und Sonntagsknaller das Waidmeßer, das ich noch mehr als einmal ganz ernstlich klatschen gehört habe. Jetzt ist die ganze Welt voll solcher Gesellen, welche

in die Jagd und Jagdordnung so wie in jede andre Handlung hinein pfuschen, und die Demokratenbursche mit ihren Bärten sprechen, in ihrer Art, nichts als Jägerlatein, aber die Waidmesser sind aus der Mode gekommen. Mein altes Waidmesser regt sich indes noch immer von selbst in der Scheide, wenn so ein Nichtsnutz ihm zu nahe kommt.

In alten Zeiten gab es auch Hungerjäger, und die waren nicht sonderlich angesehen. Das waren arme Jagdbesitzer, die nur darum auf die Jagd giengen, damit sie mit den übrigen etwas zu eßen hatten. Mit denen gieng niemand gern auf die Jagd, und niemand nahm sie gern mit; es hieß, sie brächten immer schon den Juden in der Tasche mit, der ihnen die Hasenbälge abhandelte. Ich habe an dem Spott keinen sonderlichen Gefallen gehabt, denn ich weiß, daß manche arme Edelleute ihren Haushalt, an den sie eben kein Geld zu wenden hatten, mit der Jagd ehrlich und standesmäßig durch schwere Zeiten durchgebracht, dabei aber die Reviere doch sehr geschont und die Jagd recht nobel exerciert haben, und habe immer gemeint, das Wildbret sei von dem lieben Gott zur Speise gegeben worden. Aber heut zu Tage gibt es Hungerjäger die mir viel schlechter gefallen, als die Hungerjäger alter Zeit. Die schießen immer nur auf den Verkauf, alles, was ihnen vor das Rohr kommt, Geißen und Kälber, Sommerhasen und Setzhasen, Auerhüner und Birkhüner, und pachten die Jagden nur, um Geld zu verdienen, wie die Metzger. Als das vor dreißig Jahren bei den Jagdeigentümern nach und nach aufkam,

daß jedes Haar und jede Feder dran glauben mußte, nur damit volle Hasenkarren und Hünerkörbe in die Stadt geschickt werden konnten, habe ich gleich gesagt: das ist das Ende der Jagd, und Euch wird sie noch einmal genommen, die ihr ums Geld jagt. Die Jagd hieß sonst das edle Waidwerk, aber eine solche Jagd ums Geld war kein edles Waidwerk mehr, sondern Spanferkelzucht und Gänsestopferei. Wer aber ein edles Werk erniedrigt, der verdient, daß er es verliert, und daß er es darnach in den allerunsaubersten Händen sehen muß. Es ist so geschehen, und das Hungerjagen fängt jetzt erst an.

So machen sie es freilich überall: alles zerstört, zerbrochen, verwüstet, Jagd und Wald, Feld und Garten, Steinbruch und Bergwerk, um nur Geld zu haben! was auf Jahrhunderte Vorteil und Freude bringen könnte, in einem einzigen Monat bis auf den Grund ausgenutzt, um vielleicht nur einen einzigen Abend Champagner trinken zu können. Diese hungrige Lumpen, diese Judenseelen und Aasjäger werden aber auch zu Grunde gehen, wie sie es verdienen.

Wo es so auf das Todtschießen und Umbringen abgesehen ist, wie bei diesen lumpigen Hungerjägern der neuen Zeit, da hat ein rechter Waidmann gar keinen Platz mehr. Die neue Zeit rühmt sich zwar eines großen Mitleids gegen die Thiere, und thut sich viel zu Gute darauf, daß sie die unmenschlichen Parforcejagden abgeschafft hat, aber es ist das alles Lug und Trug, Narretei und Affenspiel. Ich habe in meiner Kindheit noch Parforcejagden mit angesehen, und sie

haben mir sehr schlecht gefallen, denn es waren in der That grausame Stücklein, und meist ganz unwaidmännische dazu. Ich habe auch die Mördereien an dem zusammengetriebenen Wildbret mit angesehen, wie sie der König von Westfalen in Kassel anstellte, und wie sie dazumal auch anderwärts üblich waren, und diese elende blutgierige Aasjägerei hat mir noch viel schlechter gefallen als die Parforcejagden, obgleich über diese schlechten Mördereien keiner dieser Thierfreunde sein weiches Maul aufgethan hat bis auf diesen Tag. Aber diese Grausamkeiten und Mördereien giengen doch nur auf ein einziges Thier, oder auf eine gewisse Anzal Thiere. Die Hunger- und Trödeljägerei der neuen aufgeklärten Zeit aber verfolgt und hetzt und jagt und plagt das ganze Thiergeschlecht, und das ist die eigentliche und rechte Grausamkeit, vor der jede Waidmannsseele, geschweige denn jede Christenseele den tiefsten Abscheu haben muß. So wie sich in einem der neumodig jagdfreien Reviere ein armes Rehding sehen läßt, wird darauf geplatzt von allen Ecken und Enden, und so lange es sich sehen läßt, am Abend und Morgen, bei Tag und bei Nacht, in der Jagdzeit und außer der Jagdzeit, mag es eine Geiß oder ein Bock sein, und dazu werden denn Bracken und Hünerhunde, Saufänger und Spitze durcheinander drauf losgelaßen. Ist das etwa keine Parforcejagd? ich denke, eine noch viel häßlichere, als die alte, die doch nur einen Tag dauerte und mit dem Verenden des gequälten Thieres noch an demselben Abend ausgieng. Diese aber fängt jeden Morgen von neuem an, richtet sich gegen jedes

Thier ohne Ausnahme und dauert, da die Schießkunst (wenigstens meiner Herren Jagdnachbarn) nicht weit her ist, Monate, ja wol Jahre lang; die arme Creatur wird dabei zwei drei und mehrere Male krank geschoßen, bis sie endlich jämmerlich umkommt. Von meinen Nachbarjagden haben sich zwei lahmgeschoßene Geißen herüber gerettet, auf welche in diesem Sommer zusammen wol an die hundert Schüße gefallen sind, und die es mich immer erbarmt, anzusehen. Eben so grausam wie diese ungelehrten Thierschinder sind auch die gelehrten Thierschinder hinter ihren Acten, denen das Herz hinter ihren Papieren und schweinsledernen Büchern selbst zu Papier und Schweinsleder vertrocknet ist, und die darum auch sich kein Gewißen daraus gemacht haben, zu decretieren: „Hirsche und Schweine sollen gänzlich ausgerottet werden". Wer ein einzelnes Thier zu Tode plagt, wie die Parforcejäger gethan haben, der ist ein roher Geselle seiner Sitte nach; aber wer ein ganzes Thiergeschlecht, welches der allmächtige Gott geschaffen und in die Welt gesetzt hat, ausgerottet haben will, der ist ein roher Mensch dem Herzen nach, in welchem weder Gotteserkenntnis noch Gottesfurcht ist. Ich möchte noch nicht einmal die Ratten und Mäuse in der Welt mit einem Schlage vertilgen, wenn ich es könnte, denn ich fürchte mich, damit Gottes Recht anzutasten; und nun gar so edle Creaturen wie die wilden Sauen oder die Hirsche sind!

Alle Leute solcher Art, meine ich, haben an Gottes schöner Erde mit ihren Creaturen gar keine Freude mehr, sondern nur daran, was sie an der Erde und

deren Creaturen machen, modeln und meistern. Sie haben überhaupt keine Freude am lieben Gott, und nur das ist ihr Herzensspaß, wie sie den lieben Gott in die Schule nehmen. Ich habe das schon lange Zeit her an der jungen Jagdwelt wol gesehen. Ich bin von früher Jugend auf ein Jäger mit Leib und Seele gewesen, aber wenn ich in meinen jungen Jahren auf den Schnepfenstrich gieng, habe ich mich an dem Drosselschlag bei Sonnenuntergang, wenn der rote Abendschein durch die aufquellenden Knospen und durch die grünen Kätzchen der Salweiden glänzte, gerade so sehr gefreut, wie an den geschoßenen Schnepfen; ja ich habe mit den Drosseln gar oft laut gesungen und gejubelt, und den meisten meiner Genoßen von damals gieng es eben so; und jetzt, im achtzigsten Jahre, denke ich bei dem Drosselgesang an das große Frühjahr, wenn nicht allein die Büsche und die Bäume sondern die Menschen auferstehen werden von ihrem Schlafe aus den Gräbern, die unser Herr Gott für sie bereitet und den langen Winter über treulich behütet hat. Aber ich habe gemerkt, die Meisten von unserer jungen Jagdwelt hören die Drosseln gar nicht einmal, geschweige denn, daß sie sich darüber freueten. Stundenlang habe ich im Wald auf einem Fleck gelegen und mich an dem frischen Waldgeruch erquickt und dem Hin- und Wiederlaufen der jungen Auerhüner zugesehen, oder den Buchmarder beobachtet, wie er gleich einer schönen glatten Schlange den Baum hinauf und wieder hinab wischte, leise, lautlos, unhörbar, und dann seine goldene Kehle aus dem Astloch noch ein-

mal hervorstreckte und mit seinen funkelnden listigen Augen um sich spähete, ob es auch sicher sei. Als ich aber vor mehreren Jahren einige junge Leute mit hinaus nahm, um ihnen die Auerhündchen zu zeigen, wurde ihnen in der ersten Viertelstnnde die Zeit lang, und sie meinten nachher, das wäre ein schlechter Spaß gewesen — wenn sie noch auf die dummen Hinkel hätten schießen dürfen! Seitdem habe ich Niemanden mehr mit hinaus genommen, und freue mich, wenn ich ja noch bisweilen hinaus gehe, lieber allein. Die junge Welt theilt doch meine Freude nicht mehr. Was will aber aus dieser jungen Welt, die sich schon jetzt nicht freuen kann, einmal werden, wenn sie alt wird?

Der Herbst ist wieder gekommen, die Jagd ist wieder aufgegangen, aber die Herbstfreude und die Jagdfreude ist nicht wieder gekommen. Möchte immerhin die Jagd dahin sein, wenn nur die Freude noch in der Welt wäre.

Haben wir etwas gelernt?
(1850)

Diese Frage mußte die letzte sein, welche wir uns in dem Jahre des deutschen Unglücks und der deutschen Schande 1849 vorlegten, im zweiten Jahre des deutschen Unglücks und der deutschen Schande, in welchem es zum zweiten Male möglich wurde, daß Trunkenbolde, Diebe und Mörder an das Regiment gelangten, und Empörung, Bürgerkrieg und Blutbäder

anrichteten. Diese Frage muß die erste sein, welche wir uns mit dem Beginne des dritten Jahres des großen Kampfes, 1850, so weit wir in der Welt und ihr gegenüber stehen, vorlegen. Haben wir etwas gelernt? gelernt an der Schande unseres Volkes, welche auch die unsrige ist?

Leider Gottes müßen wir zur Antwort geben: Nicht viel. Wir hätten viel lernen können, wenn nur unsere Augen — nicht etwa für das göttliche Licht, nein, wenn sie nur für das ganz natürliche, weltliche Licht offen gestanden hätten. Aber es scheint, als ob Vielen die ganz gewöhnliche Sehkraft ausgegangen wäre, die nur so weit zu reichen braucht, um den zwei Schritt weit entfernten Abgrund zu erblicken, in welchem wir ohne alles Zweifel Arm und Bein und Schädel zerschmettern werden.

Haben wir gelernt, daß die Demokratie, mit allem was darum und daran hängt, nichts anderes ist, als Dummheit, Schande, Lüderlichkeit, Raub, Diebstal und Mord? — Hier gilt kein „Ja, aber —", kein „doch", kein „indes", kein „freilich" und dergleichen elende Ausflüchte der Schwachköpfe. Wer mit solchen Ausflüchten jetzt noch kommen kann, der ist nicht allein ein verächtlicher Schwachkopf und ein Narr, sondern auch selbst ein Diebsgeselle und Schandengenoße. Wer aus den Jahren 1848 und 1849 wirklich etwas gelernt hat, der antwortet auf diese Frage mit einem einfachen und tüchtigen Ja. Wer an das Ja irgend etwas anzuhängen Lust hat, der antwortet eben damit Nein. Halb-Ja ist ein Nein in der Sprache der

Träumer, der entmannten Schwächlinge und der verächtlichsten Feiglinge. Und wer jetzt noch auf diese Frage mit Nein oder mit dem halben Ja der Jämmerlinge antworten kann, der wird in seinem ganzen Leben nichts weiter lernen, denn solche Jahre der Erkenntnis, der Augenöffnung und Verständigung auch für den Unverständigsten, Kurzsichtigsten, Blindesten, kommen in einem Menschenalter nicht zum zweiten Mal.

Die Zal derer, welche auf jene erste Frage mit einem unbedingten und unbeschränkten, deutschen Ja antworten, ist immerhin nicht allzu klein. Vorzüglich im östlichen Deutschland scheint sie die weit überwiegende zu sein. Aber hier, im westlichen und südwestlichen Deutschland ist das deutsche Ja zwar auch ziemlich häufig, selbst bei solchen, welche 1848 noch mit den Demokraten gelaufen sind, indes doch bei weitem nicht so häufig, wie es sein sollte und könnte; hier wird nicht allgemein deutsch, sondern ziemlich allgemein, ja in manchen Ländern, Ländchen und Gegenden weit allgemeiner demokratisch gesprochen, welches keine deutsch-verständig-ehrliche, sondern eine welsch-narrig-schurkische Sprache ist, und noch allgemeiner spricht man hier zu Lande den Dialect der marklosen Feiglinge und entnervten Jämmerlinge.

Haben wir gelernt, daß die „allgemeine Beteiligung am Staate", wie sie von denen, welche sich „Liberale" nannten, seit längeren Jahren ist gefordert worden, und wie sie im Merz 1848 in Wirklichkeit trat, zu nichts anderem diente, als der Demokratie, eben der Schanddemokratie, von welcher wir im Augenblicke sprachen, Thür und Thor zu öffnen?

Auch hier gilt, damit wir uns derb, aber gut deutsch ausdrücken, kein Maulspitzen, es will gepfiffen sein. Hat uns diese Partei wirklich in einen beßeren Zustand zu versetzen vermocht? hat sie sich selbst und uns, hat sie das Volk gegen die Demokratie geschützt oder nicht vielmehr sich selbst, uns, das Volk, der Demokratie, der schäbigsten, räudigsten Nichtsnutzigkeit, in die Hände geliefert? in die Hände geliefert auf Gnade und Ungnade, so viel das an ihr lag?

Haben wir das gelernt, und haben diese Leute, die sogenannten Liberalen, das selbst gelernt?

Daß diejenige politische Weisheit, welche bis 1848 die deutsche Welt regiert hatte, unfähig sei, etwas zu schaffen, unfähig, Sicherheit, Schutz, geschweige denn Befriedigung zu gewähren, das haben wir seit dem Jahre 1845 in allen deutschen Ländern ohne Ausnahme hinreichend zu lernen Gelegenheit, und nicht nötig gehabt, dazu erst den Sturz dieser Weisheit in den Merztagen 1848 abzuwarten. Regelmäßig ergriff diese Weisheit das gerade Gegenteil von dem, was sie wollte, regelmäßig die Mittel, welche den Zweck nicht allein verfehlten, sondern vernichteten; regelmäßig faßte sie den Ochsen beim Schweif statt bei den Hörnern und spannte regelmäßig die Pferde hinter den Wagen. Die Geschichte des preußischen vereinigten Landtags im Jahre 1847 zeigt es auch dem Allerverranntesten, dem Allersorglosesten, dem Dünkelhaftesten und Hochmütigsten, deren es vor 1848 gerade so Viele gab, wie es seit 1848 Duckmäuser, Feiglinge und verzweifelnde Schwächlinge gegeben hat; sie zeigte, daß es

mit dieser Weisheit vorbei, und zwar für immer vorbei sei.

Da hätte man nun glauben sollen, und mußte es, wenigstens theilweise, glauben, daß bei den sogenannten „Liberalen“ nicht allein alle politische Weisheit, sondern auch aller Mut und alle Kraft, deren die Welt bedurfte, zu Hause sei. Wer sich so laut aussprach, wie diese Leute, so zuversichtlich, so aburteilend, wer sich so nachdrücklich geltend, ja so breit machte, wie sie, der erregte den Anspruch, daß, so wie er wirklich zur „Teilnahme am Staate“ gelange, Er, eben Er und nur Er, Freiheit und Sicherheit, allgemeine Befriedigung und allgemeines Wolgefühl hervorrufen, daß Er, eben Er und nur Er, eine Staatsordnung für Deutschland im Einzelnen und im Ganzen schaffen könne und müße, welche sofort alle Parteien vereinigen und befriedigen, welche von eben so leichter Ausführbarkeit wie von längster, auf viele Menschenalter ausreichender Dauer, von eben so praktischer Handhablichkeit wie von tiefgegründeter, sich auch den Forderungen der Zukunft anschmiegender Weisheit sein werde.

Gelegenheit dazu, diese Weisheit in die Welt einzuführen, ist dieser Partei seit dem Merz 1848 gegeben worden, wie es niemals, so weit die deutsche Geschichte, ja so weit die Geschichte überhaupt reicht, einer Partei ist geboten worden, wie es auch wol niemals, oder wenigstens gewis in vielen Jahrhunderten, einer Partei nicht wird dargeboten werden. Sie war wahrhaft souverän, in der deutschen Nationalver-

samlung, in allen andern Stände- und Reichsversamlungen Deutschlands, in allen Ministerien.

Aber es ist Nichts geschehen. Die Partei hat sich vollkommen ohnmächtig, noch weit ohnmächtiger gezeigt, als diejenige, welche von ihr gestürzt und vertrieben worden ist. Die gefährlichsten Zustände der Revolution, gleich im Anfange, hat sie allerdings durch das Frankfurter Parlament eingedämmt — bei dieser im vorigen wie im letzten Jahre von uns oft genug ausgesprochenen Behauptung bleiben wir stehen, und laßen uns an dieser Anerkennung der vielgeschmäheten deutschen Reichsversamlung durch kein Geschrei irre machen, komme es woher es wolle. Aber auf die Dauer war sie der Revolution nicht gewachsen; sie hat die Demokratie in der Reichsversamlung nicht zu bewältigen vermocht, viel weniger außerhalb derselben. Und etwas aus selbständiger Kraft, aus tiefem, siegreichem Instinkte zu schaffen, dazu hat sie sich völlig unfähig erwiesen. Sie hat Grundrechte gemacht, statt einer Reichsverfaßung, zu welcher sie „immer noch Zeit" zu haben glaubte, Grundrechte, welche nicht ein Zeugnis politischer Weisheit, sondern demokratischer Verkehrtheit sind, hat mit Bücherweisheit und Kathedersystemen, mit allgemeinen Redensarten und Begriffen gespielt und am Ende vor dem innerhalb und außerhalb der Versamlung übermächtig gewordenen Demokratentum, welches sich ihres eigenen Werkes, der Reichsverfaßung, bemächtigte, die Flucht ergreifen müßen.

Und wozu haben sämtliche Ministerien von 1848, die in Oestreich, die zahlreichen in Preußen, in Sachsen und Baiern, Baden, Württemberg und Hessen aus allen nur erdenklichen liberalen Farben zusammengesetzten gedient, als nur dazu, um die Demokratie von Tage zu Tage mächtiger werden zu laßen? Wozu dient das Umstürzen aller Wahlverfaßungen und Wahlgesetze, welches von dieser Partei ausgegangen ist? wozu dient das allgemeine Stimmrecht? wozu das Umwerfen der Gerichtsverfaßung? wozu dienen die Schwurgerichte? wozu die Landtage, wie sie im Sinne dieser Leute eingerichtet sind? wozu das ganze moderne Finanz- und Steuerwesen? wozu die sogenannte Religionsfreiheit? wozu die ganze neumodige Verwaltungsorganisation? wozu die Jagdfreiheit? wozu die zwangsweise Ablösung der Grundlasten? Nur dazu, das Volk so weit es noch zufrieden und ruhig ist, unzufrieden und unruhig zu machen, und sich entweder in wilder Raserei den Demokraten in die Arme zu werfen, oder — den ehrlichen Weg rückwärts einzuschlagen? Alles das dient jedenfalls nicht der Partei, von welcher dieses alles ausgegangen ist, sondern zunächst nur der Demokratie. Sie hat sich selbst und uns, sie hat das Volk der Demokratie in die Hände geliefert.

Sie ist unmöglich geworden, diese Partei. Sie muß entweder eine Stufe tiefer treten, d. h. selbst zu den Demokraten übergehen, oder sie muß sich besinnen und einen höheren Standpunkt einnehmen, als der war, den sie bisher eingenommen hat. Sie hat sich selbst so vollständig ruiniert, wie noch kaum jemals eine Partei sich ruiniert hat.

Aber eben darum ist für diese Partei der „Liberalen" Hoffnung vorhanden, in so fern sie an den Thatsachen dieser beiden letzten Jahre wirklich etwas gelernt hat.

Hat sie gelernt, daß sie vorzugsweise, nicht an der „Bewegung", auch nicht einmal an der „Revolution", sondern an dem Unglück der beiden letzten Jahre Schuld ist?

Hat sie gelernt, daß sie sich in unpraktischen Systemen, daß sie sich in hohlen Begriffen und klingenden Redensarten bewegt hat?

Hat sie gelernt, daß sie sich fast mit jedem Satze ihrer Lehren selbst widersprochen hat? daß sie nicht allein unzusammenhängend handelt, sondern auch ohne Zusammenhang denkt?

Hat sie gelernt, daß die Befriedigung der kleinlichen Parteieitelkeit, Ministerien zu besetzen und Portefeuilles zu erhalten, noch nicht ausreicht, eine Partei lebenskräftig zu machen?

Hat sie gelernt, daß sie keine politische Zeugungskraft besitzt? daß sie gar nichts zu schaffen im Stande ist?

Hat sie gelernt, daß eine feste, ehrenhafte Gesinnung der Treue mehr politisches Gewicht und mehr politische Festigkeit hat, als alle Doctrinen?

Auch auf diese Fragen gehört nach den Erfahrungen der beiden letzten Jahre von Rechtswegen eine feste, unzweideutige Antwort. Einige, aber Wenige, werden ein klares Ja von sich geben können; Andere streben, wie wir gern anerkennen, dem Ja zu. Aber die große Mehrzal, die Masse?

Wir fürchten sehr, es wird auf alle diese Fragen von der großen Mehrzal derer, an welche diese Fragen eigentlich gerichtet werden, ein sehr verständliches Nein erfolgen. Es gibt eben zweierlei Menschen: Solche welche etwas lernen, und Solche, welche schlechterdings nichts lernen, sondern sich in ihren Redensarten bis an ihren Tod herumdrehen, wie der Gaul in der Ross-mühle. Diese haben nichts Anderes zu thun, als sich, vielleicht schon in der nächsten Zeit, den Demokraten anzuschließen.

Genug, ihre Zeit, ihre reiche, überreiche Erntezeit haben diese Leute gehabt, und eine solche Zeit kommt für jede Partei nur einmal; diese Zeit ist vorüber und wird niemals wiederkehren.

Haben wir andern nun dieß gelernt? Hinreichend gelernt, um uns nicht mehr von Redensarten, Doctrinen, Demonstrationen, von Bücher- und Kathederweisheit, von Theorieen und Systemen, wie wir sie die letzten zehn bis zwanzig Jahre lang gehört haben, betrügen und äffen zu laßen? Hinreichend gelernt, um zu begreifen, daß, wenn es bisher in der Welt für eine Ehre galt, für einen „Liberalen" gehalten zu werden, dieß jetzt und in aller Zukunft keine Ehre mehr ist? Hinreichend gelernt, um zu begreifen, daß wir uns damit einer verlorenen Partei zuzählen und uns abermals unter jenes Volk der Hasen und Schlafmützen, der politischen Plauderer und politischen Narren gesellen?

Aber es ist noch viel mehr zu fragen. Wenn, wie zu erwarten ist, für die großen Abgänge, welche die

demokratische Partei seit dem September 1848 erlitten hat, neue Zuflüße aus dem bisherigen Heerlager der liberalen Masse den Demokraten zuströmen, diese letzteren also im Wesentlichen an Stärke sich gleich bleiben, ja wol gar an Zahl und Intelligenz zunehmen werden, haben wir für den zukünftigen unvermeidlichen Kampf mit dieser Masse der Finsternis aus den bisherigen Kämpfen etwas gelernt?

Haben wir gelernt, die Dinge der Welt mit nüchternem Auge in ihrer vollen, ungeschminkten, nackten Wahrheit zu sehen? Haben wir die, meist zwar sehr gutmütigen, zuweilen aber auch höchst dünkelhaften Selbstteuschungen verlernt, welche die Gegner nicht mit Unrecht als „Romantik" verspotteten, durch welche aber die Nüchternen unter uns gar oft mit Ekel, zuweilen mit Verzweiflung erfüllt wurden?

Haben wir gelernt, in die eine der beiden Wagschalen, welche zwischen uns und den Demokraten schwanken, ein gleich schweres Gewicht von Liebe zu werfen, wie dort drüben ein Gewicht von Leidenschaft und Haß in die andere Wagschale geworfen wird? Haben wir gelernt, die Seele derer, welche auf dem Spiele stehen, mit der vollen Kraft unserer eigenen Seele zu umfaßen, und um sie, wie um unsere eigene Seele, wie um unser Fleisch und Blut, zu ringen?

Haben wir gelernt, daß in dem großen Entscheidungskampfe, welcher in unsere Tage und in die Tage unserer Kinder fallen wird, es sich wirklich nicht um einzelne äußere, politische Institutionen und Güter han-

delt, wie die Demokraten ganz richtig behaupten, sondern um Liebe und Haß, um die Freiheit der Liebe und um die ewige Knechtschaft des Haßes? Haben wir gelernt, daß es eben darum ferner nicht ankommen wird auf äußerlich Erworbenes und Erlerntes, nicht auf Wißenschaft und politische Klugheit, sogar nicht auf weltliche Macht, sondern auf Gaben und innerliche Besitztümer, auf Eigenschaften des Charakters, auf den Willen zum Kampfe, den Mut zum Siege und die Kraft zur Entscheidung?

Haben wir gelernt, daß sich gar nichts machen und herbeiarbeiten läßt, daß wir Gottes Wegen nicht vorgreifen und vorlaufen, daß auch wir unserer Seits nicht theoretisieren und systematisieren, nicht allklug und allein klug sein dürfen, sondern daß wir nur fest und unverrückt auf unserm Berufe zu stehen haben, um diesen, wo es gilt, mit seinem vollen Gewichte geltend zu machen?

Haben wir gelernt, einig zu sein in jener Liebe, welche allein die Entscheidung und den Sieg bringt?

Haben wir gelernt, demütig zu sein vor Gott, und haben wir gelernt, daß in dieser Demut vor Gott allein die menschliche Kraft, aber freilich auch eine völlig unüberwindliche liegt?

Wer auf diese Fragen, die denn doch weder sämtliche, noch auch die höchsten sind, welche gestellt werden müßen, kein unbedingtes, rundes, volles Ja zu antworten im Stande ist, er sei Bürger oder Beamter, Bauer oder Fürst, Bettler oder König, der hat sich sein Urteil selbst gesprochen. Ihn wird der Sturm, der da

kommt, hinwegwehen wie Spreu, unerbittlich und unwiderbringlich, so daß seine Stätte nicht mehr wird gefunden werden.

Wer aber ein volles und ganzes Ja! antwortet, der ist ein gerüsteter Kämpfer unseres Heeres, dem der Sieg nicht fehlen wird; ein Kämpfer, aber noch kein Führer.

Zweierlei Menschen? oder dreierlei?

(1850)

In dem letzten Nachsommer haben wir gar oft und beinahe unzälige Male die Bemerkung aussprechen hören: „es gäbe jetzt nur noch zweierlei Menschen in Deutschland: Müde und Demokraten." Die Müden seien aller politischen Bewegungen und Unruhen herzlich satt, so lebhaft sie sich auch bisher dabei beteiligt hätten, weil doch nichts erreicht worden sei und nichts zu erreichen stehe, eben darum seien sie aber auch unentschloßen, kraftlos und thatlos, so groß auch ihre Masse sei; die Demokraten seien dagegen nach wie vor rührig und thätig für ihre Zwecke, und arbeiteten rüstig fort an ihrem Werke der allgemeinen Zerstörung. Diesen Ausspruch haben denn die Demokraten in ihrer Weise dankbarlichst angenommen, und verlaßen sich auf die allgemeine Mattigkeit und Schlaffheit, die ihnen, wenn sie einmal wieder an das Aufstehen und Losschlagen kämen, gar wol zu Statten

kommen solle, indem sie bei der größeren Furcht, welche jetzt hersche und sich voraussichtlich noch vergrößere, weit leichteres Spiel mit der Ordnung, dem Gesetz und dem Besitze haben würden, als in den Jahren 1848 und 1849.

Sieht man die Sache von dem bloß äußerlichen, politischen Standpunkte an, so hat jener Ausspruch so gar Unrecht nicht. Diejenigen Leute, welche bloß in politischen Gedanken und Bestrebungen lebten, ohne jedoch Demokraten zu sein, die Leute „vom gesetzlichen Fortschritt", wie sie es nennen, sind allerdings müde und matt, zaghaft und mutlos geworden, und die Zukunft gewährt ihnen keine Aussichten, welche ihnen neue Kräfte versprechen oder ihren Mut stärken könnten. Diesen Leuten gegenüber haben auch die Demokraten ziemlich triftigen Grund zur Freude und Hoffnung, denn diese ihre bisherigen politischen Gegner werden sich bei einem neuen demokratischen Sturm ohne Zweifel, so viel sie können, verkriechen oder aber — und das dürfte wol die Mehrzal sein — zu ihnen, den Demokraten, übergehen.

Es ist jener Ausspruch aber eben nichts Anderes, als eins der vielen Zeugnisse dafür, daß es gar viele Armselige, gar viele politische Wichte und Jammerbilder gibt, die keinen höheren Gedanken faßen können, als ein klein wenig Kleinkrämer-Politik: ein Bißchen Organisieren, ein Bißchen Regieren, willkürlich, kurzsichtig und tölpelhaft genug, ein Bißchen Gesetze geben, ein Bißchen Minister machen, ein Bißchen Zeitungsartikel schreiben, ein Bißchen debattieren oder — schwatzen,

calculieren und räsonnieren, das ist Alles. Etwas wollen, aus ganzer Seele, mit allen Kräften des innern und äußern Menschen wollen, das ist ihre Sache nicht, und gälte es auch nur einem bloß äußerlichen, politischen und weltlichen Zwecke. Sie könnens nicht und werdens nicht können. Noch viel weniger vermögen sie die Kräfte, welche in der Zeit, in der gegenwärtigen Menschheit, auch nur in der deutschen, liegen, zu begreifen, am allerwenigsten sich dieser Kräfte zu bemeistern, sie zu „vereinen und zu leiten.“

Es gibt noch andere Menschen, als Müde und Demokraten in der Welt, Menschen, welche zwar nicht viel calculieren und politisieren, nicht viel räsonnieren, debattieren, auch nicht viel organisieren und regieren, nicht viel Zeitungen schreiben und nicht viel Minister machen, die aber auch eben darum, weil sie dieß nicht thun, weder müde sind, noch müde werden und müde zu machen sind. Wir sind nicht müde, ihr guten Herren, die ihr selbst von der Müdigkeit seid — denn ein Anderer, als eben ein Müder, kann jenen Ausspruch nicht thun — wir sind nicht müde, ihr Herren Demokraten, und daß wir das nicht sind, das sollt ihr seiner Zeit erfahren. Ihr seht Beide, Müde und Demokraten, uns unsere Kraft freilich nicht an, denn wir sind eben nicht wie ihr, die ihr all euer Bißchen Kraft auf der Zunge und in der geballten Faust tragt.

Unsere Kraft liegt gerade in dem Gebiete, welches bei den „Müden“ ganz öde und wüst, oder vielmehr eigentlich gar nicht vorhanden ist: im Willen, der

bei uns fest und unbeugsam, durch kein Ueberreden zu gewinnen und durch kein Stürmen zu überwältigen, durch keinen Zwang und keine Kraft zu brechen ist. Wir wißen, was wir wollen: den Frieden Gottes und die Seligkeit durch Christus für uns und für Alle, welche uns hören mögen, und wollen dieß mit allen Kräften unserer Seele und unseres Leibes — es ist keine Faser und kein Gedanke an und in uns, die nicht auf dieß eine Ziel hingerichtet wären, und wir wißen auch, wie wir dieß wollen, wie wir unserm Willen Geltung und Wirksamkeit zu verschaffen haben. Ueber die Mittel sind wir niemals nur einen Augenblick ungewis: die Predigt des Gotteswortes, des Gesetzes und Evangeliums, das Sacrament und das Gebet sind die Mittel und Wege, die niemals ihres Zieles verfehlt haben, sind die Waffen, deren Schneide niemals stumpf erfunden worden ist, und unsere Arbeit besteht nur darin, diese Mittel selbst zu gebrauchen und Andere zu deren Gebrauch aufzufordern.

Deshalb haben wir denn auch eine Zukunft, und zwar eine sehr bestimte, mit den strengsten und klarsten Aufgaben und Zielen und den unzweifelhaftesten Erfolgen, vor uns. Daran fehlt es ebenwol den „Müden“ gänzlich; was sie vor sich haben, das ist, außer ihrem persönlichen Ehrgeiz (welcher uns gänzlich fehlt) nichts als ein unbestimtes Etwas, ein dunkles unbekanntes Land, eine Gaukelwelt voll Entwürfe und Pläne, für welche Niemand etwas anderes, als Redensarten einzusetzen Lust hat und haben kann. Heute stellt sich ihnen die Zukunft in dieser Gestalt dar —

dann nehmen sie diese Positur an und Position ein; morgen in jener Gestalt, und es folgt jene Positur und Position; übermorgen in einer dritten, dann in einer vierten und fünften Gestalt — und demnach ändern sich ihre Ansichten, Hoffnungen und Stellungen. Das macht freilich vor der Zeit müde. Wir, die wir klare Bahn und klares Ziel vor uns haben, schreiten rüstig voran, ohne Ermatten. Wir werden auch durch die Kämpfe, welche wir zu bestehen haben, nicht müde und abgespannt, wie das auf dem weltlichen, besonders dem politischen Gebiete der Fall ist; im Gegenteil, diese Kämpfe machen unsern Willen nur stärker, unsern Mut nur höher und unsere Zuversicht des Erfolges nur gewisser.

Etwas Verwandtes haben wir darum mit den Demokraten: auch ihnen läßt sich ein Wille, eine Kraft, eine Zukunft nicht absprechen. Nur, ihr Wille ist dem unsrigen geradezu entgegengesetzt, ihre Kraft stammt aus der unserer Heimat gegenfüßlerisch gegenüberliegenden Welt und ihre Zukunft ist das absolute Widerspiel unserer Zukunft: ihr Wille ist das Böse, ihre Kraft des Teufels Kraft und ihre Zukunft der Unfriede, die Zerstörung, der Untergang, die Unseligkeit aller Welt. Ihre Mittel und Waffen sind die Lüge, die Schande und der Fluch. Derselben getrösten sie sich denn auch und rühmen sich ihrer ganz ungescheut: „mit den Pfaffen, den Jesuiten und Dummgläubigen wollten sie schon bald fertig werden, so wie nur erst die Kirche vom Staate befreiet sei; vor der „„Vernunft““ könne sich das Alles nicht einen Augen-

blick halten." Darin möchten sich denn doch die Demokraten mächtig irren; wir kennen sie vollständig und schauen sie durch und durch; sie kennen uns aber gar nicht, und begreifen und faßen von unsern Kräften, unserm Willen, unsern Einsichten und unserer Zukunft auch nicht das Allergeringste. Sie müßen sich in die finstersten Winkel verstecken und ihre Pläne sorgfältig verhüllen, und doch sehen wir ihnen mit dem flüchtigsten Blicke bis auf den Grund; wir können ihnen alles was wir sind und haben und wollen und treiben vollständig und bis auf das Kleinste sagen — wir thun es auch und sprechen überall rund heraus — und dennoch verstehen sie von uns nicht ein Wort, nicht den Schatten eines Gedankens. Mit dem „Fertigwerden durch die Kraft der Vernunft" hat es auch seinen Haken. Die Vernunft der Demokraten ist im Jahre 1848 und 1849 ganz außerordentlich schwach gewesen, und andere Leute, welche nicht Demokraten sind, nennen diese Demokratenvernunft Albernheit und Narrheit, den Demokratenmut Feigheit und die Demokratenkraft Branntweinrausch. Mit der „Vernunft" also von 1848 und 1849 werden sie uns nichts anhaben, geschweige denn uns bange machen — da müßen sie sich eine ganz andere und viel beßere Sorte von Vernunft anschaffen. Die „Vernunft" der „Müden" ist auch nicht weit her, das wißen wir wol, denn sie ist nur die Vernunft der Rechenmeister, die richtig ausrechnen, wie viel Thaler da oder dort vorhanden sein sollten, aber nicht einen einzigen Heller, geschweige denn einen Thaler herbeirechnen können. Indes die Vernunft

der Demokraten ist noch viel kläglicher: Jene können doch noch rechnen, sie aber können nicht einmal zählen. Auf ihre Wut und ihre Bosheit, auf ihr Schimpfen, Fluchen und Lästern mögen sie immerhin pochen, das können wir ihnen nicht nachthun, aber auf die „Vernunft" sollten sie doch ja nicht pochen; darin kann es der Geringste von uns mit einem ganzen Haufen von Demokraten aufnehmen und es ihm darin um ein ganz Merkliches zuvorthun.

Diese teuflische Wut und höllische Bosheit der Demokraten wird noch einmal unmittelbar zusammentreffen mit unserm Gottestrost, unserer Gottesruhe und unserm Gottesfrieden, ihr Fluchen und ihre Lästerung mit unserem Gebet, ihre Kraft der Zerstörung und Vernichtung mit unserer Kraft des ewigen Wortes, die Welt zu schaffen und zu erhalten, die Menschen selig zu machen und die Todten zu auferwecken. Wir werden dann sehen, wer stärker ist: die Demokratie oder Christus der Herr.

Will man ja also einmal die gegenwärtigen Menschen im Allgemeinen in Klassen theilen, so soll man nicht sagen, es gebe nur zwei Klassen, Müde und Demokraten. Es gibt deren drei. Diese dritte Klasse mögt ihr nun nennen, wie ihr wollt, ihr „Müden" und ihr Demokraten, meinetwegen Frömmler, Finsterlinge, Pfaffen oder Jesuiten — die Namen stehen euch allesamt zu Dienste, und ihr werdet wol 1848 und 1849 reichlich erfahren haben, daß wir euch bei diesen Namen ins Gesicht lachen. Wir wißen, wer wir sind und wie wir heißen, und ihr wißt es nicht.

Ganz richtig ist es indes mit solchen allgemeinen Klassenabteilungen nie bestellt, wenn dieselben von den „Müden“ ausgehen. Dazu sind ihre Augen zu schläfrig, so daß sie nur das Allgemeinste und die gröbsten Umriße sehen. Das Einzelne und Besondere vermögen sie nicht zu erkennen. So ist denn bei jener Eintheilung nicht allein die eben besprochene dritte Klasse übersehen, die allerdings für schläfrige Augen am schwersten zu erkennen ist, sondern noch eine andere, welche doch sichtbar genug vor Augen steht. Das ist aber eine Klasse von Menschen und für den Augenblick eine sehr zahlreiche, welche zwischen uns und den „Müden“ steht, welche der abgrundmäßigen Bosheit der Demokraten und der subtilen aber ohnmächtigen Rechenmeisterkunst der „Müden“ mit einer gesunden und natürlichen, und für jetzt sehr bedeutenden Kraft gegenübertritt. Unsere Kraft erkennen diese Natürlich-Starken, wie wir sie einmal nennen wollen, an, jedoch ohne sich dieselbe zu eigen zu machen. Auf die Dauer wird das freilich nicht halten. Die müden Rechenmeister werden ganz verschwinden oder sich unter den Demokraten verkrümeln, die Natürlich-Starken werden nach und nach auch müde werden, und dann dem Schicksale der Rechenmeister verfallen, oder — zu uns kommen. Denn die Naturstärke hält gegen die Teufelsstärke nicht Stich; das wißen auch die Demokraten recht gut, deshalb arbeiten sie so aus Leibeskräften an den Bauern und am Militär, um diese Naturstärke zu brechen und zu zerbröckeln. Wenn dann die Demokraten an diese Leute kommen, da hilft kein Zögern,

Schwanken und Ausweichen und ist nicht mehr Sattelhenkens Zeit: es will geritten sein. Es heißt zu Rosse gesessen und das Schwert gezogen, entweder das Zauberschwert der höllischen Künste, oder das Schwert Gottes. Es heißt sich entschieden mit Entweder — Oder: entweder ein Demokrat mit teuflischen, oder ein Christ mit göttlichen Kräften. Mit menschlichen Kräften hat es ein Ende. Dann gibt es doch wieder nur zwei Klassen von Menschen, aber nicht die, mit denen wir diese unsere Rede angefangen haben.

Siegeszuversicht.

(1850)

Wer besitzt sie heute noch, die helle, mächtige Siegeshoffnung? wer hat sie noch, die freudige, fröliche Siegeszuversicht? Und wenn sie noch Jemand hat und besitzt, worauf gründet sie sich?

Freilich, eine helle, eine freudige Siegeszuversicht ist auf dem politischen Gebiete weder jetzt irgendwo vorhanden, noch in den letzten 4—6 Jahren vorhanden gewesen; eine übermütige Siegeszuversicht haben wir wol gesehen: vor 1848 bei einem großen Theile Derjenigen, welche auf die Erhaltung der Zustände des Friedens und der Ordnung bedacht waren; seit dem Schweizer Sonderbundskrieg im November 1847 bei der Kriegspartei, zunächst den „Liberalen,“ deren dünkelvolle Siegeshoffnungen seit dem

Zusammentritt des Frankfurter Parlaments zum Siegestaumel wurden; seit eben dieser Zeit aber auch bei dem andern Theil der Kriegspartei, den Zerstörern oder sogenannten Demokraten, bei denen freilich eigentlich keine Siegeszuversicht, sondern trüber wüster Siegesrausch und Siegeswahnsinn vorhanden war. Nachgerade ist eine dieser Siegesstimmen nach der andern entweder ganz verstummt oder doch sehr kleinlaut geworden, und Zweifel, Mistrauen gegen sich selbst, Furcht vor der gegenüberstehenden feindlichen Macht, oder gar Mutlosigkeit und in Folge davon entweder Gleichgültigkeit oder verbißener Grimm sind die herschenden Gemütszustände auf dem politischen Gebiete geworden. Die Einen müßen, wenn auch noch so widerwillig, begreifen, daß wir wirklich neuen Zuständen entgegengehen; die Andern sehen ein, daß ihre mit so großer Genauigkeit ausgerechneten Pläne der Staatsverfaßung so, wie sie dieselben seit zehn bis zwanzig Jahren ausgerechnet hatten, auf keinen Fall „ins Leben treten,“ und haben darum schon eine Rückzugsschwenkung nach der andern gemacht; die Dritten endlich gestehen selbst zu, daß sie mit dem tollen und blinden Losschlagen weder etwas gewonnen haben, noch etwas gewinnen werden, und daß sie erst ihre Rohheit, Lüderlichkeit, Gottlosigkeit und Verworfenheit viel tiefer und allgemeiner in das Volk pflanzen müßen, ehe ihnen etwas Erkleckliches gelingen kann. Dieser Vergiftung des Volkes streben sie freilich mit allen Kräften zu, mit schamloser Rede und schamloser Schrift, und äußern auch nicht selten ihre Hoffnung auf den

endlichen Sieg, doch ist diese Hoffnung, weit entfernt, eine helle, freudige und frôliche Zuversicht zu sein, vielmehr verbißene, hämische und tückische Schadenfreude. Von Mut reden sie wol, aber sie haben keinen oder höchstens den Mut der Banditen.

Worauf war jene Siegeshoffnung, worauf jene Siegeszuversicht gegründet? Im Grunde bei allen auf die weltliche Macht. Die zuerst Genannten, die Sorglosen und Uebermütigen aus der Zeit vor 1848 hatten fast durchaus nichts Anderes, als das Mittel der polizeilichen Zucht in den Händen, und verschmäheten oft ausdrücklich sogar die einfachen weltlichen Mittel um eine wirkliche Macht auf die Dauer zu erhalten — nicht einmal eine selbständige politische Gesinnung ließen sie gelten, Vielen war eine solche, so ehrenhaft, ja so treu sie mitunter war, sogar verdächtig, bloß darum weil dieselbe sich der polizeilichen Zucht nicht unterwerfen mochte. Eine selbständige geistliche Gesinnung aber wurde in den meisten dieser Kreiße für nichts geachtet, oder sie war verhaßt, oder es wurde wenigstens verlangt, daß sie dem „politischen Systeme“ diene, also aufhöre, selbständig zu sein. Die andern beiden Parteien, die Kriegsparteien, stützten sich geradezu auf die Menge, auf die Massen. Von der „immensen Majorität“ die sie für sich hatten, redeten sie Tag für Tag. Dazu rechneten sie denn noch beide auf „die Bildung“ als ihre stärkste Mitverbündete, von welcher jene Massen schon so durchdrungen seien, daß ein Widerstand gegen dieselbe gar nicht gedacht werden könne. Seltsamer Weise

nannten beide gleichen Namen dieser ihrer Bundesgenoßin, aber sie verstanden gerade das Entgegengesetzte. Die Liberalen dachten bei ihrer „Bildung" an eine massenhafte „politische Reife" und eine eben so massenhafte „menschliche Gesittung," durch eine stete Steigerung und Verfeinerung des Wißens herbeigeführt — niemand werde mehr stehlen, geschweige denn rauben oder gar morden, weil Jeder „einsehen" werde, wie „zweckwidrig" dieß sei; Jeder werde das „Gute" thun, „rein um des Guten willen," aus „reiner Ueberzeugung" und dergleichen. Manche aus dieser Partei haben wir mit eignen Ohren den Sieg der rohen Freischarenmassen in der Schweiz im November 1847 als einen „endlichen Sieg der Cultur über die Barbarei" preisen hören; Dieselben und viele Andere mit ihnen stießen in die Siegstrompete über den herrlichen Ronge, aus dessen gesegnetem Wirken die wahre Religion der durchgebildeten Massen in Deutschland hervorgehen werde. Daß in dieser Massenbildung das lebendige Christentum keine, und „Gott" nur eine geduldete Stelle, gleichsam aus Höflichkeit fand, verstand sich von selbst. Dieses wandelbare zufällige Ding der „allgemeinen Bildung" sollte nun der eigentliche Hauptverbündete, ja der Hauptkämpfer und Hauptsieger in politischen Angelegenheiten sein, während doch die gelehrten Leute (und Solche waren und sind es, welche dergleichen Sachen zu Markte brachten; oder waren sie nicht gelehrt, so hielten sie sich doch dafür) hätten wißen können, daß, wo jemals in der Welt die „Bildung" d. h. das Wißen, das Reden, das

Disputieren recht hoch gestanden hat, die Feigheit und das Unvermögen etwas auszurichten am allergrösten und die wildelste Roheit am allernäch-sten gewesen ist. So ists denn auch 1848 und 1849 wirklich gewesen. Hinter den „Liberalen" haben keine Massen gestanden, und ihre gerühmte allgemeine Bildung ist entweder gar nicht vorhanden gewesen oder als eitel Barbarei und Scheußlichkeit zu Tage gekommen. — Da rechneten die Demokraten beßer: mit ihnen liefen einmal wirklich die Massen, und mit der „Bildung" meinten sie, von Natur ab-sichtliche Betrüger, die Zerstörung aller Bildung, also nicht die eingebildete gebildete Massenherschaft, wie die Liberalen, sondern die wirkliche rohe Massen-herrschaft.

Aber in der großen Menge, in der Masse, in der weltlichen Macht, liegt niemals der Sieg und das Vertrauen auf dieselbe gewährt niemals Sieges-zuversicht. Das gilt schon auf dem rein weltlichen, politischen Gebiete. Ueberall sind es die politisch versunkensten Zeiten gewesen, welche durch Aufbietung großer äußerer Kräfte, durch Heer, Politik und allgemeine Bildung, durch große, zumal ungegliederte Massen etwas haben ausrichten wollen; und es ist wo diese Massen einmal einen Sieg erfochten, der Augenblick des Sieges jedesmal der Anfang einer totalen und unwiderherstellbaren Niederlage gewesen. Ja, wo die Massen als solche, z. B. nach der Kopf-zahl, in einem Staate sich geltend machten, da war der Untergang des Staates jedesmal in der Nähe.

Davon gibt die Geschichte des Altertums fast auf jedem Blatte reichliches Zeugnis, aber auch die Geschichte der neuern Zeit fängt an, es mit scharfen Worten zu predigen, daß in den Massen nicht Siegeszuversicht und Sieg, sondern Todesahnung und Untergang liege.

Nein! die Siegeszuversicht liegt nicht in der äußern Macht und nicht in den Massen — sie liegt, wo sie von jeher gelegen hat, in der Minorität. Hierin liegt sie, in aller Helligkeit, Freudigkeit und Frölichkeit für uns, die wir auf Gott hoffen, auf den wahren und lebendigen Gott, nicht den todten Gedankengott der „Bildung des neunzehnten Jahrhunderts“, der nichts anderes ist als ein Götze, nichts anderes, als eben die große Masse selbst, und eben so wandelbar veränderlich unsicher und ohnmächtig wie die „Bildung“ dieser Masse. Diese Minorität der eigentlich siegesfreudigen Kämpfer ist sehr eng geschloßen: sie leisten auf alle weltliche Hülfe Verzicht, sind entschloßen, in dieser Zeit einsam zu kämpfen, und wenn es sein muß, für ihre Person auf Erden einsam zu fallen, sind dagegen aber mit Leib und Leben Gott dem Herrn ergeben und unterthan — er ist ihnen in jedem Augenblick wahrhaftig nahe und persönlich gegenwärtig. Nicht, daß sie ihn herbeiriefen und gewaltsam herabzögen, sondern sie haben Geduld genug, zu warten, bis Er kommt, was noch nie, seit die Welt steht, ein einziges Mal fehl geschlagen ist für die, welche wirklich des lebendigen Gottes gewartet haben. Noch weniger meinen sie, der Hülfe Gottes

aus eignen Mitteln etwas hinzuthun, dem helfenden Gott etwa selbst wieder helfen zu müßen — sie wißen, daß alle Hülfe, in der vollsten Fülle, ihnen ganz allein von Ihm zu Theil wird. Wol aber eignen sie sich alle Thaten Gottes, vom Anfang der Welt an bis heute, als ihr Eigentum zu und an, und die Geschichte des Reiches Gottes ist ihnen ihre eigene Geschichte, an der sie so wenig nur den geringsten Abbruch dulden, wie Jemand an seiner eigenen Lebensgeschichte einen Abbruch dulden kann. Sowol die Geschichte des alten Bundes, wie die Geschichte der heiligen christlichen Kirche ist ihnen eine heilige Geschichte, vom Anfang an bis auf den heutigen Tag, und insbesondere sind die Erlebnisse der christlichen Kirche, unabgebrochen und unverkürzt, ihre eigenen heiligen Erlebnisse, die Bekenntnisse und Erfahrungen der Kirche sind ihre eigenen Bekenntnisse, ihre eigenen Erfahrungen, unverkürzt und unverkümmert. In ihnen liegt die gesamte, ungebrochene, vieltausendjährige Kraft Gottes auf Erden, des dreieinigen Gottes.

Deren, welche sich so ganz an Gott und die Offenbarung seiner Kraft hingeben, sind zu allen Zeiten Wenige gewesen, und wir sind sogar angewiesen, nur auf Wenige zu rechnen. Zu diesen Wenigen, welche die eigentliche Schlacht schlagen, die eigentlichen Kämpfer in dem bereits begonnenen Kampfe und in dem schweren und allgemeinern Kampfe der, vielleicht nächsten, Zukunft sein werden, zählen sich und halten zwar noch Viele, aber nur um mit auszuziehen, nicht um den Kampf zu bestehen. Für sie kämpfen auch die

Wenigen und der Sieg wird auch ihnen zu Gute kommen, aber den eigentlich streitbaren Kern des Heeres bilden sie nicht, und die volle Kampfesfreudigkeit, die volle Siegeshoffnung und gar die volle feste Siegeszuversicht haben sie nicht.

Dahin gehören alle diejenigen, welche zwar wol wißen, daß es sich jetzt um die höchsten Güter der Völker, zumal des deutschen Volkes handelt, und die in dem Treiben der „Liberalen" mit voller Gewisheit eine langsame Auflösung, in dem Andrängen der Demokraten mit eben so großer Sicherheit eine schnelle, wilde und gänzliche Zerstörung dieser Güter sehen, aber noch nicht oder überhaupt nicht begreifen, daß der Kampf unserer Tage und der Zukunft eigentlich gar kein nationaler, politischer Kampf, sondern im allerstrengsten Sinne ein Gotteskampf sei und sein werde. Daß sie ihren eignen Mittelpunkt und Kern in jenen Wenigen haben, welche diesen Kampf als einen Gotteskampf auffaßen und bestehen, ist ihnen unfaßbar und oft unangenehm zu hören. Eben so unangenehm ist ihnen die Strenge, mit welcher sich diese kleine Anzal Gott allein und ganz unterordnet; sie laßen ihr wol diese Strenge und Ausschließlichkeit, erkennen sie sogar gewissermaßen an, weil sie so viel begreifen, daß eine „Partei" eine eng und streng geschloßene, oder gar keine Partei sei, aber sie halten dieselbe doch für eine Art von Curiosität, wo nicht für Uebertreibung, und vermeiden, oft ängstlich, selbst bei dieser „religiösen Strenge" beteiligt zu erscheinen. Ihnen

für ihre Person, verlangen sie, soll man nur nicht damit kommen.

Die Zahl dieser Heeresgenoßen ist nicht klein, aber den eigentlichen Kampf kämpfen sie nicht mit. Sie ziehen nur mit aus, und es wird ihnen freigestellt, wenn der Kampf ausbricht, nach Hause zurückzukehren. „Da kehrten des Volks um zwei und zwanzigtausend, daß nur zehntausend übrig blieben“ heißt es in der Erzälung von dem Kampfe Gideons, welcher nicht bloß eine Analogie des Kampfes unserer Zeit, sondern eine Geschichte eben desselben Kampfes, dieselbe Thatsache und keine andere, ist. Denn unser Gott ist derselbe, welcher Gideons Gott war, und kein anderer.

Dahin gehören ferner diejenigen, welche den Kampf unseres Jahrhunderts wol als einen Gotteskampf begreifen, aber eben auch nur begreifen, nicht ihn in allen ihren Gliedern, in allen Nerven, in Mark und Blut fühlen und haben. Ihnen sind vor allem andern die Mittel unfaßbar, mit denen die geringe Anzal kämpft: das Bekenntnis, das Wort, das Sacrament, die Sündenvergebung, das Gebet. Ihnen sind diese Mittel zwar nicht fremd, wie sie oft jenen zuerst Genannten fremd sind, aber doch eigentlich nur äußerliche Särkungsmittel, während sie die nötige Stärke mehr in ihren natürlichen Kräften, in ihrer persönlichen Stellung und überhaupt in den Quellen des zeitlichen Lebens suchen; zu jenen Mitteln nehmen sie wol Zuflucht, wenn es ganz schlimm wird, aber doch nur wie zu allen andern natürlichen Mitteln. Gott ist ihnen

in jenen Mitteln nicht warhaftig und persönlich gegenwärtig; sie halten das alles für selbsterwählte Zucht und willkürliche Uebungen (Askese), in verhältnismäßig ungefährlichen Zeiten wol auch für übertriebene Frömmigkeitsübung (z. B. wenn man von der Sündenvergebung durch das geistliche Amt, von der leibhaftigen Gegenwart des lebendigen Christus im Abendmal, von der täglichen Gebetsübung in der Gemeinde und dergl. spricht) und schöpfen ihren Mut mehr aus den Gedanken an Gott, als unmittelbar aus Gott.

Diese ziehen mit aus, und ziehen weiter mit aus, als jene Ersten. Sie ziehen mit aus bis an das Waßer, wie einst Gideons Zehntausend; dort aber haben sie natürliche Stärkung im vollesten Maße nötig und die geistige Kraft scheint ihnen nicht auszureichen. „Sie fallen auf ihre Kniee, um zu trinken." Darum mögen auch sie dahin ziehen, in Frieden jeder an seinen Ort, jeder in seine Hütte.

Da bleiben von Zehntausend noch Dreihundert, Dreihundert von jenen anfänglichen Zweiunddreißigtausend, übrig. Und diese Dreihundert stärken sich und siegen über die Masse, die wie Heuschreckenschwärme daher zieht, und ausgebreitet liegt, zallos wie der Sand am Meere.

Wodurch haben Gideons Dreihundert sich gestärkt? und wodurch haben sie gesiegt?

Die Unruhe unserer Zeit.
(1850)

Gerade so, wie vor dreihundert bis vierhundert Jahren die Klage allgemein war: „Die Welt wird immer geschwinder, sie läuft immer schneller, und muß darum unfehlbar ihrem Ende immer näher kommen, also daß man das Ende gleichsam schon vor Augen sieht", so ist auch heut zu Tage die Besorgnis, ja der Schrecken vor der reißend schnellen Entwicklung der Dinge, vor der ziellosen Beweglichkeit, vor der Unruhe und wilden Hast der Gemüter sehr allgemein. Damals stürmte alles rastlos vorwärts im äußeren Leben durch die Buchdruckerei, durch die Schiffart und den Handel nach beiden Indien, durch die Umgestaltung der Kriegskunst und der Politik, wie heut zu Tag durch den Dampf und die Telegraphie, durch die Umwandlung der Staatsverfaßungen und der Grundlagen der Gesellschaft. Und im innern Leben war der Sturm der Zeit nicht geringer, als im äußern — durch die Reformation, von welcher die große Mehrzal der Menschen nicht allein überhaupt in Bewegung, sondern in unruhige Bewegung gesetzt wurde. Ganz ähnlich steht es auch heute um die Herzen der Menschen — die Gährung der Gemüter ist schon jetzt fast zu derselben Höhe angewachsen, wie in dem Zeitalter der Reformation; und sie drohet stärker zu werden, als sie es damals war.

Der Unruhe im äußern Leben Halt gebieten zu wollen, wäre das Thörichtste, was es geben könnte; die Beweglichkeit des Verkehrs, die Schnelligkeit der Mitteilung wird von Geschlecht zu Geschlecht, ja von

Jahr zu Jahr wachsen, und auch die politische Entwicklung wird ihren Gang fortgehen, — daß in unserer Zeit ein sehr wol berechtigter Trieb zu politischen Neugestaltungen liege, der nur richtig erkannt und geleitet sein wolle, haben wir in unserm Blatte vom Anfange an zu oft ausgesprochen, als daß wir es jetzt umständlich zu wiederholen brauchten. Diese Beweglichkeit halten wir für gar keinen Gegenstand des Schreckens und der Angst, für gar kein Unglück. Es kommt nur darauf an, ob wir diese Beweglichkeit durch die feste Ruhe, die in uns ist, bemeistern können.

Aber das ist das Unglück, daß diese äußere Unruhe in die Herzen, in die Seelen, in den innersten Geist der Menschen eingedrungen ist. Die Leiber möchten immerhin mit Dampf und die Worte mit dem elektrischen Telegraphen fahren, wenn nur die Seelen und die Geister nicht mit Dampf und Telegraphie führen; oder vielmehr, auch die Seelen möchten mit Dampf und Telegraph fahren, wenn nur diese schnellfahrenden Seelen so fest wie die Locomotive in den Schienen und das Wort am Telegraphendrahte in ihren Bahnen blieben, und so sicher am Ziele anlangten, wie der Bahnzug im Bahnhof und die telegraphische Depesche auf ihrer Scheibe im Büreau. Das ist das Unglück, daß die Menschheit, ganz im Widerspruch mit ihren hochgerühmten und mit Recht hoch zu rühmenden Erfindungen, im schlimmsten Sinne unruhig, daß sie unstät und irre geworden ist, unstät und irre in weit höherem Grade, als dieß etwa zur Zeit der Reformation der Fall war. In jenen Erfindungen dür-

sen wir die Herschaft des Menschen über die Natur bewundern; aber zur Bewunderung der rechten und vornehmsten Herschaft des Menschen, der Herschaft über sich selbst, gibt uns die gegenwärtige Menschheit gar wenig Veranlaßung. Denken wir nur an das, was die beiden letzten Jahre auf dem politischen Gebiete in Deutschland gebracht und gezeigt haben: Vorparlament, Reichsversamlung, Reichsverweser, Reichsverfaßung, Dreikönigsbündnis, allgemeines Stimmrecht, neue Wahlgesetze, neue Landtage, revidierte Landesverfaßungen, heute dieß, morgen jenes, übermorgen ein Drittes, Viertes, Fünftes, alle mit Begeisterung begrüßt, gegen die kein Tadel, ja kein Widerspruch aufkam, um in den nächsten Monaten, Wochen, sogar Tagen als abgenutzt bei Seite geworfen zu werden. Daneben dann Republik, Socialismus, Gütertheilung, Communismus, alles durcheinander. Heute Jubel, morgen Geschrei, heute Hosianna, morgen Kreuzige, heute große Worte des unüberwindlichsten Mutes, morgen die schmähliche Flucht kläglichster Feigheit, heute für Recht und Ordnung eingestanden, wenigstens gesprochen, morgen das gethan, wodurch Recht und Ordnung notwendig zerrüttet werden muß. Alles das nach der Eingebung des Augenblickes, nach dem blinden Trieb der Leidenschaft, nach der Einwirkung der geistigen Schwächen, die von jedem unverständigen Schwätzer und von jedem unverstandenen Worte beherscht und geknechtet wird. Dabei dann Mistrauen, Scheu, Furcht, die sich durch das leiseste politische Geräusch aus einem in den andern Winkel treiben, über Stock und Stein und

Land und Sand, über Feld und Heide jagen läßt. — Diese Unruhe hat allerdings etwas Beängstigendes, etwas Erschreckendes, weil sie etwas ist, was unter der richtigen Menschennatur steht; es liegt darin etwas geradezu Thierisches. Wem sind nicht schon bei den unstäten und irren Massenbewegungen der letzten Jahre mit geheimem Grauen die Heerden der nordamerikanischen Büffel eingefallen, welche gereizt durch einen Feind oder erschreckt durch einen Donnerschlag irr und unstät, stampfend und dröhnend, wüthend und schnaubend dahin stürmen über die endlosen Wiesen jener einsamen Landstriche? Wer hat nicht bei dem Geschrei der flatternden Vögelschwärme, der Staare und Krähen, mit tiefer Wehmut an das schreiende Schwärmen der verirrten Menschenmassen unserer Tage denken müßen, wie sie kreischend auffliegen vor vermeintlicher Gefahr, kreischend hierhin und dorthin in weiten Kreißen sich schwingen, sich niederlaßen ohne Ruhe zu finden, wieder auffliegen und sich wieder niederthun, herrenlos und ratlos, und in Masse dem Rohr oder dem Garn des Jägers, den Raubvögeln, dem Frost und dem Hunger unterliegend? Wem ist nicht schon das tiefe Wort der Schrift eingefallen: „Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit; eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wenn sie wiederkommen sollen, aber mein Volk will das Recht des Herrn nicht wißen;" denn unser unruhiges Volk dieser Zeit nimmt nicht Theil an der ruhigen Regelmäßigkeit, welche auch der Thierwelt mitgegeben ist, sondern nur an der zerstörerischen Unruhe der Thier-

geschlechter, und tritt darum nicht allein in die Thierwelt, sondern unter die Thierwelt herab. Wer hat sich nicht des andern Wortes der Schrift erinnert: „Du läßest sie gehn, wie Fische im Meer, wie Gewürm, das keinen Herrn hat?“ Und wer müßte nicht endlich des Psalmwortes gedenken: „Ich traue auf den Herrn; wie saget ihr denn zu meiner Seele, sie soll fliegen wie ein Vogel auf euere Berge?“

O mein Volk, sie sagen Dir auch: „flieg wie ein Vogel auf unsere Berge, frei und ziellos, unruhig und unstät! komm und flieg und schweife herum in der hohen Luft um die Gipfel der Berge, statt da unten zu bleiben in den niedrigen Büschen und in dem Grase und Sande!“ Möchtest Du doch antworten, mein Volk, auf diese Reden der Verführung zum Vogelflug der Unruhe und der Zuchtlosigkeit: Ich traue auf den Herrn!

Haß und Liebe.
(1850)

Diese beiden Dinge, Haß und Liebe, beginnen in unsern Tagen in einem so großartigen Maßstab mit einander zu kämpfen, wie es seit dreihundert, ja vielleicht seit tausend, wo nicht gar seit achtzehnhundert Jahren nicht der Fall gewesen ist. Der Haß hat mit dem Haß gar manches Mal grstritten: in all den zahllosen Völkerkämpfen, Kriegen und Fehden, Schlachten und Metzeleien, von denen die Weltgeschichte voll ist, hat der Haß auf der einen Seite mit dem Haß

auf der andern Seite gestritten: die Erbitterung, das Zähnezusammenbeißen, der Grimm und die Wut waren auf beiden Seiten vorhanden. In einem solchen Kampfe sind immer die bösen Geister, welche in des Menschen Seele, wenn auch nur auf deren unterstem Grunde und geheimstem Winkel lauern, vorzugsweise thätig, selbst dann, wenn für eine an und für sich gerechte Sache gekämpft wird; eben dadurch wird der gerechtesten Sache ein schwarzer Makel mitgegeben, und wenn auch für das Recht der Sieg erkämpft wird, so entwickelt sich doch aus dem Siege selbst wieder, sobald die erste Freude vorbei ist, etwas Böses, ja es folgt wol sogar eine Niederlage, welche weit mehr Nachteil bringt, als der Sieg Vorteil gebracht hat, wie wir ja das an den Siegen über die Franzosen im Jahr 1813 und an dem was darauf gefolgt ist, nur zu deutlich gesehen haben. Ein solcher Kampf ist immer ein solcher, an dem der Teufel sein Theil Wolgefallen hat, oft und in den meisten Fällen ist er geradezu ein Teufelskampf. Wo aber auf der einen Seite der Haß, auf der andern Seite die Liebe kämpft, da ist ein Gotteskampf vorhanden. Dem gehen wir entgegen, und darauf hat jede Christenseele hoch Not, sich ernstlich zu schicken.

Es kommt die Zeit heran — ob in sechszig, in dreißig, in zehn Jahren, ob im nächsten, ob nicht schon in diesem Jahre, wer weiß das? aber sie kommt heran — in welcher Jeder, welcher den lebendigen Gott bekennt, um dieses Bekenntnisses willen nicht allein ein Gegenstand des Hasses und der Wut sein

wird — denn so weit sind wir so ziemlich schon jetzt im Laufe der letzten zwei Jahre gekommen — sondern wo man ihn bloß um dieses Bekenntnisses willen aus der „menschlichen Gesellschaft“ wie man das nennt, ausschließen, von Ort zu Ort jagen, wo man leiblich über ihn herfallen, ihn mishandeln und nach Umständen tödten wird. Das „Hälsebrechen,“ womit die Demokraten in Frankreich und Deutschland fast täglich in teuflischer Lust drohen, gilt zwar vorerst, aber auch nur vorerst und eigentlich bloß nebenbei den Königen und Fürsten, den Regierenden überhaupt und den Reichen; in der Hauptsache und in letzter Instanz gilt es den Bekennern des lebendigen dreieinigen Gottes. Halte man dies Hälsebrechen nicht für ein leere Aufschneiderei: so lächerlich auch die Demokraten die letzten zwei Jahre her geprahlt und aufgeschnitten haben: dieß ist Ernst, denn es ist das die tiefinnerste Natur des Demokratentums, welches gar nicht wäre, was es ist, wenn es nicht auf die Vernichtung der christlichen Kirche und des christlichen Glaubens ausgienge. Es nahet eine allgemeine Christenverfolgung, und das ist eigentlich der rechte Sinn aller Bewegungen und Kämpfe unserer Tage; wir können nicht oft genug wiederholen, es ist gar kein politischer Kampf, in welchem wir stehen (der ist es nur in den blöden Augen der bisher sogenannten „Liberalen“), sondern ein socialer, und ein socialer Kampf, ein Kampf um das Leben des Menschen neben und mit den Menschen, um Armut und Reichtum, um Gesetz und Anarchie, ist er doch nur, insofern er ein Kampf um den Glauben ist, um

den Glauben an den lebendigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, und Vater unsers Herrn Jesu Christi, der auferstanden ist von den Todten, sitzet zur Rechten des Vaters und wiederkommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten. Jeder, der diesen Glauben wahrhaftig und lebendig in sich trägt, dem nicht Gott und Jesus bloße altgewohnte und hergebrachte Redensarten sind, bei denen er sich nichts denkt (wie das jetzt bei den meisten Menschen, welche nicht Demokraten sind, der Fall ist), Jeder, in dem Christus Leben und Gestalt gewonnen hat, daß er mit ihm redet wie ein Mann mit seinem Freunde — Jeder dieser Art wird durch sein bloßes Dasein, durch jedes Wort seines Mundes nicht allein, sondern durch jede Miene und jeden Blick des Auges ein Vorwurf und Anstoß sein für die, welche nicht glauben, d. h. nicht glauben wollen. Weg mit ihm! heißt es jetzt schon mit Worten, weg mit ihm! wird es bald heißen mit der That. Sie können mit uns nicht zusammen leben, weil sie in jedem unserer Worte und in jeder unserer Handlungen, wenn dieselbe auch gar nicht gegen sie gerichtet sind, eine Verurteilung ihrer Worte und Handlungen, und gar nicht mit Unrecht, sehen, und dabei wol herausfühlen, daß wir nach ihrer Verurteilung, die sie über uns aussprechen, ganz und gar nicht fragen, weil sie sich selbst sagen müßen, daß diese Verurteilung vollkommen unmächtig und nichtig ist — daß wir also gar nicht, wie es ihnen ganz recht wäre, auf dem Fuß des gegenseitigen Haderns und Zankens mit ihnen stehn. Sie können, und haben

an ihrem Theil ganz Recht, mit uns nicht zusammen leben, weil sie unsere Sprache jetzt schon fast ganz, bald ganz und gar nicht mehr verstehen, dabei aber wol merken, daß wir ihre Sprache ganz genau verstehen, ja daß wir ihre geheimsten Gedanken belauschen, und ihnen klar und bestimmt nicht allein ihre gegenwärtigen, sondern auch ihre künftigen Seelenzustände ausdeuten und voraus sagen. Daraus folgt, auch schon im gewöhnlichen Leben, heftiger Widerwille, Erbitterung, Wut, tödtlicher Haß. Es geht da so, wie es in vielen unglücklichen Ehen geht: der eine Ehegatte mit ungebändigtem und ungebrochenem Herzen wird leider gar nicht selten durch die Ruhe, Seelenstille und Sanftmut des andern und durch den lebendigen Vorwurf, den das bloße Dasein des andern für ihn täglich und stündlich enthält, zu stets gesteigerter Ungeberdigkeit und Feindseligkeit, zu stets erhöheter Ingrimmigkeit getrieben, bis in den schlimmsten Fällen das Zusammenleben zur völligen Unmöglichkeit wird: — Sie werden die Zähne über uns zusammenbeißen, wie einst über Stephanus die Juden, und am Steinigen hat es ja zum Theil schon jetzt nicht gefehlt, wird es aber in der Zukunft noch weit weniger fehlen.

Gibt das nun eine große Schlacht, ein weitverbreitetes Hin- und Herschlagen mit den leiblichen Waffen, also daß sie daher schießen und wir schießen dahin, daß sie uns mit Steinen werfen und wir wehren uns unserer Haut, daß wir auch werfen und tödten wen wir treffen? daß sie unsere Häupter auf ihre ersehnte Guillotine legen und wir ihnen auch die Köpfe

abschlagen, wenn wir ihrer habhaft werden? — Nein. Dießmal ist der Kampf ganz anders. Die Zeit kommt heran, und sie ist schon angebrochen, daß wir Steine und Spieße und Flinten und Bajonnette, daß wir alle Wehr und Waffen dieser Zeit und dieser Erde niederlegen, und nur die Hände, wehrlos und doch mit unbesieglicher Wehr angethan, erheben zum Gebete des Friedens und der Liebe. Die Zeit kommt heran, daß wir nicht mehr als Einzelne und Vereinzelte, sondern zusammen als Gemeinde, als Kirche, die Hände also zum Gebete erheben, daß wir in Scharen, wenn auch als verhältnismäßig kleine Scharen unter den viel tausendmal tausend Abgefallenen laut den Herrn, der gekreuzigt und auferstanden ist, und seine Wiederkunft bekennen und preisen. Und welches Gebet, welches Bekenntnis, welcher Lobgesang ist dieß? Das ist ein Gebet der innigsten Liebe zu eben diesen Verlorenen, welche um uns her stehen und mit den rollenden Augen des Haßes uns anschauen, wol gar schon die Hände zum tödtlichen Streiche wider uns erhoben haben; das ist ein Gebet um Frieden für diese irre gewordenen und zerrütteten, verstörten und verwüsteten Seelen, ein Gebet um dieselbe Liebe und denselben Frieden, deren wir uns freuen; ein Gebet, welches ihnen tief in die Seele dringen und an ihren Herzen reißen wird, mit weit stärkeren Griffen, als sie mit der äußersten Anstrengung des Haßes an unseren Herzen zu reißen vermögen. Ja, die Kirche, welche wirklich des Herrn wartet, wirklich die Zeit mit ihren Zeichen der endlichen Scheidung begreift,

muß aus allen Kräften der Seele, aus allen Gesamtkräften ihres heiligen Lebens sich auf dieß Gebet der Liebe werfen, und den Verlorenen ins Angesicht hinein die Hände faltend unabläßig rufen: Erbarme dich, Herr, Dieser da, die auch berufen sind zum ewigen Leben des Friedens und der Liebe, gleich wie wir. Sie muß im Ganzen und in Masse und muß täglich um die Bekehrung der Abgefallenen beten. Und noch heute ist das Gebet des Einzelnen, ist vollends das Gebet der Gesamtheit so kräftigl wie zu der Apostel Zeiten. Die Liebe ist stärker als der Tod: noch Viele, und vielleicht gerade der scheinbar Wildesten und Grimmigsten Viele aus denen, welche drüben im Heere des Todes stehen, werden überwunden und gewonnen werden durch die weltüberwindende Kraft des Liebesgebetes. Unterließen wir dieß unabläßige, inbrünstige feurige Liebesgebet, würden wir mit samt unserm Glauben und all unserer scheinbaren christlichen Frömmigkeit doch — es mag hart klingen und manchen Ohren wehe thun, aber ich kann nicht anders — nur Jungfrauen sein thörichter Art, welche wol auf den Herrn warten, aber nicht Oel haben für ihre Lampen, darum auch nicht mit eingehen zur Hochzeit des um Mitternacht kommenden Bräutigams.

Das ist das Gebet, die erste und vornemste, und zugleich die siegreichste, die unbezweifelt siegreiche Waffe, mit welcher wir kämpfen. Und das Bekenntnis, welches vorher angedeutet wurde? Es ist das eben so laute, wie unzweideutige und unvermittelte Bekenntnis

zu dem gekreuzigten Christus, dem Opfer für unsere Sünden und für die Sünden derer, welche uns mit den Gesinnungen des Haßes und mit den Thaten des Mordes und der Vernichtung gegenüber stehen. Es ist das laute unzweideutige und unverblümte Bekenntnis zu dem ewigen Worte, welches ist Fleisch geworden, dem wahren Licht aus dem wahren Licht, dem wahren Gott aus dem wahren Gott, welcher gekommen ist zu suchen das was verloren ist, und am Kreuze gestorben um zu retten was verdammt ist, auferstanden um selig zu machen alle Gesuchten, Gefundenen und Geretteten. Ach die Welt ist darum so arm und so kalt, so wirr und so irre, so wild und so grimmig, weil man ihr viele Menschenalter lang, schon seit unserer Großväter Gedenken, immer Steine statt des Brodes gereicht, weil man ihr nicht lebendiges Fleisch und Blut, sondern dürre Blätter Papier, „Wißenschaft“ genannt, gegeben, sie nicht an ein warm schlagendes Herz, sondern an das kalte Eisen der Logik, der menschlichen Gedankenkunst gelegt, ihr nicht Freude und Hoffnung und Zuversicht und selige Gewisheit, sondern Unsicherheit und Zweifel, Mismut und Langeweile gepredigt und in das Herz gepflanzt hat. Oder wodurch meint ihr, zumal ihr Liberalen, die ihr euch noch für Christen ausgebt, wodurch meint ihr, daß die Demokraten so großen Erfolg haben? Allein dadurch, daß sie den Leuten doch etwas Gewisses, Festes, irgend eine Zuversicht und Hoffnung in die Herzen zu legen wißen, die seit vielen Jahren gelangweilt sind bis zum Ekel und ausgehölt bis auf die Fasern, wäre

dieß Gewisse und Feste auch nur der allgemeine Untergang im wüstesten Sinnentaumel und im blutigsten Morde, die Zuversicht und Hoffnung nur das gierige Genießen der rohesten Güter dieser Welt. Dieser Art von Seelengewinnung zum ewigen Tod gegenüber gibt es nur eine einzige noch mächtigere Seelengewinnung, die zum ewigen Leben durch Den, der das Leben hat von Ewigkeit und gibt in Ewigkeit, der allein unsere Gerechtigkeit ist, darum weil er die ausgeschüttete Fülle der göttlichen Liebe, oder was dasselbe ist, wahrer Gott und wahrer Mensch ist. Dieß Bekenntnis von dem für Alle gekommenen, für Alle gekreuzigten, für Alle auferstandenen Christus, diesem vollkommenen und für einen jeden, der ihn begert, unvermittelten Erlöser, dieses Bekenntnis muß wie aus einem Munde, mit einem einzigen mächtigen weitschallenden Laute, muß mit dröhnendem Hall, wie der Ton einer Posaune zum Weltgericht, von der Kirche jetzt unabläßig ausgesprochen werden. Wer damit jetzt nur ein einziges Mal aus der bisher üblichen und zum Theil entschuldbaren Schonung gegen die Welt zurückhält, der ist nicht einmal eine Jungfrau ohne Oel, sondern ein das Pfund vergrabender Knecht. Schonung und Zurückhaltung haben aufgehört — halte Du in der Kirche das Bekenntnis einem Jeden unter die Augen, zur Zeit und zur Unzeit; es ist die letzte Zeit. Laß sie antworten, und sie müßen antworten mit kurzem Ja oder Nein. Von Christo viel zu lehren wird dir nicht mehr erlaubt sein; es ist eben nur noch so viel Zeit, den Herrn zu bekennen. Der Herr ist nahe.

Wie nahe? Ich weiß es nicht. Menschlicher Weise gerechnet bis zu seiner sichtbaren Wiederkunft vielleicht noch eine lange Reihe von Menschenaltern. Aber die große Scheidung, welche seiner Wiederkunft vorausgeht, bereitet sich jetzt auch sichtbar vor, und darum warten wir des kommenden Herrn Jesu und lobsingen ihm, der da kommt zur Auferweckung der Todten und zum Gericht. Sehen wir nicht, wie alles, was Mensch heißt um uns her, der Zukunft entgegen sich sehnt, eilt, stürmt, tobt? Wie Niemand für die Vergangenheit, und selbst der roheste Genießer der Gegenwart für die Zukunft und wieder nur für die Zukunft lebt, schwärmt, begeistert ist? Sie wißen freilich nur von einer Zukunft des Greuels und der Verwüstung, aber sie wißen von einer Zukunft. Du bist dazu da, Christ, Du bist dazu da, sichtbare Kirche, die irrenden Zukunftschwärmer für die rechte Zukunft zu bekehren. Und diese Zukunft muß in deinem Gebet und in deinem Bekenntnis allewege eingeschloßen liegen. Umsonst gibt der Herr das Zeichen nicht von der allgemeinen Erregung der Seelen für die Zukunft; umsonst läßt er nicht zu, daß die Demokraten die Zukunft der Vernichtung der Kirche, die Halbdemokraten die Zukunft einer „allgemeinen Religion", alle zusammen die Zukunft einer neuen politischen und socialen Weltordnung verkündigen.

Du weißt, o Kirche dieser Zeit, du weißt insbesondere hessische Kirche evangelischen Bekenntnisses beßer als viele andere Kirchengemeinschaften, welche Zeichen der Zeit vorhanden sind. Du kennst den Kampf, du

kennst die Waffen. Haß und Liebe streiten miteinander den letzten großen Gottesstreit. Beginne den Kampf der Liebe und führe deine Waffen. Siege!

Der Communismus in seinem Rechte

(1850.)

ist zwar schon mehr als einmal von uns geschildert worden, indes immer mehr andeutend, als in ausführlicher Darstellung. Aber es will uns bedünken, als sei es Zeit, einmal den Spieß ernstlich umzukehren, und der gedankenlosen Welt nicht allein einige derbere, sondern auch oft wiederholte Schreie in das taube Ohr hineinzurufen, ob sie vielleicht doch wol einen Ton, wenn auch nur wie einen Klang aus weiter Ferne vernehmen möchte — einen Ton des Heils, einen Ruf der Errettung. Und wenn sie wirklich nicht hört, so wollen wir doch wenigstens nicht den Vorwurf tragen, daß wir geschwiegen haben.

Meint ihr denn wirklich, ihr, die ihr an der Revolution drängt und hetzt und schürt, daß euch diese Revolution in ihrem weiteren Verlaufe Brief und Siegel geben werde, euerm Genuße, euerm Wolbehagen recht ungestört zu dienen? Meint ihr denn, ihr Victor Hugos und Eugen Sues — und solcher Wahnsinnigen, die trotz ihres großen Reichtums dennoch die wilde Masse aufstacheln und fortwährend damit beschäftigt sind, halbe oder ganze Revolution zu machen, haben wir in Deutschland genug, ja selbst in Hessen

fehlt es nicht daran — meint ihr reichen und genußliebenden Demokraten, daß ihr fortwährend die Geldherrn würdet spielen können? Meint ihr denn, daß ihr mit euerm Vermögen stehen bleiben könntet mitten unter diesen theils wirklich hungrigen, theils durch eure niederträchtige Aufreizung hungrig gemachten Massen? Träumt euch vielleicht sogar davon, daß ihr, reich wie jetzt, wollebend wie jetzt, an der Spitze dieser Massen stehen und zu euerm Reichtum auch noch die Herschaft hinzufügen könntet? Euch zuerst wird diese Masse erbarmungslos zu Boden schlagen, mitleidlos euch zerschmettern, mit teuflischer Lust — die ihr geweckt habt — euer Hab und Gut, vielleicht eure Leiber zerfleischen. Und das mit Recht.

Meint ferner ihr, gedankenlose Pinsel, jämmerliche Phrasendrescher, verächtliche Hohlköpfe, die ihr immer mit dem großen Haufen lauft, weil ihr zu träge, zu feige und zu dumm seid, irgend eine Ueberzeugung zu haben, meint ihr, „es werde sich alles schon wieder machen, es werde alles schon wieder in Ruhe kommen, gleichviel, ob unter der Demokratie oder unter der Monarchie,“ damit ihr nur eurem täglichen Erwerb, eurem „guten Geschäft“ und Abends oder auch Morgens dem Schöppchen und dem hirnverbrannten Kannegießern nachlaufen könntet? meint ihr, es gebe eben so gut reichliche Frühstücke, schöne Kleider und Möbel, Spazierfahrten und Gesellschaften, Theater und Bälle, und für das Alles eben so gut unabgebrochenen Erwerb und Geldgewinn, oder gar — ihr feigen verächtlichen Wichte unter den Staatsdienern —

eben so gut reichliche Besoldungen nach dem Siege der „socialen Republik“ wie vorher? Meint ihr etwa noch dazu, ihr armseligen stumpfsinnigen Lappen, daß ihr durch eure politische Redensarten und Possen, durch euer „wahrhaftes constitutionelles System,“ durch euer politisches Kannegießern, durch eure langweiligen Reden und albernen Staatstheorieen (meinetwegen auch vom „einigen freien Deutschland,“ welches in euerm Munde ein Hohn und eine Narrheit ist) — daß ihr durch dieß alles etwa gar den Sieg der socialen Republik aufhalten und die „Ordnung garantieren,“ daß ihr, wenn man euch nur gewähren laße, den bösen Feind der roten Republik für immer bezwingen und ihn, wie jenen Riesen des Altertums, hinten im Kaukasus an einen Felsen schmieden könntet? — Und wenn man euer aller Leiber, deren Zal doch viel tausendmal tausend ist, eure Leiber, die freilich darum doppelt schwer sind, weil sie keine Seele haben, auf diesen Riesen werfen wollte, um ihn zu erdrücken — er wird sie abschütteln wie Fliegen, und euch todtschlagen wie die Fliegen, ohne daß jemand merken wird, daß ihr tausendmal tausend Lumpen in der Welt gewesen seid. Und das mit Recht.

Meint endlich ihr, die ihr die Revolution jetzt im Ablaufen, wo nicht im Verschwinden, oder doch wenigstens in ihren letzten Zuckungen zu sehen wähnt, meint ihr „Conservativen,“ oder wie ihr euch sonst nennt, die Zeit der, wenn schon sonst berechtigten, Lebensfreude sei wiedergekehrt und ihr dürftet euch unbesorgt und getrost eurer harmlosen geistigen und leiblichen

Behaglichkeit wieder überlaßen? euern geistigen Verkehr pflegen wie sonst, eure Wißenschaft pflegen wie sonst, eure Geistreichigkeit pflegen wie sonst, eure Geselligkeit und euern geselligen Glanz und häuslichen Comfort pflegen wie sonst? Meint ihr, eure Bildung, eure Gesittung, euren Stand wieder geltend machen zu können wie sonst? Meint ihr das? Meint ihr „christlichen Conservativen“ etwa noch dazu, ihr könntet über Christentum und Glauben euch unterhalten wie ehedem, äußerlich oder innerlich durch Geldgaben missionieren wie ehedem? in großen Versamlungen viel theologische und christliche Dinge in aller Gemütlichkeit verhandeln wie ehedem? — Wißt, es gibt unser Herr Gott denen, welche sonst auf gutem Grund und Boden stehn, allerdings Zeiten, in denen ein sorgloser, zumal geistiger Lebensgenuß zuläßig ist. Solche Zeiten haben wir dreißig Jahre lang gehabt — dreißig Jahre ungestörter weltlicher (keineswegs verwerflicher) Seelenweide. Aber diese Zeiten sind mit dem Jahr 1848 zu Ende gegangen und kommen bei unserm Leben nicht wieder. Wollen wir ihre Fortdauer erzwingen und wieder sorglos und heiter uns im geistreichen Gespräch auf unsern Schlafstühlen wiegen, sorglos und heiter unserm Comfort oder gar unserm Luxus dienen, als hätten wir einen Anspruch und ein Recht darauf — dann wird dieser Lebensgenuß allerdings verwerflich; dann sind wir um kein Haar beßer als Die, von denen vorher die Rede war. Können wir jetzt nicht resignieren, nicht opfern, nicht geistig und leiblich daran und dahin geben, nicht äußerlich und innerlich entbehren,

äußerlich und innerlich fasten, können wir den ganzen Plunder von geistigem und leiblichem Comfort nicht schonungslos bei Seite werfen und im allerbuchstäblichsten Sinne der Welt gebrauchen, als gebrauchten wir derselben nicht, können wir nicht von dem gemütlichen Spiel der christlichen Reden für immer scheiden und uns dem strengen Ernst des heiligen Amtes zuwenden, so werden wir von dem Heere der socialen Republik überwunden und vernichtet. Und das mit Recht.

Mit welchem Rechte? Nicht freilich so, als ob der Communismus an und für sich Recht hätte gegen die Personen der Ordnung und die christliche Gesellschaft, oder nur gegen die constitutionellen Träumer und Schwätzer, oder sogar nur gegen seine eigenen Anhetzer und Führer — das versteht sich von selbst. Er ist, heiße er nun Communismus oder sociale oder rote Republik, ein für allemal eine Ausgeburt der allerfinstersten Mächte, ist aus dem Abgrund hervorgestiegen und wird seiner Zeit mit allen, die ihm anhängen, auf ewig in den Abgrund zurück gestürzt werden. Aber es ist von jeher unseres Herrn Gottes Ordnung und Recht gewesen, sich zu rächen durch seine Feinde. Die bösen Dinge in der Welt bringt Er, wenn die Menschen sie nicht selbst wegschaffen durch Buße und Bekehrung, hinweg durch andere noch bösere Dinge. Die sociale Republik ist ein Werkzeug des göttlichen Zornes. In so fern ist sie in ihrem Rechte gegen alle die, welche an schlechten und faulen Zuständen und Gewohnheiten festhängen, in ihrem

Rechte, diese faulen und gottlosen Dinge zu zerstören von Grund aus. Auch wird sie nicht gebändigt werden, als bis sie entweder diese Zerstörung vollbracht oder bis die Menschheit sich gründlich bekehrt und in Folge dieser Bekehrung gebeßert haben wird. Dann, aber dann erst, wird Gott der Herr auch dieses Werkzeug seiner Strafgerichte zerbrechen und mit ewigem Feuer verbrennen.

Es ist tausendmal gesagt worden, aber es mag auch zum tausend und ersten Male gesagt werden, der Besitz, gegen welchen der Communismus sich richtet, ist ja an und für sich kein Recht; er ist kein Recht und gewährt kein Recht, in so fern er nicht auch ein Amt ist. Zum Genuß ist das Eigentum nicht da, sondern dazu, Gottes Reich durch dasselbe zu fördern und zu erweitern. Der Bauer hat sein Ackergut nicht dazu, damit er durch dasselbe reich werde, auch nicht einmal bloß dazu, damit er das tägliche Brod davon ziehe, sondern damit er durch dessen Verwaltung die von Gott geschaffene Ordnung aufrecht erhalte, Zucht auf seinem Hofe und in seinem Dorfe übe, über dem Recht und über dem Frieden wache, und vor allem damit er in rechter Dankbarkeit gegen Gott, der ihm sein irdisches Eigentum nur geliehen hat, den Frieden Gottes den Seinigen und seinem Dorfe bringe. Thut er das nicht, so hat er kein Recht — vielleicht noch eine kleine Zeit ein menschliches, aber kein göttliches Recht — auf sein Gut; benutzt er es zur Schwelgerei, zur Unordnung, zur Gottlosigkeit, so ist er wert, daß er seines Gutes verlustig gehe. Gegen ihn ist der Communis-

mus in seinem Rechte. Eben so verhält es sich mit allen Fabrikherren, Kaufleuten, Handwerkern und wer es sonst sein mag. Wer sein Geschäft und seinen Erwerb bloß als ein Mittel zum sinnlichen Genuß, zur Fleischeslust, oder zur Augenlust (zur Gemütsergetzlichkeit — und dazu hat gar Vielen, und nicht bloß den Gefühlschristen, sogar das Christentum dienen müßen) oder zur Herschaft und Hoffart betrachtet und benutzt, der kann sich nicht beschweren, wenn es ihm genommen wird. Ja, einem Solchen muß und wird es in unserer Zeit genommen werden. Einem Solchen gegenüber hat der rote Communist Recht, wenn er sagt: warum sollst Du das allein und für Dich haben? das kann ich eben so gut haben! Denn jener Besitzer hat und braucht seinen Besitz zu gar nichts anderem, als wozu der Communist ihn auch brauchen will. Daß wir in anderer, wesentlich verschiedener Weise unsern Besitz, unser Eigentum haben und gebrauchen, als die Communisten, das allein gibt uns erst den Anfang des Rechtes gegen die roten Rotten. Aber wir haben allesamt viele Jahre lang unser Eigentum und unsern Besitz nicht in anderer Weise gebraucht, als die Communisten, und darum sind sie mächtig geworden, darum allein. Deshalb nun ist es auch heute nicht mit einer innerlichen Bekehrung allein gethan, sondern es muß auch äußerliche Demütigung, freiwillige Entäußerung, zumal von der Augenlust, Entbehrung und Opfer dazu kommen. Damit müßen nun die, welche sich zu Gott und Christus bekennen,

in unsern Tagen den Anfang machen, oder das Gericht wird auch sie ereilen.

Demut in politischen Dingen
(1851)

hält man gewöhnlich für einen Widerspruch mit sich selbst, und es ist so viel allerdings wahr, daß in politischen Verhältnissen die Demut sich nicht in der Weise zeigen kann, wie im Privatleben des Einzelnen, wo doch auch schon das Herz — wenn es anders recht zugehet — weit demütiger ist, als die Außenseite es zu allen Zeiten zuläßt, es zu zeigen. In politischen Dingen heißt es herausgegangen, sich seiner Haut gewehrt, sich geltend gemacht, oder man wird bei Seite geschoben, unterdrückt, vernichtet; — man verliert sein politisches Dasein, und was damit einerlei ist, seinen Beruf, den man sich oder seinem Staate, seinem Volke nicht selbst gegeben, sondern von Gott empfangen hat. Das erscheint nun, von dem Standpunkte des Einzelnen angesehen, oft als Anmaßung, als Eitelkeit, Dünkel und Hochmut, während es nichts ist, als die pflichtmäßige Wahrung des Berufes, welchen die Lenker der Staaten und Völker nicht für sich, sondern für ihre Völker und Lande zu erfüllen haben.

Aber dennoch hat auch in politischen Dingen die Demut ihr gutes Recht, wenn sie gleich in ganz anderer Gestalt auftritt, als in dem Leben des Einzelnen.

Das kommt alsdann besonders zur Erscheinung, wenn politische Fehler sind gemacht und dadurch die politische Lage ist verschlimmert worden. Da gilt es nun nicht, Künste brauchen und Schwänke machen, um den Fehler zu vertuschen und sich unbemerkt und verstolen wieder in die vorige beßere Stellung zurück zu schwingen, noch weniger, auf den früheren, durch eigene Schuld verloren gegangenen Standpunkt zu pochen, als sei derselbe noch ungeschmälert vorhanden, am allerwenigsten, gewaltsame meist krampfhafte Anstrengungen machen, um den gemachten Fehler auf das Aeußerste zu treiben und eine sogenannte Krisis — zum Leben oder Sterben — herbeizuführen; das alles ist politische Anmaßung, politischer Stolz, politischer Dünkel, und die Erfahrungen aller Zeiten haben gelehrt, daß diese Mittel, abgesehen davon, daß sie zum innern Verderben der Personen gereichten, welche sich derselben bedienten, politisch resultatlos, ja in den meisten Fällen politisch nachteilig, zuweilen verderblich waren. In solchen Fällen kommt es vielmehr darauf an, sich die politischen Fehler gerade so unumwunden, von allen Entschuldigungen und Beschönigungen abgelöst, mit herbem und rücksichtslosem Tadel gegen sich selbst einzugestehen, wie der Einzelne sich seine sittlichen Fehler unumwunden und in ihrer vollen Nacktheit eingestehen soll; es kommt alsdann darauf an, die politisch ungünstige Lage, in die man sich gebracht hat, als eine wolverdiente Vergeltung, als eine Strafe wenigstens sich selbst, nach Umständen auch der Welt, einzugestehen und deren Uebel geduldig auf sich zu nehmen.

Nur auf diesem Wege bleibt der Blick hell genug, um das noch vorhandene Gute, die wirklich und nachhaltig wirksamen Hülfsmittel zu entdecken, die Art und Weise der Benutzung derselben zu erkennen, und der Wille bleibt unbeirrt und stark genug, das noch Vorhandene entschieden und kräftig zusammen zu raffen, sich auf sich selbst, auf sein wahres politisches Ich, zurückzuziehen, sich selbst gleichsam wieder zu finden und damit denn auch wieder aus dem Ganzen heraus, aus innerer Notwendigkeit und mit sicherm Instincte, zu handeln.

Die Begebenheiten seit der französischen Revolution von 1789 geben uns zu dem allen die einleuchtendsten und ausreichendsten Belege. Die Fehler, welche die deutschen Staaten bis dahin begangen hatten, so daß sie eigentlich genau auf demselben Standpunkt standen, auf welchem das revolutionierte Frankreich stand, wurden nicht nur nicht erkannt, sondern geradezu als Grundlage des gegen Frankreich zu führenden Kampfes gebraucht — man denke nur an das bedenkliche Manifest des Herzogs von Braunschweig und an die Eifersucht, mit welcher Oesterreich und Preußen in diesem Kampfe neben einander standen, aller andern Dinge zu geschweigen — so daß der Kampf notwendig unglücklich ausfallen mußte. Aber die politische Demut war damit noch lange nicht erreicht: die Künste, oft die schlechtesten, und Schwänke, oft die thörichtsten, die ziellosen Anstrengungen, die Großsprechereien dauerten fort, bis endlich das Unglück von 1806 eintrat. Da kam man in Deutschland zu dem warhaften Be-

wußtsein, daß man eben nichts sei, zu einem durchdringenden schneidenden Gefühle der tiefsten, und zwar ganz und gar selbst verschuldeten Erniedrigung. Die Selbstteuschungen, die Phrasen hörten auf und die reine Wirklichkeit kam zum Vorschein und zur Geltung. Die französische Uebermacht und Herschaft wurde als eine „Geisel Gottes“ in allen politischen Kreißen anerkannt. Damit, und nur damit, trat denn auch die Wendung ein; auch auf dem politischen Gebiete bewährte sich die Wahrheit auf das Glänzendste, daß allein die Demut Kraft verleihe, wie der Stolz schwach macht.

Ob unsere Zeit sich diese Ereignisse zur Lehre dienen laßen wird? Aus der Geschichte lernen die Staatsmänner selten etwas, die Völker fast niemals, und die „öffentliche Meinung“ lernt daraus schlechterdings nichts. Aber die Ereignisse der Welt gehen ihren Gang, unbekümmert darum, ob die Staatsmänner, die Zeitungspolitiker und die Völker etwas lernen oder nicht. Zwei der vorhandenen Parteien wenigstens, um vorerst die Völker und Staaten bei Seite zu laßen, haben hinreichend gezeigt, daß sie der politischen Demut, also auch einer Regeneration vollkommen unfähig sind: die Halbdemokraten und die Demokraten. Je mehr ihre bisherigen Wege sich als resultatlos, für sie selbst nachteilig, für ihre Partei wie für die Einzelnen verderblich gezeigt haben, um so fester beharren sie auf eben diesen Wegen, um so weiter werfen sie jede Schuld von sich, um so großsprecherischer, ränkevoller, verbißener werden sie. Geht die Gegenpartei entschie-

den den entgegengesetzten Weg, so kann der Sieg für sie nicht zweifelhaft sein.

Geht aber die Gegenpartei wirklich diesen Weg? hat die sogenannte „conservative" Partei politische Demut in dem Zustande ihrer Nichtigkeit, 1847 und 1848, 1849 und 1850, gelernt? Gewis, mehr als die Demokraten und Halbdemokraten; aber ganz? das bezweifeln wir, und doch hängt der Sieg nur von der ganzen Demut ab. Ein Stück Demut hilft nur zu dem kläglichen Zustande „zwischen Fallen und Wiederaufstehen." Wir fürchten, gar Viele blicken auf das Jahr 1848 zurück, nicht mit dem Gefühle, daß sie damals nichts gewesen sind, sondern mit der schmeichelhaften Empfindung, daß sie damals sehr viel gewesen sind, obgleich ihr Vielsein eigentlich in nichts anderem bestanden hat, als sich von den politischen Dingen, ja von aller Oeffentlichkeit zurück gehalten zu haben; wir fürchten, gar Viele denken noch die Gedanken von 1848 „sich eine Geltung erringen zu wollen", gar Viele denken und sprechen gar hochtrabend, gar eifersüchtelnd, gar neidvoll. Wir meinen sogar, gewissen Schichten der „conservativen" Partei sei seit 1848 erst der Dünkel recht gewachsen, und die Demütigung, von welcher sie allerdings zuweilen sprechen, haben sie eigentlich nicht erfahren, sondern ihre Eitelkeit hat sie erfahren; es war eine Kränkung, aber keine Demütigung. Die Vorgänge von Erfurt, vom September bis December 1850 in der hessischen Angelegenheit, die Dresdener Conferenzen und was damit zusammenhängt, sehen uns wenigstens, auch

was die conservative Partei im engern Sinne, wenigstens in Preußen betrifft, nichts weniger so aus, wie Früchte politischer Demut. Es scheint so, als ob man auf dieser „conservativen" Seite das Allein-Rechthabenwollen, was man doch füglich den Demokraten und ganz besonders den unbelehrbaren Halbdemokraten überlaßen sollte, noch nicht vergeßen hätte; und doch hat uns eben diese Alleinweisheit, diese Blindheit für die wirkliche Lage der Dinge, in die Zustände von 1848 hinein geführt. Es scheint so, als meine man, der ganze Fehler, welcher 1848 gemacht worden, bestehe darin, daß man nicht die gehörige Macht (d. h. militärische Macht) entfaltet, nicht in zureichendem Maße Gewalt angewendet habe. Das ist zum Theil richtig, aber eben nicht die ganze Warheit, und eben daß die halbe Warheit für die ganze Warheit gehalten wird, das ist Mangel an politischer Demut. An der Möglichkeit, Gewalt anzuwenden, fehlte es im Jahre 1848, und an dieser Möglichkeit fehlte es darum, weil Weichlichkeit, wo nicht gar Feigheit vorhanden war, und diese war vorhanden, weil man bis daher mit der Revolution direct oder indirect selbst kokettiert und gespielt hatte, und — weil man kein Vertrauen auf den lebendigen Gott mehr hatte, sondern nur auf höchst gebrechliche politische Mittel und Mittelchen. Der Bethätigung eines kräftigen Glaubens- und Kirchenlebens war man vor 1848 auf jede nur mögliche Weise, nicht selten durch gehäßige polizeiliche Maßregeln entgegen getreten, hatte die Lichtfreunde und Deutschkatholiken und dergleichen Gesindel oft

ganz direct begünstigt; wie war es möglich, dem Ausbruch dieses gottfeindlichen Lichtfreundtums — und etwas Anderes war doch die Revolution von 1848 nicht — mit nur einigermaßen entschiedener geistiger Kraft zu begegnen? — Und ist es jetzt damit anders geworden? Wir fürchten sehr, es ist der Hochmut, mit welchem man vor 1848 auf die Kirche und einen entschiedenen kirchlichen Glauben herabsah, es ist der Dünkel, mit welchem man Kirche und Kirchenglauben nur als politischen Kappzaum betrachtet, und nur so weit gelten läßt, als man Beide in politischen Dingen, vielleicht nur zur Befriedigung der Eigensucht, gebraucht, keineswegs verschwunden, keineswegs in die Demut umgewandelt, welche erkennt, daß man vor allem darum im Jahr 1848 so schwach war, weil man Gott nicht gegeben hatte was Gottes war, weil man mit Christentum und Kirche und Christus höchstens nur ein Formen- und Heuchelspiel getrieben hatte. — Und das Großwerdenwollen und Alles-Habenwollen und Alles-Seinwollen auf politischem Gebiete — ist das überwunden? Ist das Streben überwunden, Alles vor sich gebeugt sehen zu wollen, die Nasen im Staube, gleichviel auf welche Weise diese Beugung zu Stande kommt? Zu solchen Niederfallenden kann freilich Rat werden: von dieser Art sind eben die Halbdemokraten, die Liberalen und Constitutionellen, und so könnte es kommen, daß der jetzige Mangel an Demut in politischen Dingen zur Rückkehr der Geltung dieser Partei führte; der Herschaft der nackten Gewalt sind eben diese Leute wesentlich geneigt — vor

ihr beugen sie sich, vor nichts sonst. Wenn die Regierungen diese Partei für sich gewinnen und mit ihnen regieren wollen, so können sie nichts Beßeres thun, als eine recht reine Gewaltherschaft aufrichten, wovor uns Gott bewahren wolle.

Zuweilen verzweifeln wir daran, auch nur einen Funken von denjenigen Zuständen in diesen Dingen zu finden, welche von 1806—1813 vorhanden waren.

Irren wir uns darin nicht — wir wünschen sehr, daß wir uns irren — so werden die Folgen nicht ausbleiben, und wir selbst noch vielleicht genötigt werden, auf dieselben hinzuweisen.

Schnellpressendruck von Joh. Aug. Koch in Marburg.

